Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Der Meklenburgische Bote : Ein Wochenblatt

1791

Schwerin: in der Bödnerschen Buchhandlung, 1791

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499

Band (Zeitschrift) Freier Zugang

Mk_102.

3358.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0002
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

1791.

Sieben und dreyßig Stükke.

Schwerin,

in der Bödnerschen Buchhandlung.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0005
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1779411499/phys_0006
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblat.

Erstes Stück.

1791.

(Ein Krug *): an der Tafel sitzen einige Nachbarn aus dem Dorfe, nebst dem Schulzen. Man hört die Hausthür aufgehen.)

Bote (trit mit seinen Ranzen auf den Rükken und einem langen Knotenstock in der Hand, herein) Guten Abend zusammen!

Alle. Schönen Dank!

Wirth. Willkommen!

Bote. Kann ich hier Nachtquartier bekommen?

Wirth. O ja! recht gern; wenn er mit einer

*) Eine Dorfschenke. (Anmerkung für Auswärtige.)

guten Streu vor lieb nehmen will: Betten haben wir nicht.

Bote. Das bin ich schon gewohnt!

Wirthin. I nun! Ich will ihm ein reinlich Kopfkissen und ein warmes Deckbett dazu geben: Er soll schon gut liegen.

Wirth. Woher des Landes, mein Freund? — Wenns erlaubt ist zu fragen.

Bote. Von Schwerin.

Wirth. Etwa ein Professionist?

Bote. Nein!

Wirth. (mit einem wichtigen Gesicht) Aha! Er ist wohl ein Kesselflikker! Frau! du hast ja auf einen gewartet!

Bote. (lacht) Ich bin auch kein Kesselflikker, Herr Wirth! Ich will ihm aus dem Traum helfen: ich bin der meklenburgische Bote, der von der schwerinschen Buchhandlung abgefertigt wird.

Wirth. So so! der meklenburgische Bote — Ich wüßte mich doch nicht zu erinnern, daß ich ihn schon einmal gesehen hätte: und die Landstrasse geht doch hier vorbey.

Bote. Das glaub' ich gern, daß er mich nicht kennt; denn diese Strasse bin ich noch nicht gekommen. Ueberhaupt bin ich noch nicht lange im Meklenburgischen.

Wirthin. Das hört man an der Aussprache.

Wirth. Mit Erlaubniß zu fragen: was ist er für ein Landsmnnn? **Bote.**

Bote. Ich bin ein Sachse von Geburt.

(man sieht sich verwundernd an)

Wirth. Ey ey! — ein Bote? —

Wirthin. Aus einer Buchhandlung? —

Schulze. Aus Schwerin?

Bote. Warum seht ihr mich so verwundernd an, ihr Leute?

Wirth. Mit Erlaubniß zu fragen — was ist das für eine Botschaft die er so — trägt

Bote. Aha! Jezt begreif' ich, warum ihr euch so wundert. Solche Boten sind hier zu Lande nicht so gewöhnlich wie in Obersachsen und im Reiche; da trift man in jedem Dorfe einen solchen Ranzenträger an. Mein Ranzen steckt voller Bücher, die in der Bödnerschen Buchhandlung in Schwerin zu haben sind, und die ich im Lande herum tragen muß.

Wirth. Aha!

Schulze. Wenn er nun immer im Lande herum reiset, so muß er uns wohl recht viel Neues erzählen können?

Bote. O! Neues passirt so viel in der Stadt und auf dem Lande, daß ich mein ganzes Ränzel damit anfüllen könnte, wenn keine Bücher drin wären: und wenn ihr sonst gern erzählen hört, so dürft' ich euch nur zuweilen ein Stückchen aus meinem Lebenslauf erzählen — davor

steh ich, daß euch dabey die Zeit nicht lang werden sollte.

Schulze. Das thu' er, lieber Freund! das wird uns allen recht angenehm seyn. Auf dem Dorfe ist man so wie begraben, da hört und sieht man nichts von alle dem, was in der Welt passirt.

Wirth. Es soll sein Schade nicht seyn; seinen freien Trunk soll er immer bey mir haben.

Bote. Das nehm' ich mit Dank an. Aber ich habe euch noch einen andern Vorschlag zu thun, der auch hieher paßt.

Wirth. Nu! Laß er hören!

Bote. Meine Herren in Schwerin sind mit einigen Männern, welche den arbeitsamen Bürger und Landmann gar wohl zu schätzen wissen, in der Absicht, das Vergnügen und die Zufriedenheit ihrer Nebenmenschen durch angenehme und nützliche Gespräche und Erzählungen zu befördern, in eine Gesellschaft getreten. Diese Gesellschaft nun hat sich zum Zwek gemacht, wöchentlich ein Blat drukken zu lassen, das für Jedermann nützlich und angenehm zu lesen, und besonders für die Kentnisse und Begriffe des Landmanns eingerichtet seyn soll. Der Anfang ist schon gemacht, und ich habe unter Wegs viele solche Blätter verkauft. — Weil ich nun ein armer Teufel bin und zu Haus eine kranke Frau habe, und das Paar Schillinge, die ich als Bote verdiene, kaum

zu

zu Schuh und Strümpfen für mich hinreicht; so haben mir meine Herren einige solcher Blätter geschenkt, daß ich sie des Abends im Nachtquartier vorlesen darf. „Vielleicht (sagten sie, als ich weggieng) vielleicht ist der Wirth ein feiner, christlicher Mann, dem etwas an der Aufklärung seines Verstandes gelegen ist, bey dem du ein Stükchen Speck und ein Glaß Bier dafür umsonst hast: oder vielleicht sind in dem Dorfe verständige Bauern, die gern etwas nützliches und angenehmes hören, welche dich einmal mit sich stopfen lassen, oder dir einen Schnaps dafür reichen; so kanst du dein Bißchen Lohn in der Tasche behalten, und deiner kranken Frau etwas zu gute thun, wenn du nach Haus kömst."

Schulze. Das wird jeder von uns recht gerne thun. Da! laß er sich dienen! (reicht ihm sein Glaß) Mit mir kan er trinken, wenn er will!

Bote. Ich bedanke mich.

Ein Bauer. Da stopf' er sich, wenn ihm mein Tobak gut genug ist: ich hab' ihn selbst gebaut. (reicht ihm seinen Tobaksbeutel) Mit mir kann er immer stopfen, wenn er will.

Bote. Ich danke von Herzen!

Wirth. Mir solls auch nicht drauf ankommen! Wo Sechse essen, da ißt der Siebende auch mit; wenn er uns nur recht was hübsches vorlies't.

Bote. Ihr sollt mir gleich sagen, wie es euch gefällt. (holt den Tornister hervor)

Schulze. (zur Wirthin) Marthe! schickt doch geschwind nach dem Herrn Schulmeister, der muß dabey seyn. Wenn wir ihn nicht rufen liessen, ich glaube, er vergäb' es uns sein Lebtage nicht!

Wirthin. Gleich! — Horch! Es kömmt Jemand! Er ists gewiß!

Schulmeister. (trit herein)

Alle. Ja er ists! er ists!

Schulmeister. Guten Abend!

Alle. Schönen Dank!

Schulze. Das ist gut, daß er kömmt: eben wollten wir ihn hohlen lassen. Da ist ein neuer Bote aus Schwerin angekommen, der will uns alle Wochen was recht schönes zu lesen mitbringen, und heute will er schon den Anfang machen und uns was vorlesen. — Er ist ja auch ein Gelehrter, Herr Schulmeister — er soll uns Bescheid sagen, wenn etwas vorkömmt, was wir nicht verstehen.

Schulmeister. (grüßt den Boten) Guten Abend, mein Freund!

(sieht ihm scharf ins Gesicht, als wenn er ihn schon gesehen hätte)

Bote. Guten Abend, Herr Schulmeister!

Wirth. Es ist ein Landsmann von ihm, Herr Schulmeister! Er ist auch ein Sachse von Geburt.

Bote. (der den Schulmeister auch scharf ansieht) Mir ists immer, als hätten wir uns schon gesehen.

Schul-

Schulmeister. Seh' ich recht oder nicht? — Werner! Bist du's, oder ists dein Geist? —

Bote. (reicht ihm die Hand) Ja, Bruder Waidlich! Ich bins mit Leib und Seele! — Aber wie hat dich das Schiksal hieher ins Mekklenburgische geführt? und oben drein als Schulmeister? —

Schulmeister. Laß du mich erst fragen: welcher Wind hat dich zu uns geführt? und das in so armseligen Umständen! als Bote! Es muß dir sehr schlimm in der Welt gegangen seyn! Als wir noch zusammen auf der Schule waren, da lebten deine Eltern noch: und das waren gar wohlhabende, angesehene Leute!

Bote. Wenns einmal Zeit und Umstände erlauben, so will ich dir meine ganze Lebensgeschichte erzählen, von der Zeit an, als du von Hause wegkamst. Mir ist seit der Zeit gar schlimm mitgespielt worden. Ach es giebt der bösen Menschen gar viel in der Welt!

Alle. Jawohl! Jawohl!

Bote. Seit der Zeit, als du von uns wegkamst, bin ich auf Universitäten gewesen; und habe da das Meinige treulich und redlich gelernt.

Schulze. (sich verwundern) Was? Er hat studirt?

Bote. Jawohl!

Wirth. Und nun ist er ein armer Bote!

Schulze. Der Menschen Schicksale sind wunderlich!

Bote. Als ich ausstudirt hatte, und nach Hause kam, war kein Mensch, der sich meiner angenommen hätte, denn mein Vater war unterdessen gestorben. Du weißt, wie die Sachsenländer so voller Menschen sind, und besonders voller Gelehrten; denn da will alles studiren. Da hatte dann nun der Eine einen Vetter, oder einen Schwager, oder einen Vater, der sich seiner annahm, der Andre hatte eine Muhme, oder eine Braut, die sich am rechten Ort für ihn verwandte; aber um wen sich kein einziger Mensch bekümmerte, das war der arme Werner!

Schulmeister. Das ist der Welt Lauf.

Bote. Ich wurde von einer Zeit zur andern vertröstet, und immer wurden mir andre vorgezogen, die die krummen Wege besser verstanden als ich, bis ich mein Bischen Vermögen unter lauter Hoffen und Harren zugesetzt hatte.

Schulmeister. Du armer Schelm! — O! Ich weiß auch ein Liedchen davon zu singen!

Bote. Ich hatte nun nichts mehr zu beissen noch zu brokken. Bald begegnete mir Einer im seidenen Kleide, der auf der Schule unter mir gesessen hatte; dort fuhr einer mit vier Pferden, von dem ich wußte, daß er nicht halb so viel gelernt hatte, als ich. Das verdroß mich so sehr,

daß

daß ich aus Desperation unter die Kaiserlichen gieng.

Alle. Unter die Kaiserlichen?

Wirthin. (mitleidig) Ach du lieber Gott!

Bote. Da habe ich denn viele Strapazen mit ausgestanden, bin bey der Belagerung von Choczim mit gewesen, habe viele Treffen und Scharmützel gegen die Türken mitgemacht, wovon ich euch ein ganzes Jahr erzählen könnte!

Alle. O! Erzähl' er was! Erzähl' er uns was', von den Türken!

Bote. Für diesmal nicht. Ein andermal, wenn ich wieder komme.

Schulze. Ueber acht Tage!

Bote. Wollen sehn!

Schulmeister. Nun! wie wars weiter?

Bote. In einem heftigen Scharmützel wider die Türken wurden mir von einer Kartetschen-Kugel die zwey Finger an der linken Hand weggeschossen. Ich ward sogleich ins Lazareth gebracht und nach vielen Schmerzen so gut als möglich kurirt. (zeigt seine Hand her, woran die zwey Mittelfinger fehlen) da seht ihr die Stumpen noch!

(Alles drängt sich herbey und besieht die Hand)

Bote. Weil ich aber dadurch zum Dienst unbrauchbar wurde, so bekam ich für meine treugeleisteten Dienste, und für meine zwey verlohrnen Finger — meinen ehrlichen Abschied.

Schulmeister. O! du armer Schelm! bekamst du denn keinen Gnadenthaler?

Bote. Hat sich was! Keinen Heller! Wenn die grossen Herren allen Invaliden Gnadengelder geben wollten, so hätten sie viel zu thun!

Schulmeister. Nun, wie gieng dirs weiter?

Bote. Wie sollte mirs gehen? Schlimm genug! Armseelig und kümmerlich schlug ich mich durch Deutschland, bis ich endlich in meine Heimath kam.

Schulmeister. Nun wars wohl gut? Nun nahmen sich deine Landsleute wohl deiner an?

Bote. Ja! hat sich was anzunehmen! Die wenigen Verwandten die ich hatte, waren gestorben, bis auf einen Vatersbruder von mir, und der lies die Thür zuschliessen, als ich ihn besuchen wollte.

Wirthin. (schlägt die Hände zusammen) Ach du mein GOtt!

Schulmeister. Und der Schurke war deines Vaters Bruder?

Bote. Wohl war er das, und obendrein mein Pathe.

Schulze. Was es doch für böse Menschen in der Welt giebt! Wir denken immer es ist bey uns allein so; aber auf die Art mags wohl in der ganzen Welt nicht besser seyn?

Schulmeister. Nun, wie weiter?

Bote. Was war da zu thun? Ich schnallte mei-

meinen Ranzen, und kehrte meinem Vaterlande zum zweitenmale den Rücken zu. Es würde für heute zu lang dauern, wenn ich dir meine Unglücksfälle alle erzählen wollte: Kurz; ich kam hieher ins Meklenburgische nach Schwerin und — wurde Bote. Dies ist nun meine erste Wanderung und — hier bin ich!

Schulm. Armer Werner! du dauerst mich von ganzem Herzen! doch ein guter, froher Muth, Vertrauen auf Gott, und ein gutes Gewissen läßt nimmermehr zu Schanden werden.

Bote. Da hast du recht. Das ist auch das einzige, was mich erhält. So lang ich noch Muth und Gesundheit habe, fürcht' ich nichts auf der Welt.

Schulm. Ich habe auch viele wunderliche und seltsame Schiksale ausgestanden, ehe ich mein Stükchen Brod hier im Meklenburgischen gefunden habe, und wenn dirs recht ist, so wollen wir uns manchen langen Abend mit Erzählen vertreiben.

Bote. Das wollen wir, und wenn wir nichts mehr wissen, so lese ich euch mein Wochenblat, oder sonst was hübsches aus meinem Torniſter da vor.

Schulm. Ey das ist wahr! Bald hätte ich vergessen, daß du uns heute noch etwas vorlesen wilst. So laß doch hören!

Bote. Sogleich! -- (fängt an zu lesen)

Die Verfasser an ihre Leser.

Statt der Vorrede.

Liebe gute Landsleute!

So ungeheuer groß auch die Menge der Bücher ist, die alljährlich von Messe zu Messe geschrieben und gedrukt werden, so groß auch die Anzahl der Journale, Monatschriften und Wochenblätter ist, die hie und da in unserm deutschen Vaterlande ausgegeben werden, so viele von diesen Schriften auch hin und wieder für **gemeinnützig** ausposaunet worden; so haben wir doch bis jezt, außer dem Salzmannischen **Boten aus Thüringen**, welcher überdies nur für einen kleinen Theil von Oberdeutschland geschrieben wird, und wovon ein großer Theil immer aus Zeitungsnachrichten besteht, welche wir hier, wegen der Nähe der Hamburger und Altonaer Zeitungen, sehr gut entbehren können, keine einzige Zeitschrift, die das Unterhaltende und Angenehme mit dem Brauchbaren und Nüzlichen auf eine solche Art verbände, daß sie ihrer Schreibart nach von Jedermann verstanden, und ihres Innhalts von Jedermann mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden könnte. Am meisten aber mangelt es in Niederdeutschland und besonders in unserm Vaterlande an einer Schrift, welche dem arbeitsamen Bürger und Geschäftsmann in den

Feyer-

Feyerstunden nicht nur eine unterhaltende Erholung verschaffte, sondern ihm auch hier und da nützliche Beyträge zu Künsten und Gewerben lieferte, die er vielleicht zu seinem Vortheil verwenden könnte; welche dem aufgeklärterm Landmann an Sonn- und Festtagen nicht nur einen angenehmen Zeitvertreib gewährte, sondern ihm auch neue Erfindungen und Bemerkungen über Landwirthschaft, Gartenbau, Viehzucht und dergleichen mittheilte, die er nach angestellter Prüfung, vielleicht hier und da in seiner Oekonomie gebrauchen könnte. Diese Umstände haben uns bewogen, ein wöchentliches Blat, unter dem Nahmen: **Der Mekl**enburgische Bote, drukken zu lassen und auszugeben. Wir haben uns zum Zweck gemacht, unter der Einkleidung von interessanten Gesprächen und Erzählungen durchgängig das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, auch zuweilen lesenswerthe Auszüge aus Büchern mitzutheilen, welche entweder zu kostbar, um sie sich anzuschaffen oder in einer Sprache geschrieben sind, die nicht für Jedermann lesbar ist. Zuweilen sollen zur Veränderung ausgesuchte Anekdoten, Räthsel, auch wohl Gedichte, die dem Plan dieser Schrift angemessen sind, mit eingewebt werden, um dem Ganzen Mannigfaltigkeit zu geben.

Wir hoffen, daß unsre gute Absicht bey dieser Unternehmung von unsern biedern Landsleuten nicht ver-

verkannt werden wird; und wir hingegen an unserm Theil werden alles Mögliche thun, unserm Plane treu zu bleiben, um die Achtung und Unterstützung unserer Leser zu verdienen.

Von dieser Schrift wird übrigens in der Bödnerschen Buchhandlung in Schwerin wöchentlich ein gedrukter Bogen ausgegeben; so wie sie zugleich auf allen Postämtern hiesiger und benachbarter Länder zu haben seyn wird. Der Preis ist vierteljährlich 24 Schillinge. — Wir schmeicheln uns, daß die Herren Postbeamten die Gefälligkeit haben werden, solche zu vertheilen, wofür sie eine annehmliche Provision erhalten werden. Sollten andere Freunde dieses Unternehmen mit Colligiren begünstigen wollen, so haben sie sich eben derselben Erkänntlichkeit zu gewärtigen.

Bote. Nun! was sagt ihr dazu?

Schulm. Ich meine, daß es recht gut ist, daß die Herren Gelehrten seit einiger Zeit angefangen haben, die deutsche Sprache deutsch zu schreiben.

Schulze. (lacht) Was er da spricht, Herr Schulmeister! Wie kann man denn die deutsche Sprache anders schreiben als deutsch?

Schulm. Das ist so natürlich, daß sogar der der Schulze über die Möglichkeit lacht, daß es anders

anders hätte seyn können; und doch wars anders. Wenn man sonst ein Buch in die Hände bekam, so war so viel griechisch, lateinisch, auch französisch. und wer weiß was alles mit untergemischt, daß man alle diese fremden Sprachen erst lernen mußte, ehe man seine Muttersprache lesen konnte.

Bote O! und noch giebt es viele neue Bücher von dieser Art, die so bunt aussehen, daß man zu rathen hat, ob sie in französischer, lateinischer oder englischer Sprache geschrieben sind.

Schulm. Um so mehr sind diejenigen zu loben, die es unternehmen so zu schreiben, daß es Jedermann lesen kann. Denn etwas schweres und unverständliches zu schreiben, ist gar keine Kunst.

Schulze. Wenn das eine Kunst wär, so hätte ichs weit darin gebracht, denn der Herr Gerichtshalter giebt mir meine Aufsätze allzeit dreymal zurück: weil ers nicht verstehen kann.

Schulm Nein! da wirst du dem ganzen Dorfe eine wahre Freude machen, wenn du uns zuweilen aus dem Wochenblatt etwas vorlieseſt!

Schulze. Es bleibt dabey: Er trinkt mit mir!

Ein Bauer. Er stopft mit mir!

Wirth. Er ißt mit mir!

Schulmeist. Was? Ihr habt meinen alten Freund ja ganz und gar in Beschlag genommen? — Nun gut; wenn er mit dem Schulzen trinkt, und mit Jochen stopft, und mit dem Wirth ißt, so

soll

soll er beym Schulmeister schlafen: ein Bett bekömmt er hier doch nicht.

Bote. Ich danke euch allen von ganzem Herzen für euren guten Willen, und ich werde gewiß alles mögliche thun, eure Wohlthaten zu verdienen. — O! wenn die Welt voll solcher guter Menschen wär, so hätt' ich meine zwey Finger noch und mein Botenranzen wär gewiß noch einmal so leicht

Schulm. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man im Mittelstande immer die besten Menschen antrift.

Bote. Und auch die glüklichsten!

Es haschet nach Freude der Bettler und König,
Und sind doch der würklichen Freuden so wenig!
Der König verfolgt sie mit krankem Gelüster:
Den Bettler erdrükket sein Sorgentornister.
Der König läßt unerkannt, weit sie zurükke:
Der Bettler ihr nachkriecht mit Schnekkengeschikke.
Nur der ist ihr Liebling, nur der ist beglükket,
Den weder der Purpur noch Bettelsak drükket.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Zweites Stück.

1791.

(Alles ist in der Wirthstube voll Angst und Schrecken. Die Wirthin sizt zitternd und leichenblaß auf einem Stuhle. Der Wirth, seine Töchter, der Schulze, Schulmeister und andere Bauern sind um sie herum beschäftigt. (Der Bote tritt ein.)

Wirth. Hülfe! Hülfe! Ach meine arme Frau! Sie stirbt uns unter den Händen!

Schulze. Hurtig! brennt Schwefel an und haltet ihn ihr unter die Nase!

Ein Bauer. Gieß't ihr ein Glas frisch Wasser ins Gesicht!

Wirth. Knoblauch auf den Puls gebunden, soll auch gut seyn!

Bote. Guten Abend, ihr Leute! Was geht hier vor?

Alle. Der Bote! der Bote!

Wirth. Ach! meine Frau will sterben!

Schulze Hat er nichts Niederschlagendes bey sich?

Bote. Sagt mir nur erst, was ihr fehlt?

Alle. Sie hat was gesehen! Sie hat was gesehen!

Bote. Ein Beweis, daß sie die Augen auf dem rechten Flecke hat.

Wirth. Ach, spott' er nicht! Es ist kein Spaß!

Bote. Nun, was hat sie denn gesehen?

Alle. Ein Gespenst! Ein Gespenst!

Bote. Das ist was anders! Geschwind' ein Glaß Wasser und Salz darin; das schlägt nieder.

(Man bringt es, die Wirthin trinkt und erholt sich.)

Bote. Nun, so erzählt mir doch, was sie eigentlich gesehen hat? Sie wird wohl eine alte Weide für eine Nonne, oder den Backtrog für einen Elephanten angesehen haben.

Schulze. Nein, nein! Spott' er nicht! Wir habens alle gesehen: und wenn er's Herz hat, so kann er's auch zu sehen bekommen.

Bote. Da wäre ich doch neugierig.

Schulm. Es ist dir wirklich sonderbar. Ich bin sonst nicht furchtsam: ich gehe zwischen eilf und zwölf Uhr, wohin mich Einer haben will: ich muß öfters mitten in der Nacht auf den Kirchthurm, wenn die Uhr steht, und es ist mir, Gott Lob und Dank! noch nichts passirt; aber vorhin — muß ich sagen — bin ich so erschrocken, daß mir noch jezt alle Glieder zittern.

Bote. Nun, was war es denn?

Schulm. Wir sitzen hier ganz vergnügt in der Stube, und warten auf dich. Auf einmal hören wir ein Geschrey: wir springen herzu: die Wirthin kömmt uns erschrocken entgegen gelaufen, und führt uns in den Garten. Da war dirs, als wenn unter einem Baum ein zugespitzter Haufen von lauter Perlen und Edelgesteinen lag. Es flimmerte, daß Einem die Augen weh thaten. Darneben lag ein großer, schwarzer Hund mit feurigen Augen tellergroß! — Es lief uns allen eiskalt über den Rücken. Endlich faß' ich mir ein Herz und gehe darauf zu. Wie der Blitz springt die grosse schwarze Bestie mir entgegen, als wollte sie mich verschlingen, und wie die Wirthin sagte, so hat der Köter große Feuerflammen über mich her gespien. Ich selbst habe das nicht gesehen, denn ich hielt die Hände vors Gesicht und lief davon.

Bote. Das ist seltsam.

Schulze. Ja, ja! wie gesagt! Es liegt ein Schatz da vergraben! Nur immer alle sieben Jahr läßt sichs einmal sehen. Vor alten, alten Zeiten hat hier ein prächtig Schloß gestanden, das im dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist. Als die Feinde angerückt sind, hat der Edelmann all sein Haab und Gut hieher vergraben, und einen bösen Kobolt darüber gesezt, der es nicht eher herausgeben darf, als bis ihm von einem Sonntagskinde ein rother Sperling, eine grüne Katze, und eine gelbe Fledermaus dargebracht wird.

Bote. Hahahaha! Da kann der Kobolt Wache stehen, bis an den jüngsten Tag! Kann ich die Rarität nicht auch zu sehen bekommen?

Schulze. O ja! das bleibt so, bis die Nacht um Eins. Aber ich will ihm nicht gerathen haben aus Vorwitz hinzugehen: es dreht ihm den Hals um, wie einer Taube.

Bote. Wollen sehen, wer stärker im Halsumdrehen ist, ich oder der grosse Höllenhund! Mein Knotenstock soll den armen Geist eher erlösen, als ein Dutzend grüne Katzen. Wer die Beschwörung mit ansehen will, der folge mir in den Garten.

(Alle gehen mit ihm zitternd und zagend hinaus.)

Bote.

Bote. (indem er in einiger Entfernung etwas flimmern und darneben einen großen schwarzen Hund liegen sieht) Ja wahrhaftig, ihr habt recht gesehn: das sieht wirklich aus wie eine Pyramide von lauter Gold und Edelsteinen — und der schwarze Hund darneben — gräßlich genug! — Seht, jezt weiß ich mir den glänzenden Schimmer eben so wenig zu erklären, als ihr; aber ich lebe nach meinem Glauben, und mein Glaube ist: **in der Welt geht alles natürlich zu.** Wer will mich begleiten, wenn ich mit meinem Knotenstock in der Hand, grade auf den Hund los gehe?

Wirth. Ums Himmels willen bleib er zurück! Er ist nicht in seinen Berufsgeschäften! Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, der kömmt darin um. Laß er den armen Geist in Ruh, denn er wird ihn warlich nicht erlösen!

Bote. Warum nicht? Topp! ich hebe den Schatz! Halbpart, wer mit mir geht! (alle schweigen) Will keiner mit? Gut, so heb' ich ihn allein.

(Er drückt den Hut ins Gesicht, nimmt seinen Knotenstock in beyde Hände und marschirt unter beständigem Geschrey der andern auf den Birnbaum zu. Der Hund fängt an zu knurren und zu bellen.)

Schulm. Bruder Werner! Bleib zurück! Laß dich warnen! Hier hat der Teufel sein Spiel!

(Der Bote, ohne sich an das Zurufen zu kehren, springt hinzu, und haut mit mörderlichen Schlägen auf den Hund los, welcher mit einem fürchterlichen Geheul davon läuft. Er tritt näher, und wird statt der vermeinten Perlen und Edelgesteine zwey an einander gelehnte Stücken faules Holz gewahr.)

Bote Victoria! Ich habe gesiegt!

Schulze. Still geschwiegen, und geschwind den Hut oder das Schnupftuch darauf geworfen, sonst verschwindet der Schatz!

Bote. (breitet sein Sacktuch über die Holzstücken) Herbey, ihr Leute, mit einer Laterne, daß wir die Bescherung erkennen können: bringt einen Handkorb mit, daß wir das Gold und Silber hinein thun können

(Alle kommen freudig mit Lichtern und Handkörben herbey.)

Schulm. Er ist ein **weiser Mann!** Er kann den Teufel bannen!

Bote. Ja, mein Freund! ich bin ein Sonntagskind.

Wirth (hastig) Die Hälfte gehört mir: der Schatz ist auf meinem Grund und Boden gefunden.

Bote. (sich hitzig stellend) Was? Vorhin, als der feurige Hund verjagt werden sollte, da wollte keiner mit; nun, da die Gefahr vorüber, und der Schatz gehoben ist, wollt ihr mit mir theil

theilen? Der Angstschweiß hat mir auf der Stirn gestanden: ich habe den Geist mit Gefahr meines Lebens erlöst: der Schatz ist mein: ich will doch sehen, wer mir meinen verdienten Lohn entreißen will!

Wirth Das wollen wir sehen! das wollen wir sehen! Wenn er sich nicht im Guten mit mir abfindet, so geh' ich sogleich ins Amt und gebe es an; da wird ihm alles vor der Nase weggenommen, und er bekommt keinen Schilling davon.

Bote. (thut, als gäb' er nach) Nun, meinetwegen: ich bin zufrieden. Sezt die Körbe her.

(Sie setzen die Körbe neben dem Schnupftuch nieder.)

Schulze. Wer den Schatz gefunden hat, muß das Tuch aufheben.

Bote. Gut.

(Er hebt es auf, und man erblickt die zwei Stücken faules Holz. Alle sehen sich erstaunt an. Der Bote schlägt ein lautes Gelächter auf.)

Bote. Nun, was sagt ihr dazu?

Schulze. Ihr Kinder! das geht nicht mit rechten Dingen zu. Der Böse — Gott sey bey uns! — hat das Gold und die Perlen in faules Holz verwandelt.

Bote. Hahaha! was ihr für Menschen seyd! Ehe ihr es natürlich zu erklären sucht, erdenkt

ihr lieber das seltsamste, ungereimteste Zeug. Wißt ihr denn nicht, daß faules Holz des Nachts leuchtet? Diese Stücken Holz waren an einander in die Höhe gelehnt, und an der Erde lagen einige andere Stücken vermolmtes Holz, das in der Ferne wie ein Haufen Perlen und Edelsteine aussah.

Schulze. Aber der Hund —

Bote. War ein Hund. Bey der Nacht scheinen alle Augen feurig, und besonders Hunde- und Katzenaugen. Zum Beweiß, daß es ein ganz natürlicher Hund gewesen ist, liegt hier ein Schinkenknochen, woran er nagte und wovon er sich durch euch nicht wollte vertreiben lassen, bis ihn mein Knotenstock friedlichere Gesinnungen beybrachte.

Schulze. Ich bleibe dabey: es gieng nicht mit rechten Dingen zu. Warum konnte der Herr Schulmeister den Satan vom Hunde nicht vertreiben? Das mach er uns nicht weiß! Er versteht die schwarze Kunst: er hat gewisse Worte dazu gesagt.

Bote. Zulezt macht ihr mich gar zum Zauberer! Hat der Hund mich nicht auch angeknurrt? Wenn ich nicht so frisch auf ihn zugegangen wär, und ihm so nachdrücklich mit meinem Röhrchen zugesprochen hätte, so würde er gewiß auch auf mich losgesprungen seyn. Ueberdies — weiß denn niemand, wer das Holz hieher gestellt hat?

Lena. Ich bins gewesen. Es war naß: ich stellte es heut früh her, um es austrocknen zu lassen.

Bote.

Bote. Nun, ihr Herren! habt ihr noch was einzuwenden?

Alle. Nein.

Bote. So gebt der Wahrheit die Ehre zu gestehen: es gieng alles natürlich zu: und so laufen alle dergleichen Gespenster-Historien, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, wenn man sie bey Lichte besieht, darauf hinaus: **es geht in der Welt alles natürlich zu.** Wenn man sich ein Herz fasset, alle Furcht verbannt, sich fest einbildet: es giebt keine Gespenster, und überall grade zu geht, gesezt auch, daß man es sich anfangs nicht erklären kann, wie dies und jenes zugehet, so wird man gewiß am Ende finden, daß man entweder falsch gesehen, oder falsch gehört, oder daß Einem die Furcht einen blauen Dunst vorgemacht habe. Aus dieser heutigen Geschichte können wir sehen, was für Unglück aus einer solchen kindischen Furcht entstehen kann. **Erstens** hätte unsere Frau Wirthin der Schlag treffen können; denn wir haben Beyspiele, daß Menschen auf der Stelle vor Furcht geblieben, oder Zeitlebens kontract worden sind: daß sie Gicht, böse Ausschläge, Triefaugen, oder gar das böse Wesen vor Schrecken bekommen haben. **Zweitens** hätte der Wirth, den ich doch für einen guten friedliebenden Mann ansehe, des reichen Schatzes wegen beynahe Händel mit mir angefangen,

und wenn ich hitzig gewesen wär, oder nicht gewußt hätte, daß der Schatz aus faulem Holz bestände, so hätte leicht etwas geschehen können, daß wir Zeitlebens hätten zu bereuen gehabt; denn der Geiz ist die Wurzel alles Uebel. Drittens hättet ihr mich beynahe für einen Hexenmeister gehalten, und wer weiß, was der Schulze da noch jezt von mir denkt. Wenn das um ein Paar hundert Jahre früher geschehen wär, wo die Welt noch eben so dumm war, als sie sich jezt klug zu seyn dünkt, so wär ich als ein Zauberer verbrannt worden.

Schulze. Daß Gott erbarm!

Schulmeist. Ganz gewiß. — Liebe Freunde! Heut haben wir viel vom Boten gelernt. In Zukunft will ich immer, es mag mir auch begegnen, was da will, grade darauf los gehen; denn ohne Gottes Zulassung kann mir nichts geschehen, und der liebe Gott wird gewiß nicht zugeben, daß seine Menschen von Kobolten und Gespenstern gequält werden, da der Noth und Qual auch ohnedieß genug in der Welt ist.

Bote. Recht so! Und wenn man drey- oder viermal gefunden hat, daß es natürlich zugegangen ist, so fürchtet man sich zulezt gar nicht mehr. — In meiner Jugend passirte mir einmal eine Geschichte, die mich beynahe meine Hand gekostet hätte.

Ich liege im Bette und wache zwar, habe aber,

ohne

ohne daß ich es weiß, die Augen zu. Nun wißt ihr wohl, daß sich da zuweilen seltsame und wunderliche Bilder vor die Augen mahlen. Plötzlich kommt mirs vor, als stünde vor dem Bette, auf dem Orte, wo gewöhnlich ein Stuhl stand, meine Großmutter vor mir, die vor einigen Monaten erst gestorben war. Du wachst doch, dacht ich bey mir selbst: und das ist deine seelige Großmutter, wie sie leibt und lebt. Ich denke nicht anders, als daß ich die Augen auf habe, so lebhaft stellte sich das Bild mir dar. Das vermeinte Gespenst kam immer näher, schnitt mir abscheuliche Gesichter und streckte seine dürren Hände nach mir aus, als wollte es mich mitnehmen. Ich glaubte nun schon damals alle dergleichen Alfanzereyen gar nicht, aber doch schwitzte ich vor Angst wie ein Braten. Hätt' ich mich nun in mein Bettlaken *) gewickelt, oder auf die andere Seite herumgekehrt, so hätt' ich den andern Tag darauf schwören können, daß ich meine Großmutter gesehen, daß sie mir Gesichter geschnitten und gedroht habe mich mitzunehmen: die Geschichte wär von Jedermann, selbst von mir für wahr gehalten und überall mit Anmerkungen reichlich versehen, nacherzählt worden. So aber faßte ich mir ein Herz: das ist das erstemal, dachte ich, daß dir so etwas vorkömmt: wer weiß, wenn sich wieder

*) Bettuch.

der einmal so eine schöne Gelegenheit darbietet, zu erfahren, was an dergleichen Sachen ist. Ich ballte meine Faust, hohlte aus, und schlug aus Leibeskräften — auf den Stuhl der vor meinem Bette stand. Der heftige Schmerz, den ich an meiner Hand empfand, öfnete mir die Augen: ich sah den hölzernen Stuhl, wie sonst, vor dem Bette, und erkannte meinen Irrthum. Zum Lehrgeld für diese Wahrheit mußte ich meinen Arm vier Wochen lang in einer Binde tragen. -- Kommt herein in die Stube: ich will euch eine ähnliche Geschichte vorlesen, da wir einmal von Gespenstern sprechen, und heute schwerlich auf etwas anders kommen werden.

(Sie gehen in die Stube zurück: der Bote liest.)

Ein gewisser Obrist verlohr in einer Schlacht das Leben, und wurde von seinem Freunde, einem Landedelmanne, lange herzlich beweint, denn sie hatten sich beyde sehr geliebt. Man wußte die Gegend, wo der Obrist gefallen war: auch wußte man, daß sein Schädel in der Gegend des rechten Schlafs von einer Flintenkugel war durchschossen worden. Der Edelmann besuchte die Wahlstatt oft und erinnerte sich mit Wehmuth seines geliebenen Freundes. Unverhofft wurde er einstmals einen sehr weißen Todtenkopf gewahr, aus welchem

chem durch die Länge der Zeit, die er gelegen hatte, Gras hervor wuchs. Der Edelmann betrachtete den Schädel lange, wendete ihn um, und fand auf der Seite des rechten Schlafs eine Oefnung. „Das ist der Kopf meines Obristen,„ ruft er erfreut aus. Er besieht ihn lange, und glaubt endlich gewiß, einen traurigen Ueberrest von seinem Freunde gefunden zu haben: drückt ihn an seine Brust, und nimmt ihn mit sich nach Haus. Er beschließt, den Todtenkopf einst neben sich in seinem Grabe ruhen zu lassen, und stellt ihn in sein Schlafgemach zur steten Erinnerung seines geliebten Freundes.. Die ganze erste Nacht konnte Niemand im Hause schlafen, und Tags darauf wollten verschiedene bemerkt haben, daß der Todtenkopf sich bewegt habe. — Der Edelmann kam einst von einem Spaziergang zurück, und fand bey seiner Ankunft das Haus mit einer Menge Menschen umgeben, die Magd in lezten Zügen, und den Geistlichen bey ihr, der sie zum Tode bereitete. Er erkundigte sich nach der Ursach dieses Unglücks, und hörte, daß der Todtenkopf sich bewegt habe, vom Schrank herunter gerollt, und der Magd, die das Bett' habe machen wollen, auf den Kopf gefallen sey. Niemand traut sich in die Stube: endlich geht der Edelmann hinein und findet den Todtenkopf auf dem Boden liegen. Er nimmt ihn und sezt ihn wieder an seinen Ort: kaum

steht

steht er da, so fängt er wieder an sich zu bewegen und rollt wieder herunter nach dem Bett zu. Erschrocken faßt er ihn abermahls, bemerkt aber jezt, daß sich inwendig etwas bewegt, und sieht, da er ihn ans Fenster bringt, mit dem größten Erstaunen den langen Schwanz einer Ratte. Er zieht ihn heraus, und das Räzel war aufgelöst; und was das ganze Dorf in Aufruhr gebracht, und der Magd fast das Leben gekostet hätte, war die Furcht vor einer Ratte, die wahrscheinlich von einem Feinde gejagt wurde, und sich genöthigt sah, sich durch die enge Oefnung des Kopfs hindurch zu drängen und darin ihre Sicherheit zu suchen. Der Ausgang war ihr schwerer worden, als der Eingang, denn man mußte das Gespenst mit aller Gewalt beym Schwanze herausziehen, und daher kamen die gewaltigen Sprünge, die die Ratte in ihrem Gefängnisse machte, und die den Kopf so in Bewegung gesezt hatte.

In einem Hause in Annaberg im Erzgebürge ließ sich ein Gespenst sehen, welches in der Gestalt eines alten häßlichen Weibes, oder eines zottichten Hundes herumpolterte, mit Steinen warf, in Wassertrögen plätscherte, und das ganze Haus beunruhigte. Jedermann glaubte, der Teufel verursache dies, oder ein böser Mensch

mit

mit Hülfe des Teufels. Es kam vor Gericht, der Stadtrath ließ das Haus bey Tag und Nacht bewachen, und veranstaltete dabey, daß das Haus alle drey Stunden genau durchsucht wurde; aber man konnte nicht das Geringste entdecken. Der Besitzer des Hauses war in der größten Angst, hielt täglich zweymal Betstunden, und ließ in der Kirche Fürbitten thun, daß die Spukereyen aufhören und weder für das Haus, noch für die Stadt, Unglück anzeigen und zur Folge haben möchten. So blieb das viele Jahre, und Jeder, der das Haus vorbey gieng, schlug sein Kreuz, und lief so schnell als möglich, daß er vorbey kam: man gieng lieber tausend Schritte um, damit man nur des Nachts dem Hause nicht zu nahe kommen wollte. Endlich wurde ein Dieb gefangen, der im dritten Verhör wider alles Vermuthen gestand, daß er es gewesen sey, der in den berüchtigten Hause den Lärm getrieben habe. Auf die Frage: Ob er sich der Hülfe des Satans bedient habe? antwortete er: daß er davon nichts wisse; und auf die: Wie er sich in ein altes Weib, oder einen Pudelhund habe verwandeln können? erzählte er, daß er zu Haus eine zottichte Decke habe, die so zugerichtet sey, daß, wenn er sie anziehe, zwischen ihm und einem natürlichen Hunde kein Unterschied sey. Er könne auch wie ein Hund laufen und bellen.

len. Er erbot sich, auf der Stelle von dem allen die Probe zu machen, wenn man es erlaubte. In Gestalt eines Hundes habe er sich in die Häuser geschlichen, um da zu stehlen. Seine kleine und schlanke Leibesgestalt sey ihm dabey zu statten gekommen. Der Dieb wurde mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht.

Bote. So gehts, wenn man nur alles genau untersucht, bey allen Gespenstern und Schatzgräbergeschichten!

„Ihr grabt nach Gut und Geld in Kellern und in Grüften:
Vor euren Füßen liegts, und ihr suchts in den Lüften!
In **Kopf** und **Herzen** liegt, o Mensch! dein **Schatz** vergraben.
Du bist ein Sonntagskind; du kannst ihn heut noch haben:
Ein großer, schwarzer Hund, mit Nahmen **Vorurtheil**,
Bewacht das schöne Gold mit gräßlichem Geheul;
Doch hat nur erst dein Muth den **Köter** überwunden,
So grabe hurtig nach: du hast den Schatz gefunden!

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Drittes Stück.

1791.

Bote. Nun, Herr Wirth, wo fehlts denn? Er sitzt ja so tiefsinnig da, als wenn er das Kalendermachen fürs künftige Jahr über sich genommen hätte! (sieht ihm unters Gesicht) Ich glaube gar, er hat Thränen in den Augen! Seh ich recht, Herr Wirth?

Wirth. (bricht in Thränen aus) Ach ich bin ein armer, geschlagener, gebeugter Vater!

Bote. (ergreift ihn mitleidig bey der Hand) Klag' er mir seine Noth; vielleicht kan ich ihn trösten!

Wirth. Ach! Mich kann kein Mensch trösten! — Kinder, sagt man, sind eine Gabe Gottes; aber mich machen meine Kinder unglücklich!

Bote. Wie so?

Wirth. Als mir zwey Töchter hinter einander gebohren wurden, bat ich den lieben Gott auf den Knien um einen Sohn. Ich wurde erhört. — Aber wenn ich gewußt hätte, was für Kummer und Herzeleid der Junge mir einmal machen würde; ich würde keine solche Freude gehabt haben, als mir ihn die Kindfrau auf den Armen entgegen brachte. — Für alle meine Sorgfalt und Liebe, für all das Geld, was ich an den bösen Buben gewendet habe, bringt er mich jezt vor Kummer ins Grab!

Bote. Das wollen wir nicht hoffen, Herr Wirth! Vielleicht kann sich das alles noch ändern.

Wirth. Nein, da ist Hopfen und Malz ververlohren. Ich wasche meine Hände in Unschuld! Ich habe alles gethan, was ein rechtschaffener Vater an seinem Kinde thun kann. Ich und meine Frau hatten auf den Jungen alle unsere Hofnung gesetzt: von klein auf hat er alles gehabt, was sein Herz begehrte; Meine Frau war so vernarrt in den Jungen, daß sie ihm ihren letzten Bissen aus dem Munde gegeben hätee! — An Zucht hat es auch nicht gefehlt: ich hab' ihn manchmal gehauen, daß er die Schwielen in vier Wochen nicht hat verwinden können: ganze Tage lang hat er nichts zu essen bekommen: in den Keller hab' ich ihn gesperrt; aber da half alles nichts!

nichts. Er wurde ein Säufer, ein Spieler, ein Lügner und Betrüger, und fieng im Dorfe nichts als Unfug an. Der Schulze und der Schulmeister haben ihn vorgenommen, und ihm die Leviten tüchtig gelesen: selbst der Herr Pastor ließ ihn zu sich kommen, und hielt ihm eine lange Predigt über's vierte Gebot —

Bote. Und das half auch nichts?

Wirth. Auf zwey Tage besserte er sich, und den dritten fieng er's wieder an, wo er's gelassen hatte. Ein Bauer wollte er nicht werden, sondern bestand darauf, das Zimmermannshandwerk zu lernen. Das konnte aber weder ich noch meine Frau zugeben, sondern wir thaten ihn in die Stadt, wo er ein Schuhmacher werden sollte. Sag' er, was konnt' ich mehr thun? — Aber war er vorher auf dem Dorfe nichts nütze gewesen, so wurde in der Stadt erst ein vollkommener Böswicht aus ihm. Drey Meistern ist er aus der Lehre gelaufen, und ich habe seinetwegen über zweyhundert Thaler zum Fenster hinausgeworfen. -- Vorgestern kommt er zur Thür herein, flegelt sich, ohne zu sagen: guten Tag Vater! oder guten Tag Mutter! hierher an den Tisch, macht ein desperates Gesicht, und verlangt mit aller Gewalt Geld von mir. Ich mache ihm Vorstellungen in allem Guten: er solle doch nur überlegen, wo ich's hernehmen sollte, ohne zu stehlen: daß ich schon

so viel Geld vergebens an ihn gewandt hätte, und dergleichen. Er aber nimmt keine Raison an: wirft mit anzüglichen Reden um sich, und red't von schlechter Wirthschaft, die bey mir getrieben würde. Da überläuft mich denn endlich die Hitze, ich greife nach dem Stocke, und gerbe ihn wacker durch. War er vorher desperat gewesen, so wurde er jezt gar toll. Er drohete alles zu massakriren, uns das Haus über dem Kopfe anzustecken und unter die Holländer zu gehen. Fort! schrie ich, du ungerathener Sohn! Komm mir nicht mehr unter die Augen! Ich fasse ihn beym Kopfe, werfe ihn zum Hause hinaus und schlage die Thür hinter ihm zu. Unter lauter Drohungen und Verwünschungen gieng er davon. Heut Mittags bringt mir ein Bauer einen Brief von ihm, und erzählt mir, daß er auf der Grenze von einem Holländischen Werber Handgeld genommen habe. Hier ist der Brief:

Bote (nimmt den Brief und liest) Gott zum Gruß, lieber Vater! Nun seht ihr, daß ich Wort gehalten habe: ich bin jezt holländischer Rekrut, und übermorgen werde ich transportirt. Hättet ihr mich lassen ein Zimmermann werden, wie mein Wille war, und hättet ihr mich nicht in die Stadt gethan, um das Schuhmacherhandwerk zu lernen, so wär ich jezt Geselle, hätte euch nicht halb soviel gekostet und brauchte jezt nicht

dem

dem Kalbfelle zu folgen. Ihr seyd ganz allein Schuld an meinem Unglücke; denn ihr wustet ja, daß ich kein Sitzefleisch habe. Nun habt ihr das Lehrgeld und Aufgedinge zum Fenster hinausgeworfen. Was mich betrift, so will ich lieber trocken Brod essen und Wasser dazu trincken, wenn ich nur nicht dabey sitzen muß. Nun lebt wohl, grüßt meine Mutter und meine Schwestern noch einmal von mir, und vergebt mirs, wenn ich euch gestern zuviel gethan habe, u. s. w.

Bote. Sein Sohn wollte gern ein Zimmermann werden?

Wirth. Ja, aber ich wollte es nicht zugeben, weil ich die Sommerprofessionen nicht leiden kann.

Bote. Sollte er oder sein Sohn ein Zimmermann werden?

Wirth. Wie er fragt! Mein Sohn!

Bote. Nun, so kam ja wenig drauf an, ob ihm dieses gefiel oder nicht, wenn sein Sohn nur es leiden konnte! Was hat er denn gegen die Profession!

Wirth. Es kömmt nichts heraus dabey: den ganzen Winter liegen sie brach!

Bote. Kennt er keinen Zimmermann, der sich gut steht und sich redlich nährt?

Wirth. Das wohl; O ja! — Aber meine Frau war eigentlich am meisten darwider, weil

ein Zimmermann so vieler Leibes- und Lebensgefahr unterworfen ist.

Bote. Und was ist sein Sohn jezt?

Wirth. (zuckt die Achseln.)

Bote. Hätte er nun nicht besser gethan, seinen Sohn eine Profession nach seinem Gefallen lernen zu lassen, wenn sie nur einen fleißigen Arbeiter redlich nährt?

Wirth. Ja, wer das gewußt hätte!

Bote. Das hätte er wohl wissen können, Herr Wirth! Er kannte ja seinen Sohn als einen wilden und feurigen Jungen. Es sind zwar alle Handwerke gut, nützlich und löblich; aber eine sitzende Profession taugt durchaus nicht für einen lebhaften und feurigen Menschen, der, wie man spricht, kein Sitzefleisch hat. Was würde er sagen, wenn ich mit meinen anderthalb Fingern die Orgel spielen wollte: oder wenn er, so wie er jezt ist, zum General-Superintendenten gemacht werden sollte? Er würde lachen und beydes für unmöglich halten. Es ist aber viel eher möglich, daß ich ein großer Orgelspieler und er ein Superintendent werden könnte, als daß aus seinem wilden Sohn ein guter Schuhmacher geworden wäre.

Wirth. Ach, Werner! er hat Recht! — Meine Frau, meine Frau ist an allem Schuld.

Bote. Eine gute Hausfrau ist ein wahres leben-

lebendiges Kapital, das hundert Procent trägt: und es ist gar gut, wenn der Mann sich hinsetzt, und mit seiner Frau dies oder jenes überlegt; aber was die künftige Bestimmung ihrer Kinder betrift, da sollten ordentlicher Weise die Weiber nichts drein zu reden haben; denn die reden meistens davon, wie der Blinde von der Farbe. Er hätte hingehen sollen zum Herrn Pastor, wenn er allein nicht hätte zurecht kommen können, hätte dem die Sache vorlegen und mit ihm berathschlagen sollen, was er in einem so wichtigen Falle thun sollte: und was dann der Herr Pastor und er ausgemacht hätten, das hätte seine Frau schlechterdings auch zufrieden seyn müssen.

Wirth. Wahr! Nur allzu wahr!

Bote. Vor allen Dingen, Herr Wirth, sey er jezt ruhig. Mein Weg führt mich morgen auf das Dorf zu, wo der holländische Werber liegt. Sein Sohn kennt mich nicht: ich will ihn ausforschen, und sehen, ob noch etwas in Güte bey ihm auszurichten ist. Wenn das ist, so wollen wir schon Mittel und Wege finden, ihn von den Werbern wieder frey zu machen. Find' ich aber, daß er von Grund aus nichts taugt, und daß ihn die Güte nur noch verstockter machen würde, so geb' ich mich ihm gar nicht zu erkennen, und er thut wohl, Herr Wirth, wenn er ihn seinem Schicksal Preis giebt, und den Kor-

poral-Stock überläßt, was er nicht ausrichten konnte; denn das ist der einzige Stand, wo aus seinem Sohn vielleicht noch ein braver Kerl werden könnte.

Wirth. Lieber Werner, wenn er das thun wollte, und wollte morgen mit ihm reden, ich wüßte nicht, was ich ihm dafür zu gute thun wollte! Er wird ihn gewiß bekehren, denn er weiß es beym rechten Ende anzufassen! Seh er zu, daß er ihn mir wieder zurück bringt! Er kann ja noch jezt ein Zimmermann werden, wenn er durchaus will! — Ich will gern ein Stück Geld dran wenden, ihn von den Werbern wieder loszubekommen! — Ach! mein halbes Vermögen gäb' ich drum, wenn der Junge gut wär: Er ist mein einziger Sohn —

Bote. Ich will alles thun, was ich kann: und ich hoffe, es soll alles gut gehen. — Aber, Herr Wirth! er sagte vorhin: Ich habe alles gethan, was ein rechtschaffener Vater an seinen Kindern thun kann? Ich wasche meine Hände in Unschuld! Nehm' er's mir nicht übel, wenn ich daran zweifle, und ihm meine Meynung grade heraus sage: Er hat alles Mögliche gethan, um seinen Sohn zu verziehen! Ein Vater hat so viel zu beobachten, so viel Pflichten und Obliegenheiten, daß, glaub' ich, in der ganzen Welt kein Vater ist, der mit Recht sagen könnte: ich

habe alles gethan, was ein rechtschaffener Vater an seinen Kindern thun kann.

Wirth. Was sagt er da? Verzogen hätt' ich den Jungen? heißt daß nicht so viel, als: ich hätte ihn schlecht erzogen?

Bote. Fast so viel! War sein Sohn schon so böse, als er auf die Welt kam?

Wirth. O nein! als er so drey bis viertehalb Jahre alt war — ich habe in meinem Leben kein schöneres, artigeres Kind gesehen, als der Junge war! Alle Leute, die vorüber giengen, blieben stehen, wenn meine Frau mit ihm vor der Hausthür saß. — Das weiß der liebe Gott, wie aus dem Kinde ein so böser Bube geworden ist!

Bote. Das will ich ihm sagen. Schrie er nicht zuweilen?

Wirth. O ja! Kinder sind Kinder! Zuweilen hat er meiner Frau auch genug zu schaffen gemacht.

Bote. Und was that' er da, um ihn zu besänftigen?

Wirth. Das überließ ich meistentheils meiner Frau. Die gab ihm entweder, was er verlangte, oder legte ihn in die Wiege, oder gab ihm ein Stück Zucker oder sonst was Gutes in den Mund, da schwieg er den Augenblick!

Bote. Auf die Art gewöhnte er sich wohl das Schreyen ganz und gar ab?

Wirth. Ja, das hätte man wohl denken sollen; aber die Bosheit muß damals schon in ihm gesteckt haben. Er wurde im Gegentheil alle Tage störrischer und trotziger.

Bote. Ich finde das sehr natürlich; denn er und seine Frau haben ihm ja Unterricht im Trotz und Starrsinn gegeben.

Wirth. Was sagt er da? Unterricht hätten wir ihm gegeben?

Bote. Richtig. Er gab seinem Kinde, alles was es wollte, und es durfte nur schreyen, so bekam es noch mehr, als es wollte. Was Wunder also, wenn der Knabe desto länger und starker schrie, je mehr und besser er es haben wollte!

Wirth. Je, was soll man denn sonst thun, wenn die Kinder schreyen?

Bote. Grade das Gegentheil von dem, was er that, und was tausend Eltern mit ihm thun. Sobald der Knabe angefangen hätte zu schreyen, so hätte er ihn sogleich bey Seite setzen, ganz gelassen von ihm hinweggehen und gar nicht thun sollen, als hörte er es, so lange bis er aufgehört hätte zu schreyen; dann hätte er ihn freundlich auf den Schooß nehmen, und ihm alles geben können, was er gewünscht hätte. Die Lehre: Machst du's gut, so hast du's gut, würde er ihm dadurch gleich mit eingepflanzt haben, und wenn er es drey: bis viermahl so gemacht hätte, so

würde

würde der Knabe, anstatt zu schreyen, freundlich gebeten haben, wenn er etwas hätte haben wollen. Aber so wie er's und seine Frau machte, wurde ja bey ihm der Grund zu einem unsinnigen Trotze gelegt, mit Gewalt alles zu verlangen, ohne zu bedenken, ob es ihm nützlich oder schädlich sey.

Wirth. Er mag so Unrecht nicht haben; aber wenn so ein armes Kind schreyt, wer wollte es da bey Seite setzen, und thun können, als hörte man es nicht. Wenn ich es auch gekonnt hätte, so würde es meine Frau in Ewigkeit nicht gethan haben!

Bote. Nun, so ist er und seine Frau aus lauter Weichherzigkeit Schuld an seines Sohnes jetzigem Unglück. Ja ja! seh er mich nur an! Das folgt ganz richtig aus seinen vorigen Reden. — Und hernach dem Kinde Zucker oder so was Guts (wie er sich ausdrückt) zu geben, um es zu beruhigen, ist noch unverzeihlicher: denn solch süßes Zeug verderbt dem Kinde den Magen, und wenn es vorher aus Bosheit geschrien hat, so schreyt es jezt vor Leibschmerzen. — Sieht er nun bald, daß er und seine Frau alles Mögliche gethan haben um seinem Sohne den Trotz und Starrsinn anzugewöhnen?

Wirth. Was er mir da sagt, hab' ich in meinem Leben noch nicht gehört! Ich kann ihm nicht Unrecht geben!

Bote.

Bote. Da er sein Kind so lieb hatte, so bekam es wohl die Ruthe niemals?

Wirth. O! daran hats nicht gefehlt! Er hat manchmal seine richtigen Hiebe bekommen?

Bote. Nun, wenn sie nur richtig, das heißt, zur rechten Zeit gegeben worden sind, so hat es so viel nicht auf sich, ob ich gleich glaube, daß man, wenn mans recht anfängt, der Ruthe bey der Kinderzucht ganz entbehren könnte. -- Nun, bey was für Gelegenheit bekam er denn seine richtigen Hiebe?

Wirth. Je nun! die Kinder machen Einem manchmal den Kopf so warm — Man ist auch nicht immer aufgelegt zum Spaßen — Es steckt Einem manchmal was im Kopfe, oder die Kinder sind ungezogen; da kömmt denn manchmal der Stab Wehe, ehe sie sichs versehen!

Bote. Nehm' er mirs nicht übel, Herr Wirth! Wenn das wahr ist, was er da sagt, so hat er viele Fehler auf einmal eingestanden, und es kömmt mir immer begreiflicher vor, daß sein Sohn ein solcher Taugenichts geworden ist.

Wirth. Fehler, da seh ich keinen Fehler!

Bote. Er sagt, seine Kinder hätten ihm den Kopf so warm gemacht — wodurch denn?

Wirth. Je durch Lärmen, Schreyen, Springen und dergleichen.

Bote. Wenn ich auch annehme, daß Schläge bey der Kinderzucht unentbehrlich sind, wie ich doch

nicht

nicht glaube, so können sie nur Statt finden bey offenbaren Bosheiten, die man an Kindern wahrnimmt. Lärmen, Springen, Lachen aber sind kindische Aesserungen, die mehr Gutherzigkeit als Bosheit anzeigen: wie könnt' ich mir dadurch den Kopf warm machen lassen? Und wenn sie's denn ja zu arg gemacht hätten, so hätte er sie hinaus ins Freye lassen, oder jedem etwas besonders zu thun geben sollen; aber schlagen deswegen?

Wirth. Ey, manchmal läßt man sich das wohl gefallen; aber, wie gesagt, man ist nicht immer aufgelegt: man hat zuweilen den Kopf voll, und da kömmt Einem so ein Kind in die Quere: Pauz hat es eine weg, daß ihm Hören und Sehen vergeht, wer kann dafür?

Bote. Das ists eben, was ich sagte. Ein Vater sollte immer aufgelegt seyn, sein Kind gut zu erziehen. Aber das ist der allgemeine Fehler bey Erziehungen. Wenn der Vater lacht, so darf das Kind ohngescheut alles thun; wenn er aber nicht aufgelegt ist, so darf es sich nur bewegen, so hat es seine Tracht Schläge weg. Wie kann also das Kind gut werden, wenn alles darauf ankommt, ob der Vater guter oder schlimmer Laune ist? Ein erwachsener Mensch würde da nicht wissen können, wie er sich benehmen solle, um den Schlägen zu entgehen. Das ist eben das Unglück,

daß

daß man oft den Fall umkehren, und dem Vater, statt des Kindes, die Ruthe geben sollte.

Wirth. Ja, wenn mans so genau nehmen will — freylich —

Bote. Kan mans da zu genau nehmen, wenn es die zeitliche und ewige Glückseligkeit seiner Kinder betrift? — — Noch fällt mir ein anderer sehr gewöhnlicher Fehler bey der Kinderzucht ein. Wenn dem Kinde Jemand etwas zu Leide gethan hat, oder wenn es auch durch seine Schuld an etwas gestoßen hat, und es weint darüber, so heißt man es den Menschen, oder wohl gar den leblosen Stuhl, oder das Holz, woran es sich gestoßen hat, wieder schlagen, um es zu besänftigen.

Wirth. Je nu ja! das hab' ich wohl zuweilen auch gethan. Was sollte denn so eine Kleinigkeit schaden?

Bote. Kleinigkeit? diese Kleinigkeit kann machen, daß ein Mensch in reiferem Alter — ein Mordbrenner wird.

Wirth. Mordbrenner? Ach! GOtt behüte und bewahre!

Bote. Nicht anders; dadurch legt man den ersten Grund zur Rachsucht in dem Herzen des Kindes: der Mensch ist ohnedem nur zu sehr dazu geneigt: er wird als Jüngling sich mit der Faust an seinem Beleidiger rächen, und als Mann seinem

Feinde,

Feinde, wenn er sich nicht anders rächen kann, das Haus überm Kopfe anzünden.

Wirth. Daß Gott erbarm! Da sollte es Einem ja angst und bange werden, statt sich zu freuen, wenn Einem ein Kind gebohren wird.

Bote. Das nun eben nicht; aber wenn die Eltern das alles so recht überlegten, so würden sie es nicht für eine so leichte Sache halten, Kinder zu haben und gut zu erziehen: sie würden auf sich selbst mehr acht haben, und indem sie der Welt gute Menschen erzögen, selbst dadurch besser werden? Er, Herr Wirth, sagte vorhin auch: Ich wasche meine Hände in Unschuld! Ich habe alles gethan, was ein rechtschaffener Vater an seinem Kinde thun kann; ich wette, jezt, da ers überlegt hat, spricht er ganz anders.

Wirth. Ach! Ja wohl, denk' ich jezt anders! Ich seh ein, daß ich und meine Frau den Jungen durch unzeitige Schläge und Schmeicheleyen verdorben haben! Wollte GOtt, er wär noch klein; jezt wollt' ich ihn anders erziehen!

Bote. Noch ist es Zeit; aber die höchste Zeit. Wie ich aus allen Umständen merke, so hat sein Sohn kein böses Herz: es ist mehr Hitze als Bosheit bey ihm. Ich verspreche ihm, Herr Wirth! morgen mit ihm zu reden; und wenn er sich als Vater auch billig finden läßt, so hoff' ich, daß ihr beyde mit meinen Bemühungen zufrieden seyn sollt.

Wirth.

Wirth. Thu er das, lieber Freund, und ich werde mich gewiß dankbar finden lassen! -- -- Ich kann den Gedanken gar nicht aus dem Kopfe bringen, daß ich und meine Frau an meines Sohns Unglück Schuld sind!!

Bote. Da sieht er, daß bey dem Menschen alles auf Erziehung ankommt Ich kam einstmals als Soldat bey einem Dorfschulzen ins Quartier, der sechs Kinder hatte, die alle so schön und so gutherzig waren, daß jedermann seine Freude dran hatte. Ich genoß bey dem braven Mann auch sehr viel Gutes, und die Kinder, die ich durch meine Freundlichkeit gewonnen hatte, so sehr sie sich auch anfangs vor meinem Schnurrbart entsetzten, wetteiferten mit einander mich zu pflegen und zu futtern. Ich fragte den Vater, wie er zu solchen vortreflichen Kindern gekommen wär? Er nahm mich bey der Hand, und führte mich, ohne ein Wort zu reden, in seinen Garten. Da stand eine Allee von jungen, schönen Obstbäumen, die so voll Früchte hiengen, daß er die Aeste unterstützen mußte. Wie glaubt er wohl, sprach er zu mir, daß ich zu den Bäumen gekommen bin? Durch Fleiß, Sorgfalt und vernünftige Behandlung, antwortete ich. Auf eben diese Art, sprach er, bin ich auch zu so guten Kindern gekommen. **Ein schlechter Gärtner kann aus dem schönsten Baume einen Krüppel, und ein schlechter Vater aus dem besten Knaben einen Bösewicht machen.**

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Viertes Stück.

1791.

(Ein Wirthshaus an der Grenze. Ein holländischer Werber sitzt hinter dem Tisch und neben ihn ein Rekrut, welcher verdrüßlich seinen Kopf auf die Arme gestützt hat. Der Bote ist eingetreten, und hat seinen Ranzen abgelegt.)

Werber. Was giebt's Neues in der politischen Welt, Herr Staats-Bote? Er kömmt doch wohl aus der Stadt? Hier in dem Neste hört und sieht man nichts. Ich habe wohl seit sechs Wochen keine Zeitung zu Gesichte bekommen.

Bote. Ich bin eigentlich kein Staats-Bote, sondern ich trage Bücher aus der Schwerinschen Buchhandlung; soviel ich aber hie und da vernom-

nommen habe, so stehen die politischen Sachen auf einem sehr gefährlichen, entscheidenden Punkte, und wenn die Vorsicht nicht über den Frieden wacht, und die Kaiserin von Rußland nicht nachgiebt, so könnte leicht nicht nur ganz Deutschland, sondern wohl gar ganz Europa in Kriegsflammen auflodern.

Werber. In wie fern soll denn die Rußische Kaiserin nachgeben?

Bote. Preußen, in Verbindung mit Engelland verlangt, Rußland soll mit den Türken Friede machen, und die gemachten Eroberungen zurückgeben.

Werber. Das ist viel verlangt? Das wird die große Kaiserin von Rußland nimmermehr thun! Was? Sie sollte alle die schönen Länder, die ihr so viel Geld und Leute gekostet haben, an ihren beständigen Feind, den Türken, so umsonst und um nichts abtreten? Es ist weit gekommen in der Welt. Anstatt daß die christlichen Mächte sich gegen den Erbfeind des christlichen Nahmens vereinigen und ihn mit gesammter Macht wieder aus den europäischen Ländern vertreiben sollten, die er vor Zeiten durch Grausamkeit und abscheuliche Mordthaten an sich gebracht hat, verbinden sich sogar christliche Fürsten zu seinem Beystand, und helfen ihm jezt, da er zu Jedermanns Freude alle Augenblikke stolpert, mit aller Gewalt wieder auf die Beine! Bo-

Bote. Verzeihen sie, mein Herr! daß ich ihnen widerspreche! Ich sehe die Sache von einer ganz andern Seite an, und so glaub' ich, daß Preußen und England gar wohl befugt und berechtigt sind zu verlangen, daß die Rußische Kaiserin unter den vorgeschriebenen Bedingungen Friede mache. — Mit den Zeiten ändern sich auch die Sitten und Meinungen der Menschen. Vor Zeiten waren die Türken wirklich das wilde, ungezähmte, grausame und mordgierige Volk, welches man mit Recht den Erbfeind des christlichen Nahmens nannte: indessen sind sie doch jezt durch die beständigen Kriege und die Gemeinschaft mit den Christen viel vernünftiger und menschenfreundlicher geworden, so daß viele schöne Züge von türkischem Edelmuth in diesem Kriege bekannt worden sind. Auf die eroberten Länder haben sie durch einen langen, ruhigen Besitz ein Eigenthumsrecht erlangt, denn wie viel christliche Mächte besitzen Länder aus keinem andern Grund, als weil sie von ihren Vorfahren sind erobert worden. Man betrachtet also jezt die Türken, wie eine andere Macht, die das Recht hat, Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Daß sie anderer Religion sind, als wir, kömmt in der Politik in keinem Betracht. Die Türken halten ihre Religion so gut für die Beste, wie wir die Unsrige: ob wir gleich Gott nicht genug

danken können, daß er uns in einer so vortreflichen und vernünftigen Religion hat gebohren und erzogen werden lassen. Wenn wir hingegen in der Türkey gebohren und erzogen wären, und nichts von der Vortreflichkeit der christlichen Religion wüßten, so würden wir eben so gesinnet seyn, wie alle andere Türken.

Werber. Das ist wohl wahr; aber er fängt sich in seinen eignen Reden. Vorhin sagte er, die Türken hätten ein Recht auf ihre Länder, weil sie sie erobert hätten; also hat auch die Rußische Kaiserin ein Recht auf ihre Länder, denn sie hat sie auch erobert.

Bote. Ehe und bevor der Friede geschlossen ist, hat keine Macht ein Eigenthumsrecht auf eroberte Länder. Dazu kömmt noch der Umstand, daß Rußland, das an und für sich schon so ein ungeheuer großes und mächtiges Reich ist, durch diese neuen Eroberungen einen solchen Zuwachs erhält, daß die andern europäischen, und so auch unsere deutschen Mächte befürchten müssen, einst alle von seiner Größe verschlungen zu werden; wenigstens jede Macht allein wär zu schwach, sich zu widersetzen. Jeder ist aber befugt, auf seine Sicherheit zu sehen. Je mehr also Rußland gewinnt, um so mehr verlieren die andern Staaten, in Verhältnis gegen Rußland. Wenn mein Nachbar sein Haus höher baut, als

das

das Meinige ist, so wird eben dadurch mein Haus verkleinert, ob ich gleich keinen Stein davon verliere. Wenn mir nun noch überdieß mein Nachbar durch sein Haus meine Fenster verbaut, und mir die Aussicht benimmt, so kann ich ihm verbieten, höher zu bauen, oder wieder abzureissen, was er zu hoch gebaut hat. Dieser Fall ist ganz anwendbar in der Politik. Wenn Rußland zu mächtig wird, so verlieren die andern Staaten ihren Einfluß, und das Recht des Stärkern über den Schwächern ist das ältste und würksamste Recht auf der Welt. Preußen mit seinen Bundsgenoßen hat also Ursache genug, Rußland zu verhindern, daß es, durch sein allzustarkes Wachsthum das Gleichgewicht von Europa nicht aufheben möge.

Werber. Ursache wohl; aber auch Recht genug? Hat mein Nachbar, der darüber neidisch ist, daß ich reicher und angesehener bin, als er, deshalb das Recht, mir in mein Handwerk zu greifen, und meine Nahrung zu vermindern? Man mag mir dagegen sagen, was man will, ich bleibe der Meinung, daß es unrecht ist, Rußland zuzumuthen, seine Eroberungen, die so viel Geld und Leute gekostet haben, zurückzugeben. Wenn Kaiser **Joseph** noch lebte, so würde es ganz anders am politischen Himmel aussehen: der würde den Reichenbacher Vertrag gewiß nicht

eingegangen seyn, und wer weiß, ob nicht schon jezt der Türke aus Europa hinausgejagt wär!

Bote. Gesetzt einmal, das wäre geschehen: was wär die Folge gewesen? Ein allgemeiner verheerender Krieg in ganz Europa! Gewiß würden sich alle benachbarte Mächte gegen Rußland und Oestreich vereinigt haben, und anstatt, daß sie von den eroberten Ländern hätten Nutzen ziehen sollen, würden ihre Erbländer von den Feinden verwüstet, ihre Schatzkammern durch die unermeßlichen Summen, die solch ein Krieg kostet, erschöpft, und die eroberten Länder ihnen wohl gar wieder entrissen worden seyn. Nein; Gott erhalte und seegne die Gesinnungen unserer ersten Häupter in Deutschland und Europa, die den Frieden als die reinste und ergiebigste Quelle aller Reichthümer und alles Glücks ansehen! Gott erhalte und seegne unsern gnädigsten Kaiser **Leopold**, der vielleicht einige eingebildete Vortheile fahren ließ, um dafür seine Unterthanen desto gewisser glücklich, seine Länder blühender, und seinen Nahmen als Friedensfürst unauslöschlich zu machen! Er wird in kurzer Zeit durch seine vortreflichen Gesetze und Verordnungen in seinen Erbländern den großen Verlust an Geld und Mannschaft, den der langwierige und meist unglückliche Türkenkrieg verursachte, nicht nur wieder ersetzen, sondern auch durch die Liebe seiner

ner Unterthanen, durch eine gefüllte Schatzkammer und ein gutes Ministerium sich angesehener und furchtbarer machen, als durch den Besitz von großen unbevölkerten Ländern, deren Einrichtung und Erhaltung zweymal soviel gekostet haben würde, als ihre Eroberung.

Werber. Ich glaube, er könnte mich fast überreden, daß er Recht hätte, so plausibel weiß er die Sache vorzubringen. Auf diese Art würde Rußland durch einen Frieden mit den Türken auf jeden Fall gewinnen, wenn es auch alle die schönen eroberten Länder wieder abträte.

Bote. Wenigstens würde es mehr dadurch gewinnen, als durch die Fortsetzung eines Krieges, der je länger, desto verderblicher wird. Rußland ist an und für sich zu groß, um von einem Regenten glücklich regiert werden zu können, und nur der allesumfassenden Weisheit seiner jetzigen großen Beherscherin war es möglich, durch die Güte und Liebe gegen ihre Unterthanen so unermeßliche Reiche zusammen zu halten. Wer bürgt aber ihren Nachfolgern dafür, daß nicht eins von den entfernten Reichen sich losreiße und unabhängig mache? Wenn nun noch die neuen von den Türken eroberten Länder dazu kämen, so schien' es völlig unmöglich, alle diese Reiche unter einem Scepter zu halten. Es kömmt überdies gar nicht auf die Größe der Län-

der an, um einen Staat mächtig und angesehen zu machen, sondern auf die weise Regierung derselben. Daher haben wir kleine Reiche, die mächtiger und reicher sind, als andere, welche zweymal mehr Umfang haben. Wodurch ist Preußen so mächtig und so furchtbar? Durch den Umfang seiner Besitzungen gewiß nicht, sondern durch die vortrefliche Regierung seiner glorreichen Beherscher.

Werber. Er hat mich ganz auf seine Seite gebracht, und ob ich gleich Soldat bin und den Krieg wünschen sollte, so glaube ich nun, daß es sogar vortheilhafter für Rußland wär, Friedensvorschläge einzugehen, und Oestreichs Beyspiel zu folgen.

Bote. Warum sollte es dem Soldaten nicht auch anstehen, den Frieden zu wünschen, da der Endzweck des Soldatenstandes nicht sowohl ist, Krieg zu führen, als durch den Krieg Frieden zu stiften. Ich habe selbst unter Kaiser Josephs Fahne wider die Türken gedient, und weiß aus Erfahrung, was der Krieg für ein Unglück ist.

Werber. Wie? Er hat unter dem großen Kaiser gedient?

Bote. (zeigt ihm seine zerschoßene Hand) Gedient, blessirt und abgedankt!

Werber. (reicht ihm die Hand) Guten Tag, Herr Kammerad! das ist mir lieb, daß ich einmal wieder Jemanden antreffe, mit dem ich einplaudern kan!

Rekrut. (der zeither immer tiefsinnig und ohne an dem Gespräch Theil zu nehmen, dagesessen hat, zum Boten) Hör' er 'mal, lieber Freund! er kommt ja wohl die Landstraße?

Bote. Ja.

Rekrut. Ist er nicht zwey Meilen von hier in einem hübsch gebauten Gasthof eingekehrt, der ein paar hundert Schritte vom Dorfe abliegt? -- Es ist ein Staketengärtchen am Hause und nicht weit davon steht eine große Linde mit Rasenbänken umgeben --

Bote. Richtig. Ich habe diese Nacht da logirt.

Rekrut. Was macht der Wirth da?

Bote. Der Wirth ist ein feiner dienstfertiger Mann, bey dem ich allzeit eine freundschaftliche Aufnahme und ein gutes Nachtquartier erhalte.

Rekrut. Ist er noch gesund?

Bote. Am Leibe wohl: aber an der Seele nicht. Der gute Mann hat jezt soviel Kreuz und Leiden, daß ich glaube, die Betrübniß wird ihn noch aufs Krankenbett werfen. Er war sonst immer so heiter und vergnügt, wenn ich kam; denn ich pflege meistentheils mein Nachtlager da aufzuschlagen. Aber gestern — als ich in die Stube trat, saß er ganz stumm am Tische und schluchzte und weinte, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Ich fragte ihn um die Ursach

seines Leidwesens, und da erzählte er mir unter tausend Thränen, daß er einen ungerathenen Sohn habe, der ihm allen den Kummer verursachte, und dessen Bosheit ihn noch ins Grab bringen würde. Er habe viel Geld an den bösen Buben gewandt, habe ihn in die Stadt gethan, daß er das Schuhmacherhandwerk daselbst lernen solle; aber der Bösewicht sey nicht nur dreyen Meistern aus der Lehre gelaufen, sondern erst kürzlich sey er zu ihm gekommen, habe trotzig und mit ungebührlichen Worten Geld von ihm verlangt. Als ihm der Vater das abgeschlagen, sey er unter Schimpfen und Fluchen davongelaufen, und habe gedroht, unter die Soldaten zu gehen. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, und sagte ihm, er solle den gottlosen Jungen laufen lassen, und thun, als hätte er ihn nicht gehabt; denn ein Kind, das seinen Eltern fluchen und drohen könnte, wär schon bey Lebzeiten in den Klauen des Teufels, und sein Sohn könne auf dem Wege unmöglich seinen Galgen entgehen.

Rekrut. (voll Angst) Und was sagte mein — der Wirth dazu?

Bote. Wollte Gott, sagte er, daß ich ein so hartes Herz hätte und den heillosen Buben ganz aus meinem Gedächtniß und Herzen reißen könnte; aber das Vaterherz — das Vaterherz kann

seinen

seinen — obgleich ungerathenen Sohn dennoch nicht ohne Schmerzen verlieren.

Rekrut (freudig) Sagte er das? So zürnt er wohl nicht mehr auf seinen Sohn?

Bote. Der Mann ist zu gut. Sein Herz ist noch zu sehr für den Lotterbuben eingenommen! Ich redete ihm zu, daß er sich das aus dem Sinn schlagen solle. Ein Kind, sagt' ich, das sich so gegen seinen Vater vergeht, das vor alle die Sorge, Mühe und Angst, die es seinen Eltern von klein auf gemacht hat, sich mit Schimpfen und Fluchen bedankt, daß keine Zucht und Vermahnung annehmen will, sondern nur seinen Eltern und Verwandten zu Schimpf und Schande herumgeht, verdienet nicht, daß man um seinet willen eine Thräne vergießt. Bekümmere er sich gar nicht mehr um den Taugenicht! Wenn ihm der Korporal-Stock den Kopf nicht zurecht setzt, so ist doch Hopfen und Malz an ihm verlohren.

Rekrut. (hitzig) Hör' er! das hätt' er nicht gebraucht, daß er den Vater noch mehr gegen sein Kind aufhetzte.

Bote. Je nun! hatte ich denn nicht Recht, das zu sagen? Verdient denn der Böswicht etwas bessers?

Rekrut. Und das Schimpfen kann er nur

auch

auch unter Wegs lassen, denn — ich wills nur sagen — ich bins selber.

Werber. Hahaha! Ja ja! das ist das sauber Früchtchen! Vorgestern früh kam er zu mir und wollte Handgeld! Ich schlugs ihm anfangs ab, weil er das Maaß nicht hat; aber er ließ nicht nach mit lamentiren: hm! dacht' ich, er kann noch wachsen, und vor der Hand als Pfeifer dienen: und so hab' ich ihn angenommen. Heut morgen hat ers zwar bereut; aber das ist nun vorbey. Nun mag er zusehen, wie Kommißbrod und Prügelsuppe schmekken, wenn ihm die Speck-Gänse und Schinken im väterlichen Hause nicht gut genug gewesen sind.

Bote. (stellt sich erstaunt) Wie? Er ist der junge Mensch? das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß er es seyn konnte! Er hat ja so ein ehrlich Gesicht! — Bisher hab' ich immer geglaubt, ein offenes, ehrliches Gesicht sey ein Paßport, den der liebe Gott einen guten Menschen mit in die Welt gäb'; aber bey ihm könnte man sich gewaltig betrügen, wenn man ihm auf die Kundschaft einen Heller borgte!

Rekrut. Wenn er in mein Herz sehen könnte, wenn er wüßte, wie leid es mir thut, meinem Vater so beleidigt zu haben, und wie ichs gern mit meinem Leben wieder gut machen möchte; er würde nicht so mit mir sprechen, und

mein

mein Gemüth noch mehr niederschlagen. Mein Vater wird ihm wohl alles erzählt haben, und ich zweifele nicht daran, daß er die Wahrheit gesagt haben wird; aber das hat er gewiß vergessen, daß er die größte Schuld an meinem Unglück hat. Warum ließ er mich nicht, wie ich gern wollte, ein Zimmermann werden, sondern that mich mit Gewalt in die Stadt bey einem Schuhmacher in die Lehre?

Bote. Das hat er mir wohl erzählt, auch hat er es bereut, daß er ihm nicht hat nach seinem Gefallen ein Handwerk lernen lassen; Aber wenn er nun sah, daß es einmal nicht anders war, und daß er auch als Schuhmacher sich ehrlich und redlich nähren konnte, so hätte er sich in sein Schicksal fügen und gut thun, aber nicht den Meistern aus der Lehre laufen und dadurch seinem Vater in doppelte Unkosten stekken sollen.

Rekrut. Weit davon ist gut für'n Schuß. Es läßt sich leicht sagen; aber geh Einer einmal hin, und halte das aus, was so ein Lehrjunge ertragen muß, ich wette, unter Zwanzigen machen's Neunzehn wie ich. Denn Winter über erfror ich fast in meinem schlechten Bett, und des Sommers ließ mich das Ungeziefer nicht schlafen: den Tag über bekam ich nichts Ordentliches

liches zu essen und zu trinken: von Meister, Gesellen und Meisterin gemartert und geplagt: vor jeden kleinen Fehler in der Arbeit geschimpft und mit den Knierienen gepeitscht, so daß ich nie ohne Schwielen war; lieber wollt' ich sterben, als so ein elendes Leben noch eine Stunde fortführen! Ich war gesund und stark eh ich in die Stadt kam: mein Gesicht blühte wie eine Rose; aber seh er mich 'mal jezt an, wie meine Bakken eingefallen sind, wie blaßgelb ich aussch! Mich wundert, daß ich nicht gar die Gelbsucht bekommen habe!

Bote. Wozu hätte er aber soviel Geld von seinem Vater zu verlangen gebraucht, wenn er nicht ein wenig lüderlich gewesen wär?

Rekrut. Wenn ich nicht verhungern wollte, mußt' ichs wohl thun.

Bote. Bekam er denn bey seinem Meister nichts zu essen?

Rekrut. Zu essen wohl, aber wie? Als Lehrjunge setzt' ich mich zuletzt an den Tisch. Nun hatte der Meister es mit dem Altgesellen abgeredt, daß er recht schnell essen, und halb satt vom Tisch aufstehen solle, er wolle es ihm sonst schon wieder vergüten. Dem Altgesellen müssen nun alle andre folgen, und so konnte sich keiner recht satt essen. Die andern Gesellen kamen

men noch weit besser weg als ich, denn die waren schon gewohnt, die Speisen ganz heiß zu verschlukken; aber mir waren immer Lippen, Zunge und Gaum voller Brandblasen, und doch aß ich mich nie satt. Wenn ich nun nicht verhungern wollte, so mußt' ich wohl meinen Vater um Geld ansprechen, daß ich mir nebenher zuweilen ein Schillingsbrod kaufen konnte.

Bote. Das ihm sein Vater auch gewiß nicht würde versagt haben, wenn er es ordentlich, wie es einem Kinde zukommt, gefodert hätte.

Rekrut. Sag' er das nicht! Mein Vater ist zuweilen auch ein gar wunderlicher Mann. Er hat mich manchmal zur Thür hinausgeworfen, wenn ich ihm meine Noth klagte. Zuweilen und zwar oft war ich auch nicht, wie ich hätte seyn sollen, und besonders das Letztemal, als ich bey ihm war, betrug ich mich gar nicht kindlich gegen ihn: das weiß ich wohl, und hab' es wohl tausendmal bereut; aber den Menschen möcht' ich sehen, der in solchen Umständen nicht zuweilen desperat würde!

Bote. Ich sehe wohl, er ist so bös nicht, als ich anfangs dachte, auch hat sein Vater sei-

ne

ne Fehler bereut; wär er's zufrieden, wenn ich ihn mit seinem Vater aussöhnte?

Rekrut. (ergreift hastig seine Hand) O! wenn er das thun wollte! Ich wollte Zeit meines Lebens dankbar dafür seyn!

Werber. Oho! das geht so geschwind nicht! Vergeß er nicht, daß er mein Rekrut ist; und er, Kammerad! mache er mir meine Leute nicht abspenstig!

Bote. Herr Kammerad! Sie sagten ja vorhin selbst, daß er zu klein wär zum Soldaten! Würden sie sich wohl billig finden lassen, wenn sich der Vater zu einer Vergütung erböte?

Werber. Wißt ihr was? Um kurz von der Sache zu kommen: Wenn sein Vater mir das Handgeld für einen tüchtigen Rekruten giebt, den ich auf dem Korn habe, so bin ichs zufrieden.

Bote. Gut! Die Hand darauf, daß sie ihn nicht eher transportiren, bis ich zurück komme! Ich kehre sogleich wieder um, mit dem Vater zu sprechen, und ich zweifle nicht, daß er die Bedingung gern eingehen wird.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0070
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Fünftes Stück.

1791.

Bote. Nun, wie stehts, Herr Wirth? Was macht der Sohn? Wie ist er mit dem Werber noch aus einander gekommen?

Wirth. Der Werber ist ein vernünftiger und feiner Mann, und machte nicht viel Umstände, da der Junge ohnedem zu klein zum Soldaten ist. Indessen hab' ich doch meinen letzten Sparpfenning hervorhohlen müssen. Wenn er sich nur bessert, so soll mich auch dieses Geld nicht dauern.

Bote. Wo ist er denn?

Wirth Ich überließ es diesmahl ganz seiner eignen Wahl, was er nun vor ein Handwerk ergreifen wollte. Weil er nun zum Zimmer-

mann zu schwächlich geworden war, und durchaus keine sitzende Profession lernen wollte, so entschloß er sich ein Tischler zu werden. Ich war das zufrieden, gieng sogleich mit ihm in die Stadt zu einem braven Meister, den ich schon lange kenne, akkordirte mit ihm, und ließ ihm meinem Jakob sogleich in der Lehre zurück. Gott gebe daß er nun gutthut!

Bote. Ich zweifle nicht; denn sein Sohn hat im Grunde ein sehr gutes Herz, und hat jezt, bey dieser Gelegenheit wohl auch eingesehen, daß man mit dem Kopfe nicht durch die Wand rennen kann, und daß ein böser Mensch immer sich selber den größten Schaden thut.

Wirth. Ich hoffe nun selbst, daß alles gut gehen soll. Er hat seine Uebereilungen bereut, mich und seine Mutter tausendmal um Verzeihung gebeten, und angelobet, es nimmer wieder zu thun. Er wünschte nur, ihn noch einmal zu sprechen, und ihm zu danken, daß er sich seiner so treulich angenommen hätte. Er wollte es mir gar nicht glauben, daß wir beyde es vorher abgeredt hätten, ihn von dem Werber wieder zu befreyen.

Bote. Sey er nun ganz unbesorgt seines Sohns wegen; denn das werden öfters die besten Menschen, die in der Jugend ein wenig wild und unüberlegt handeln. Wer einmal selbst mit

der

der Nase angerennt ist, hält ein andermal die Hand vor.

Wirth. (reicht ihm die Hand) Wegen meiner Erkenntlichkeit für seine Bemühungen sey er außer Sorgen: ich und meine Frau haben uns deshalb schon besprochen.

Bote. Still davon! Das wär nicht gut, wenn man in der Welt jeden Freundschaftsdienst bezahlen müßte, den man sich ohnehin aus christlicher Liebe umsonst schuldig ist. Wenn das Paar Schritte, die ich deshalb gethan habe, nur etwas zu seiner Glückseligkeit beytragen, so bin ich durch sein freundliches Gesicht, wenn ich bey ihm übernachte, hinlänglich belohnt.

Schulze. Wo bleibt denn sein Versprechen? Er wollte uns ja zuweilen etwas aus seinem Ranzen vorlesen! Er sieht, daß wir uns heute alle versammelt haben, um etwas hübsches von ihm zu hören.

Bote. O! Ich habe es nicht vergessen, und hier hab' ich eine Geschichte, die wirklich passirt seyn soll, von einem jungen Menschen, der durch eine schlechte Erziehung ganz unglücklich geworden, und zuletzt gar von Sinnen gekommen ist: die will ich euch hernach vorlesen. Vorher aber muß ich euch eine Ankündigung von einem neuen Buche zeigen, das in Stralsund bey Herrn Christian Lorenz Struck gedruckt wird, und welches

für die Liebhaber der Gärtnerey von großen Nutzen seyn wird.

Schulmeister. Das ist etwas für mich!

Bote. Der Titel heißt: **Anleitung zum Küchen-Gartenbau nach den besten bisher bekannt gewordenen Verfahrungsarten.** Darin wird unter andern gelehrt werden, wie man mitten im härtesten Winter völlig zarte und wohlschmekkende junge Wurzeln aus der bloßen Erde, ohne Mistbetten, haben, wie man Blumenkohl im freyen Garten durchwintern und davon im zeitigen Frühjahr Früchte, auch völlig ächten, guten Saamen aus der bloßen Erde haben kann. Das Buch wird spätestens zum künftigen Michaelis auf Subskription geliefert, das heißt, wer das Buch haben will, muß vorher seinen Nahmen unterschreiben. Der Preis ist 1 rthl. 6 gr. in Courant. Was die Blumengärtnerey betrift, so wird gegen Ostern 1792 eine gleiche Anweisung darüber ebendaselbst und um den nemlichen Preis herauskommen. Wer also will, kann jezt sogleich entweder auf beyde Bücher zusammen, oder auf jedes einzeln subskribiren.

Schulm. Das Erstere werd' ich kaufen, denn es ist eine gar köstliche Sache um ein gutes Zugemüs, und besonders im Frühjahr, wo man oft nicht weiß, was man kochen soll.

Bote.

Bote. Gut! Du darfst mir nur deinen Nahmen geben; das Uebrige will ich schon besorgen. Und nun hört meine Geschichte. (liest)

Folgen einer schlechten Erziehung.

Eine wahre Geschichte.

Zu W., einem obersächsischen Städtchen lebte ein Leinweber, Nahmens Meßler, welcher vier Kinder, nemlich zwey Söhne und zwey Töchter, hatte, die er ungemein streng, fast möchte man sagen, grausam erzog, wiewohl er an sich kein böser Mann war, und diese Strenge aus Vaterpflicht ausüben zu müssen glaubte. Sein Grundsatz war: der Mensch müsse von der frühesten Jugend an zur Gottesfurcht gewöhnt werden, wenn er nicht in die Schlingen des Satans, wie er sich ausdrückte, gerathen sollte. Daher mußten seine Kinder, sobald sie lallen konnten, Gebete auswendig lernen, und wohl dreyßigmal des Tags wiederholen. Machten sie dabey Fehler, oder zeigten sie überhaupt nicht sehr viel Gelehrigkeit dabey, so pflegte er sie mit Ruthen, oder mit seiner Pelzmütze derb dafür zu züchtigen. — Wenn sie heran wuchsen, mußten sie sich beständig mit Lesen und Auswendiglernen beschäftigen, oder ihm beym Handwerk helfen, je nachdem sie der Arbeit gewachsen waren. Alle Freuden der Jugend, selbst die unschuldigsten, blieben ihnen un-

bekannt; denn sie durften nie mit andern Kindern umgehen, nicht einmal allein vor die Thür treten. Die Mutter war ein weinerliches Geschöpf, die keinem Predigt hören, keine Taufakt beywohnen, kein geistlich Buch in die Hände nehmen konnte, ohne sich die Augen roth dabey zu weinen. Daher war sie nicht nur mit ihres Mannes Kinderzucht sehr wohl zufrieden, sondern lösete ihn auch zuweilen mit der Ruthe ab, wenn ihm die Hand von Prügeln wehthat. Sie las einen langen Morgenseegen gewöhnlich selbst vor, dann mußte jedes Kind einen ähnlichen herbeten, und wer dabey stockte, bekam kein Morgenbrod, nach Beschaffenheit der Umstände auch wohl den ganzen Tag nichts zu essen, welche Strafe überhaupt sehr oft in Ausübung gebracht und unaufhörlich als gerecht und pflichtmäßig dargestellt wurde. Abends wurde dieselbe Ordnung beobachtet, und wer hier auf obige Weise sündigte, oder wohl gar beym Gebet einschlief, der bekam Ruthenstreiche, und durfte sich die ganze Nacht über nicht zu Bette legen. Aus der Schule mußten sie, ohne sich im mindesten aufzuhalten, graden Wegs nach Hause eilen, und wenn sie dem Vater zu lange blieben, nahm er seinen blauen Mantel um, einen geflochtenen Strick darunter, und zog ihnen so entgegen. Nach jeder gehaltenen Schule mußten sie an den

Weber-

Weberstuhl treten, das Gelernte hersagen, das Geschriebene oder Gerechnete vorlegen, und was dem Vater dabey nicht zu Sinne war, wurde mit Scheltworten, noch häufiger aber mit Stockschlägen bestraft. — Sonntags wurden die Lektionen der ganzen Woche wiederholt, die gelernten Bibelsprüche und das Evangelium hergebetet, alle Lieder, die beym Vor- und Nachmittags-Gottesdienst in der Kirche gesungen worden waren, wiederholt, und dann die fünf Hauptstükke hergesagt. Zuweilen gieng die ganze Familie denn auch wohl einmal eine Stunde weit ins Feld spazieren, wobey aber keins von den Kindern vor Freude hüpfen oder jauchzen durfte, sonst hatte das Fest sogleich ein Ende. — Auf die drey jüngern Kinder, welche äußerst pflegmatischen Temperaments waren, that diese Erziehungsart weiter keine nachtheilige Würkung, desto mehr aber auf Johann, den ältesten unter ihnen, der weit lebhafter und feuriger war als sie. Jene giengen, wie im Schlummer, den Gang, den sie geführt wurden, fort, und thaten, was man ihnen sagte, ohne etwas dabey zu denken, und die Eltern nannten das Gehorsam; dieser hingegen, war oft — gegen das Verbot der Eltern, lustig, sang, spielte, wollte zuweilen auch wohl wissen, warum man ihn dieses oder jenes beföhle? Warum man gewisse Dinge so und nicht anders mache? warum

man ihm und seinen Geschwistern nicht erlaube, wie andere Menschen, ins Freye zu gehen, und recht laut zu jauchzen, damit alle Leute und der liebe Gott es hören könne? — Das wurde denn ungehorsam, verwegen, gottlos genannt, und als Kennzeichen eines abscheulichen Menschen, eines künftigen Böswichts betrachtet. — Es war natürlich, daß er unter seinen Geschwistern die meisten Züchtigungen zu dulden hatte, aber auch eben so natürlich, daß fast alle kindliche Liebe aus seinem Herzen wich, und einer unüberwindlichen Furcht vor seinem Vater Raum lies. — Oft sperrte man ihn zu ganzen Tagen in eine finstre Kammer, wo er nicht einmal Wasser und Brod bekam, und wenn er nun darüber klagte, es hart und abscheulich nannte, statt daß man fußfällige Abbitte von ihm erwartete, so schlugen beyde Eltern die Hände über'm Kopf zusammen, und nannten ihn ein Kind der Sünde, das der Satan schon ganz in seinem Netze habe, um es dereinst in der Hölle auf das schrecklichste zu martern. — Wenn Verwandte oder Freunde in das Haus kamen, wurde ihnen mit Thränen das unbeschreibliche Hauskreuz erzählt, welches der älteste Sohn den Eltern verursache, und wie sich beyde glücklich preisen würden, wenn er nie gebohren worden wäre! Und gleichwohl hatte sich der arme

Junge

Junge noch nie einen eigentlichen bösen Streich zu Schulden kommen lassen: was er hin und wieder verbrochen hatte, waren kleine leichtsinnige Knabenstreiche gewesen, die man in jeder billigdenkenden Familie als sehr verzeihlich übersehen haben würde. Sein Herz war gut, aber es wollte freundschaftlich behandelt seyn, eine gewisse Freyheit haben, und sich zu nichts, ohne deutlich erkannte Ursachen, entschließen. Wer ihn zwang, brachte ihn auf; wer ihn aus bloßer übler Laune strafte, machte ihn wüthend. Das war nun freylich auch einigemal bey seinem Vater der Fall gewesen, und weit entfernt, sich selbst bey solchen Gelegenheiten als die Ursach anzuklagen, betrachtete er die Wuth des Sohnes als eine offenbare Würkung des Bösen, und mißhandelte den Knaben auf das erbärmlichste. — Das nemliche mußte auf wiederholtes Bitten und gegen doppeltes Schulgeld auch der Schulherr thun, und so hatte denn der arme Johann fast keine Stunde des Tags, die er mit gehöriger Ruhe und Heiterkeit des Geistes hätte erleben können. — Das wurde ihm endlich so unerträglich, daß er sich entschloß, zu entlaufen, und lieber unter fremden Leuten ums Brod zu dienen, als zu Hause unaufhörlichen Mißhandlungen ausgesetzt zu

bleiben. Da er aber zu offenherzig gewesen war, und seinem Bruder sein ganzes Vorhaben entdeckt, auch zärtlich von ihm Abschied genommen hatte, so wurde alles verrathen, und Johann wurde als ein entlaufener Bube in einem Keller eingesperrt, wo er drey Tage stekken bleiben mußte. Als man ihn aus diesem abscheulichen Aufenthalt, zu welchem weder ein Lichtstrahl, noch der geringste Zug frischer Luft drang, erlöset hatte, ward er an den Weberstuhl gebunden, wo er vom frühen Morgen bis an den späten Abend arbeiten mußte: dabey ward ihm die geringste Kost im kärglichsten Maaße gereicht; und jedesmal hinzugefügt, daß er auch diese nicht einmal verdiene, und daß er dereinst gewiß noch werde betteln gehen, wohl gar am Galgen sterben müssen, weil er mit seiner Gottlosigkeit nichts anders verdiene. Das that ihm denn unbeschreiblich wehe, und preßte ihm mehr Thränen aus, als alle Schläge ihm zu erpressen im Stande waren. Man sah ihn von der Zeit an tiefsinnig, entdeckte wenig Heiterkeit mehr in seiner Miene, und fand ihn oft in einem einsamen Winkel weinend. — Ob er sich gleich keiner Hauptsünde bewußt war, so peinigte ihn doch der Gedanke gewaltig, daß er — nach der Versicherung seiner Eltern — ein

ein böser Mensch seyn solle, der noch am Galgen sterben könne, den Gott verdammen und der Teufel dann in die Hölle bekommen werde. Auch konnte er es nicht vergessen, das man ihn nicht einmal des Brodts werth hielt, und daß er also wohl gar am Ende noch werde verhungern müssen. Das alles machte ihm manche schlaflose Nacht, aber man achtete nicht darauf. —

Um diese Zeit sollte er mit mehrern jungen Leuten vom Diakonus zum heiligen Abendmahl vorbereitet werden, und dieser, dem der alte Meßler schon mehrmals das Herzeleid geklagt hatte, was dieser ungerathene Sohn ihn machte, half durch seine furchtbaren Strafreden das Herz des verkannten Jünglings vollends ganz zerknirschen. Zu ganzen Stunden nahm er ihn in seiner Studierstube allein vor, und behandelte ihn als einen Menschen, der für Zeit und Ewigkeit so gut als ganz verlohren sey, und der allenfalls nur durch ein göttliches Wunder noch gewonnen werden könnte, weshalb er ihn den zu unablässigen Gebet und eifriger Busse, als den einzigen Mitteln, wodurch das Vaterherz Gottes noch zu erweichen stehe, und zu einem Wunderwerk an seiner Seele noch bewegt werden

könne,

könne, ermahnte! Um sich zu dieser ernstlichen Buße zu erwekken, empfahl er ihm, recht oft an die Ewigkeit, und an die schrecklichen Qualen der Verdammten zu denken, auch fleißig Herzzerknirschende Lieder zu lernen und zu beten, in welchen von jenen Qualen gehandelt würde, als z. B. O Ewigkeit du Donnerwort! O Schwert, daß durch die Seele bohrt u. s. w. und andere mehr, die ihn gewiß aus seinem Sündenschlafe wekken, und zur Bekehrung ermuntern würden

Diese fürchterlichen Reden des Geistlichen, die den verstocktesten Bösewicht, einen Mordbrenner in Ketten würden erschüttert haben, zerrissen das zarte Herz des armen Jungen gänzlich, der sich keiner Bosheit schuldig wußte, und dem ohngeachtet zuletzt selbst zu glauben anfieng, daß er ein böser Mensch sey, weil alle Menschen ihn dafür hielten.

Indessen that er alles, was der Geistliche ihm rieth, aber seine Seele erhielt keinen Frieden dadurch, er ward täglich niedergeschlagener, zur Arbeit untüchtiger, von seinem Vater immer mehr gehaßt, gemißhandelt, und von seinem Geschwister geflohn. Das oben angeführte Lied

brachte

brachte ihn fast um allen Verstand; die Haare standen ihm zu Berge, wenn er sich alles so dachte, was drinnen stand. Er hatte keine Nacht mehr Ruhe, fuhr im Schlafe oft empor, und schrie um Hülfe wider den bösen Feind, der ihn geißeln und in den ewigen Pfuhl hinabziehen wolle! — Und wenn er dann erwachte, lief er umher, rang die Hände, und bat den Vater, ihn doch nicht mehr zu schlagen, auch nicht verhungern zu lassen. Allein das half alles nichts; man fuhr fort ihn zur Buße zu ermahnen, mit Hunger und Schlägen zur Arbeit zu zwingen, und ihn jedem Menschen als ein von Natur verdorbenes Geschöpf darzustellen. Dadurch ward er denn im ganzen Städtchen so bekannt, daß alle Leute mit Fingern auf ihn deuteten, wenn er sich öffentlich sehen ließ, wobey er denn oft sehr vernehmlich hören konnte, daß man ihm zurief: „Das ist er, den der Böse besessen hat! Seht nur, wie ihm die Tükke und das böse Gewissen aus den Augen schielt. Gott bewahre doch alle Eltern vor dem Unglück, solche Kinder zu haben.“ — Das beschämte ihn denn endlich so sehr, daß er niemanden mehr dreist ins Gesicht zu sehen wagte, zumal, da man es verwegen nannte, wenn er es je zuweilen versuchte. Man sah ihn daher immer mit

nieder-

niedergeschlagenen Augen über die Straße gehen und jedermann schüchtern ausweichen, der ihm begegnete. —

Johanns Zustand war traurig, aber da war niemand, der ihn bedauert, oder seine Lage aus dem gehörigen Gesichtspunkt betrachtet hätte, als ein alter Nachbar des Weber Meßlers, welcher mehr Menschenkenntniß besaß, als man bey Leuten seines Standes gewöhnlich zu finden pflegt. Dieser hatte längst eingesehen, daß Meßlers Kinderzucht nicht die beste war, und daß nach seiner Erziehung zwar Kopfhänger und Scheinheilige, aber schwerlich kluge, gute, fröhliche und glückliche Menschen gebildet werden könnten, und daß der verschrieene Johann durch die väterlichen Mißhandlungen und allzu zwangvollen Frömmigkeits Uebungen zuletzt entweder ein Religionsverächter oder ein — Tollhäusler werden würde. Daher gieng er eines Tags zum alten Meßler und sagte ihm über die ganze Lage der Sachen seine Meinung ganz unverholen, indem er hinzufügte: „Euer Sohn ist fürwahr nicht so böse, als ihr glaubt, es kann aus ihm ein guter, braver Mensch werden, wenn ihr es nur recht anfangt; aber nach eurem jetzigen Verfahren wird er unglücklich! Es ist gut und löblich,

löblich, seine Kinder frühzeitig zur Frömmigkeit und Gottesfurcht zu gewöhnen; aber wer wird sie zum Gebet prügeln! Anstatt Andacht und Lust zum Gebet zu erwekken, erzeugt ihr dadurch Ekel und Abneigung gegen diesen schönen christlichen Gebrauch. Wenn man euch das schönste Gericht vorsetzte, und euch mit dem Prügel zu Tische nöthigte, ihr würdet gewiß statt des Appetits Grauen und Abneigung empfinden. — Glaubt mir, euer Sohn ist krank; ihr und der Pfarrer habt ihm den Verstand verrückt, und wenn ihr nicht auf seine Heilung bedacht seyd, so erlebt ihrs noch, daß er als ein toller Mensch an der Kette stirbt.“ —

So vernünftig und gut gemeint diese Vorstellung des alten Nachbars war, so fruchtete sie doch bey dem alten Meßler nichts, denn gedachter Nachbar fand in dem Städtchen wenig Glauben: jedermann hielt ihn für einen sonderbaren, wunderlichen Menschen, aus dem niemand klug werden könnte. Er war vor vielen

Jahren

Jahren als Tischler eingewandert, hatte sich häuslich niedergelassen, und lebte im stillen als ein ordentlicher, guter Mann, aber ohne sein Handwerk zu treiben, und — ohne sich zu verheurathen. Er lieh Gelder aus, an arme **ohne** Zinsen, an Reiche gegen **doppelte**. Er gieng in keine Gesellschaft, aber häufig in freyer Natur allein spazieren. Seinen Rath drang er keinem auf, aber wer ihn suchte, fand sich wohl dabey. Das alles machte ihn bey den Leuten verdächtig: einige glaubten, er sey ein Goldmacher, andere, Mitglied einer geheimen Diebsgesellschaft, noch andere, Falschmünzer, wieder andere, ein Freymäurer. Das übelste Urtheil aber, daß von ihm gefällt wurde, rührte vom Herrn Diakonus her, welcher fest behauptete, er müsse, da er stets einen grauen Mantel trüge, jährlich nur zweymal kommunizirte, und einstmals gesagt hatte, daß die Menschen von Natur alle gut und zur Fröhlichkeit, nicht aber zum Kopfhängen gebohren wären, ein — **Exjesuit** oder ein **Atheist** seyn.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Sechstes Stück.

1791.

Folgen einer schlechten Erziehung.

(Fortsetzung.)

Ob nun gleich im ganzen Städtchen niemand wußte, was diese Nahmen (Exjesuit und Atheist) eigentlich bedeuteten, so vermuthete doch jedermann, daß beydes etwas ausserordentlich Böses bedeuten müsse, weil der Herr Diakonus gewöhnlich sehr finster und strafend aussah, wenn er diese Nahmen nannte, und jedermann vor dem Umgange mit solchen Verworfenen zu warnen pflegte. Es war also natürlich, daß der arme Johann durch die Fürsprache dieses übelberufe-

nen Mannes nichts gewinnen konnte. Der alte Meßler schalt vielmehr auf den gutmüthigen Nachbar, und verbat sich, damit der gute Ruf seines Hauses nicht dadurch beflekt werden möge, alle fernern Besuche, und da man vermuthete, Johann möchte vielleicht in seine Hände gerathen und von seinem Atheistengeist angeflekt worden seyn, so ward er von nun an in noch strengere Verwahrung genommen und mit Hülfe des Hungers und des Stoks sehr dringend ermahnt, sein geheimes Verständniß mit gedachtem Nachbar zu gestehen; da aber Johann von einer solchen Verbindung nichts wußte, so konnte er auch nichts gestehen, und das zog ihm wieder ein Gefängniß im Keller zu. Hier mußte er bis einige Tage vor der öffentlichen Einseegnung der Konfirmanten sitzen, wo er aus seinem Gefängniß entlassen und mit den übrigen jungen Leuten vorgestellt wurde.

Es ist hier nöthig zu erinnern, daß der Diakonus ein Mann war, der schon durch sein ganzes Aussenwesen im Stande war, einem eine gewisse Furcht einzuflößen, wenn er auch seinen Mund nicht aufthat: Dazu kam noch, daß der alte Meßler ihm den Charakter und die Untugenden seines Sohnes von einer so schwarzen

Seite

Seite vorgestellt hatte, daß er aus Mangel an hinlänglicher Menschenkenntniß den Letztern für so bös und verstokt hielt, daß er ihn nicht anders, als durch das rauheste Verfahren und durch die erschütternsten Reden vom Wege der Sünden abführen zu können glaubte. Hätte er dem Vater nicht grade zu auf sein Wort geglaubt, sondern den Knaben vorher zu erforschen gesucht, so würde er gefunden haben, daß sein Herz im Grunde gut sey, und daß eben diese Härte ihm jene schiefe Richtung des Charakters gegeben habe; so aber kannte er den alten Meßler als einen sonst ehrlichen und frommen Mann, und traute ihm daher mehr, als er gesollt hätte. Indessen würden viele an seiner Stelle den nemlichen Fehler begangen haben, denn wer wird dem Vater nicht mehr glauben als dem Sohne?

Vor diesem Manne hatte Johann schon oft gezittert, wenn er eine besondere Ermahnung von ihm hatte hören, oder ein Bekenntniß von seinen großen Sünden — die er nicht kannte — hatte ablegen müssen: der Angstschweiß war ihm dann immer in grossen Tropfen das Gesicht herabgeflossen, denn der eben beschriebene Diakonus pflegte, aus schon erwähnten Ursachen, seine Bußreden bey ihm gern mit den allergrausend-

sten Bildern anzufüllen, und den Satan in seinem höllischen Peinigungsgeschäft mit so lebendigen Farben abzumahlen, als er für nöthig hielt, das verstokte Herz des Jünglings zu erweichen. Auf Johanns zarte und allzufeurige Einbildungskraft hatten diese Schilderungen denn immer ganz natürlich viel stärker gewirkt, als die Absicht war: er hatte sich wachend und träumend damit beschäftigt, und daher kam es, daß er bey dem Anblik des Diakonus immer etwas Schaudernes und Zurükschrekkendes empfand. Jezt wußte er, daß der Mann Schuld an seiner Einkerkerung, an der Hungersstrafe, die er zu leiden hatte, und an der entsezlichen Härte seines Vaters war, die er noch nie so sehr empfunden hatte, als seit der Zeit, wo der gutmüthige Nachbar für ihn gebeten, und auf die Sündenwege der Atheisten gelokt haben sollte; er wußte ferner, daß der Diakonus sicher nicht ermangeln würde, ihn bey Gelegenheit der öffentlichen Einsegnung vor aller Welt als ein räudiges Schaaf darzustellen, was weder Stall noch Futter verdiente, wie er das denn zuweilen schon gethan hatte, darum sah er diesem Konfirmationstage mit unbeschreiblicher Herzensangst entgegen. Er erschien endlich, und Johanns Angst stieg so hoch, daß er seinen Vater fast fußfällig bat, ihn dies-

mal

mal von dieser Feyerlichkeit noch zurük zu lassen, weil er glaube, daß man anderes Sinnes seyn müßte, wenn man die öffentliche Einsegnung empfangen wolle; aber durch nichts in der Welt hätte er sein Schikſal trauriger machen können, als durch diese Bitte, welche der Vater ganz falsch verstand, und glaubte, Johann habe eine gewisse innere Abneigung gegen diese Feyerlichkeit, nach welcher, wie er ganz richtig meinte, jeder christliche Jüngling ein herzliches Verlangen haben sollte. Voller Erstaunen blikte er daher den vermeinten gottlosen Sohn eine Weile an, und strömte dann die schreklichsten Ausbrüche seiner Wuth über ihn her, wobey er ihn in seiner blinden Raserey bald auf den Kopf schlug, bald nieder auf die Erde warf, und ihn mit den Füßen stampfte. Beyde Eltern heulten dabey so laut, daß das Haus davon ertönte, und baten Gott einmal über das andere, daß er ihnen den Frevel ihres Sohnes nicht zurechnen möge! Die Geschwister standen da, sahen diese schrekliche Szene händeringend mit an, und glaubten jeden Augenblik, der aufgebrachte Vater würde den Bruder erschlagen. Einige dazukommende Nachbarn suchten jenen endlich zu besänftigen und den Gemißhandelten seinen Händen zu entreißen. — Wenige Stunden nach diesem furchtbaren Auftritte mußte Jo-

hann in die Kirche, und da das Gerücht von eben erwähntem Vorfall sich wie ein Lauffeuer im Städtchen verbreitete, Johann auch ohnedem schon durch die unvorsichtigen Klagen der Eltern als ein ungerathener Sohn bekannt war, so liefen ungewöhnlich viele Menschen herbey, den Ausbund aller Gottlosigkeit zu sehen und seiner Konfirmation mit beyzuwohnen. — Kaum ward er gewahr, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, so war es ihm, als wurde sein Herz von der Last einer ganzen Welt bedrükt. Er schwankte blaß und niedergeschlagen hin an dem Altar, und erwartete — fast ohne Bewustseyn — was geschehen würde. — Man sang: Kinder und Erwachsene weinten, Johann allein hatte keine Thräne. Endlich erschien der Diakonus; Johann wagte es nicht ihn anzusehen, denn schon der Gedanke: Jezt kömmt er! machte alle seine Glieder zittern. Das Examen hob an, währte einige Stunden, und Johann bekam keine einzige Frage zu beantworten; die Kinder empfingen den Seegen, Johann ward ausgeschlossen; die ganze Ceremonie gieng zu Ende, an ihn ward nicht gedacht.

Nach einer Pause von einigen Minuten, in welcher Johann vor Schaam und Beklemmung

fast

fast zu Boden sank, hob der Diakonus mit verstärkter Stimme wieder an: „Ich wende mich nun besonders zu dir, verlohrner Sohn deiner Eltern und der Kirche, und versuche hier vor dem Richterstule deines erzürnten Gottes, dich aus dem Schlafe der Sünde und des Verderbens zu erwekken.“ — Bey diesen Worten entstand ein Geräusch durch die ganze Kirche; überall hörte Johann die Leute sich empor richten, und auf die Stühle treten, ein Zeichen, daß alle etwas Ausserordentliches erwarteten. Dies Geräusch sowohl, als auch die Anrede, mit welcher der Geistliche sich zu ihm wandte, brachte ihn vollends um die wenige Fassung, die ihm noch übrig geblieben war; es ward dunkel vor seinen Augen, er fieng an zu wanken, und fiel ohnmächtig nieder: Das war um so natürlicher, da er seit einigen Tagen fast gar nichts genossen hatte, und von den angreifendsten Gemüthsbewegungen bestürmt worden war. Es ist unglaublich, und doch leider wahr! daß man ihn eine Zeitlang ohne Hülfe liegen ließ, bis der Nachmittagsprediger, ein sehr vernünftiger und sanfter Mann, mit dem Küster herbey eilte, den Hingesunkenen aufzurichten und in die Sakristey zu führen.

Johann kam zwar wieder zur Besonnenheit zurük, aber man mußte ihn krank nach Hause tragen. Einige Tage erhielt er keinen Arzt, und seine Eltern bekümmerten sich nicht um ihn, bis seine Krankheit in eine außerordentliche Raserey ausbrach, in welcher er bald über seinen Vater, bald über den Diakonus ein fürchterliches Wehe! ausrief: „Seht, seht!“ schrie er zuweilen mit kreischender Stimme, „da stehen sie beyde mit aufgehobenen Händen, mich zu ermorden und in die Hölle zu stoßen! Rettet, rettet mich von meinem Vater!“ — Eine Verwandte des Hauses hatte endlich mit dem Kranken Mittleiden und rief einen Arzt zu Hülfe. Dieser versicherte, daß der Zustand des jungen Menschen sehr gefährlich sey, und daß man ihn vorzüglich vor heftigen Gemüthsbewegungen bewahren müsse, wenn man seine Genesung wünsche. Auch suchte er dem Vater das Gewissen zu schärfen, und ihn zu einem gelinderen Verfahren gegen seinen Sohn zu bewegen. Durch seine rührende Vorstellungen gelang es ihm auch, den harten Mann einige Thränen der Reue, und das Versprechen abzulokken, das Vergangene zu vergeßen, und künftig den Nachmittagsprediger bey Johanns Bekehrung zu Hülfe zu nehmen. — Wer weiß aber, ob der alte Meßler Wort gehalten

halten haben würde, wenn nicht folgender Vorfall sein Vaterherz vollends erweicht, und ihn zu einer völligen Sinnesänderung gebracht hätte. Er saß nemlich am Bette seines Sohnes, und dachte darüber nach, wie traurig es ihn machen würde, wenn der Kranke sterben und seine väterliche übertriebene Strenge, wie der Arzt gesagt hatte, Schuld daran seyn sollte. Der arme Johann, der seinen Vater seit dem Morgen, an welchem er so grausam von ihm behandelt worden war, nicht wieder gesehen hatte, erwachte eben aus einem tiefen Schlafe zu einigen Stunden der Besonnenheit, als der reuige Vater ihn mit gemäßigter mitleidiger Stimme fragte: „Was machst du, mein Sohn? Kennst du mich noch?“ — Johann blikte ihn eine Weile staer an, und sagte dann mit schwacher Stimme, indem er des Vaters Hand küßte: „Ihr seyd mein Vater; aber ihr wollt mich nicht mehr in der Welt leiden.“

Bey diesen Worten fieng Meßler an laut zu weinen. „Schlagt mich nicht mehr, Vater!“ fuhr der Kranke fort, „ich werde ohne dem bald sterben. Meine Gedanken sind irre, mir ist, als wär ich schon eine Weile tod gewesen, aber Gott wird sich meiner erbarmen!“ — Die ganze Familie

ward durch diese Worte gerührt, und vereinigte nun ihre Kräfte, ihm seine Leiden zu erleichtern. Diese Bemühungen, verbunden mit des Arztes Sorgfalt, schienen den besten Erfolg zu haben. Johanns körperliche Gesundheit kehrte zurük, aber — sein Verstand blieb zerrüttet, und keine menschliche Kunst war fähig, ihm den völligen Gebrauch desselben wieder zu geben. Täglich bekam er Anfälle von Raserey, wo er umher lief, die Hände blutig rang, und sich überall vom Teufel verfolgt glaubte; der Angstschweiß lief ihm dabey immer vom Gesicht, und oft konnte man ihn weit schreyen und wimmern hören: und wenn man ihn denn fragte, was ihm fehle? so gab er zur Antwort: „Heiß und schrecklich ists in der Hölle, wo der Satan die bösen Menschen quält.“ — Dann sang er wieder einzelne, unzusammenhängende Strophen aus dem angeführten Liede: O Ewigkeit, du Donnerwort! u. s. w. oder er sagte auch wohl einige Stellen daraus mit so fürchterlichen Geberden her, daß mans ohne Grauen nicht ansehen konnte. Dabey aß er ganz unbeschreiblich stark, stahl auch wohl zuweilen Lebensmittel, und entschuldigte beydes damit, daß er gewiß wisse, man wolle ihn verhungern lassen: Darum wolle er sich vor seinem Ende noch recht satt essen. — Seine guten

ten Stunden verschlief er entweder, oder brachte sie in einem Winkel sehr tiefsinnig und mit gefaltenen Händen zu. Beym Anblik eines Geistlichen bebte er jedesmal, und keiner erhielt eine Antwort von ihm. Er sagte beständig Gebete her, kam aber gewöhnlich aus einem ins andere, und seine Mutter mußte ihm oft vom Himmel und aus der Geschichte Josephs vorerzählen.

Im nächsten Frühlinge führte ihn der Vater zuweilen in den Frühstunden vor's Thor in die freye Luft, weil es der Arzt so verordnet hatte, und der Kranke schien sich dabey sehr wohl zu befinden; allein eines Morgens wählte jener zufälliger Weise einen Weg, der vor dem Gericht vorüber führte, und als Johann sich dieser schauerlichen Stätte näherte, ergrif ihn Furcht und Entsetzen; die Haare standen ihm empor, und der Vater war nicht im Stande ihn zu bereden, den Weg weiter fortzusetzen; er floh, als wenn er gejagt wurde, und schrie immer über laut: „Helft! helft! der Vater will mich an den Galgen bringen.“ — Von der Stunde an brachte ihn niemand wieder aus dem Hause, und zu den herrschenden Ideen, die sein Gehirn verwirrten, gesellte sich nun auch noch die, vom Galgen.

In

In diesem bedaurenswerthen Zustande brachte der arme Jüngling sieben Jahre zu, bis er endlich im drey und zwanzigsten seines Alters starb. — Einige Wochen vor seinem Tode hörten die Anfälle seiner Raserey fast ganz auf; auch die Eßbegierde verschwand, aber mit ihr giengen auch zugleich seine Kräfte verlohren. Man hörte ihn in dieser Zeit zuweilen mehrere Stunden lang ziemlich zusammenhängend und vernünftig sprechen, aber die Furcht vor dem Tode war durchaus nicht aus seiner Seele zu tilgen. Die letzten Tage seines elenden Lebens verweinte er fast ganz. Sehr rührend war es, daß er seinem Vater noch in der Todesstunde dafür dankte, **daß er ihn nicht habe verhungern lassen.** —

So endigte sich das Jammervolle Leben eines Jünglings, den die Vorsicht mit den schönsten Anlagen ausgerüstet hatte, ein guter, glüklicher, kluger Mann, und ein nützlicher Bürger für den Staat zu werden, der aber durch die Blödsinnigkeit, den frömmelnden Aberwitz, die unsinnige, unverantwortliche Härte seiner sonst rechtschaffenen Eltern, und durch das unvorsichtige Verfahren eines Priesters zum elendsten Menschen unter der Sonne gemacht, seines Verstandes

des und zuletzt seines Lebens beraubt wurde! — Weder der Vorwand, seinen Sohn zur Frömmigkeit anzuhalten, wird den Vater, noch den Geistlichen die Entschuldigung der falschen Vorspiegelungen sie vor der schweren Verantwortung schützen, die sie an jenem großen Tage vor dem Richter erwartet, bey dem es nur eine Wahrheit, nur eine Tugend giebt. Was hilft es nun dem unglüklichen Vater, wenn er seine unsinnige Härte, seine väterliche — Grausamkeit gegen sein eig'nes Kind verflucht, und mit tausend Thränen seinen Sohn zurükweinen möchte, wenn er jedesmal erblaßt, so oft er auf dem Kirchgang das Grab seines Johanns erblikt, an dessen Sarge er so fleißig gezimmert hatte? Der Gedanke: „Du hast deinen Sohn ermordet!“ wird ihn bis ins Grab verfolgen, wird ihm jede heitere Stunde verbittern, jeden Trost im Unglük zu nichte machen, und glüklich genug, wenn er hier auf Erden einen Theil seiner Schuld abbüßt, damit ihn die schwere Last seines Gewissens in der Sterbestunde nicht in Verzweiflung zu Boden drükt! —

Schulze.

Schulze. Die Geschichte hat mich ganz traurig gemacht!

Schulmeister. Mich auch. Nun könnt ihr euch denken, wie niederschlagend es seyn muß, wenn man solche Vorfälle im würklichen Leben mit Augen sieht In diesem Stük ist jedes Thier besser daran, als der Mensch. Die Henne giebt aus angebohrnem innern Trieb der Natur ihren Jungen die nothwendige Anweisung, wie und wo sie ihren Unterhalt suchen sollen, und dekt, aus eingepflanzter Sorgfalt ihre Flügel über sie, um sie vor Unglück zu sichern: Der Vogel führt mit bewundernswerther Vorsicht und Sorgfalt seine Kleinen, wenn sie das erstemal das Nest verlassen, versammelt sie mit ängstlichem Geschrey um sich her, und lehrt sie auf den benachbarten Bäumen die Gefahren der Freyheit, so lange bis sie selbst klug genug sind, sich vor Raubthieren zu sichern und ihre zwekmäßige Nahrung zu suchen; aber der Mensch — wer zeigt ihm die unzähligen Gefahren des Lebens? Wer warnt ihn gehörig vor den unsichtbaren Schlingen der Verführung, da es der Meßler so viel in der Welt giebt, und da ein Mensch selten anders, als aus eig'ner Erfahrung — und also mit seinem Schaden klug wird.

Bote.

Bote. Dafür wird aber das Küchlein nie mehr als eine Henne. Da hingegen der Mensch durch eine gute Erziehung dem Engel ähnlich werden kann. Leider ist es wahr, daß es der **Meßler** noch viel in der Welt giebt, und daß manche Fähigkeit, manche gute Anlage durch eine fehlerhafte Kinderzucht unterdrükt wird; aber deshalb ist es auch nicht weniger wahr, daß wir eine Menge vortreflicher Väter finden, die ihre Kinder nicht als ein Eigenthum, mit welchem sie schalten und walten können, wie sie wollen, sondern als ein Guth betrachten, das ihnen von Gott auf eine Zeitlang zur guten Verwaltung anvertraut worden, und wovon sie einst Ertrag und Zinsen genau berechnen müssen; und wenn die großen Herren fortfahren, auf die Schulen in ihren Ländern ihr gnädiges Augenmerk zu richten, so wie unser **Durchlauchtigster Herzog** in Ludwigslust und Rostock ein Schulseminarium, das ist eine solche Anstalt, worin gute Lehrer für die Landschulen gezogen werden, errichtet hat; so können wir mit Grund hoffen, daß diese Fehler sich von Jahr zu Jahr verringern werden.

O Väter! Jeder Tropfen Bluts, für euch ver-
vergossen,
Würd' euren Kindern Labsal seyn:
Sie würden wohl mit Tulpen und mit Rosen
Den Steinenpfad des Alters euch bestreun;
Wär't ihr nicht meistens ihre wohlgemeinten
— Feinde!
Der Vater und — sein Kind — O die Na-
tur vereinte
So unzertrennlich sie; doch falschverstand'-
nes Glük,
Und falscher Vaterstolz zerreißen jede Spur
Von ihrer schönen Ordnung! Kehre doch,
Natur,
Zu deinen armen Sterblichen zurük!

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Siebentes Stük.

1791.

Schulze. Ich wollte alles verwetten, daß wir heute etwas Lustiges vom Boten zu hören bekommen! Seht einmal, wie freundlich er aussieht, als hätt' ihn ein schönes Mädchen im Korbe hieher getragen! Seine Augen haben sich so winzig klein zusammen gezogen, als gukte er in die Sonnenfinsterniß, oder hätte eine Schneppe auf dem Korne.

Bote. Es ist wahr: ich bin heute so fröhlich, so lustig, so zufrieden, als ich kaum zweymal in meinem Leben gewesen bin.

Schulmeister. Worüber denn?

Bote. Ja, das weiß ich so eigentlich selbst nicht zu sagen. Als ich aus der Stadt gieng,

war ich so verdrüßlich und niedergeschlagen, als ich jezt lustig bin: ich haschte Grillen, so viel ich ihrer nur habhaft werden konnte, und setzte mich endlich voll Sorgen für den andern Morgen auf einer Anhöhe unter einer Eiche nieder. Was, dacht' ich, wird noch aus dir werden? Du hast in deinem Leben so viel Noth und Kummer ausgestanden: hast für andere Menschen so viel, und für dich so wenig gethan, und der ganze Lohn, den du dafür hast, — ist dieser schwere Botenranzen, der dir aus Dankbarkeit dafür, daß du ihn so gutwillig mit dir herum schlepp'st, die Schultern blau drükt! Andere brauchen nur das Maul aufzusperren, so fliegen ihnen, wie im Schlaraffen-Lande, die gebratenen Tauben hinein: Der Eine thut eine reiche Erbschaft, der Andere zieht das große Loos in der Lotterie, der Dritte heyrathet eine reiche Frau, der Vierte erhält, ohne sein Verschulden, eine einträgliche Bedienung u. s. w. — aber in wessen Lebenslaufe von dem allen kein Wörtchen steht, bist du, armer Schelm! Was Andere gleichsam wie vom **Sankt Niklas** im Schlafe bescheert wird, mußt du wenigstens sechsmal verdienen! Ey des Lebens bin ich satt, rief ich laut, schob den Hut aufs Ohr, faßte meinen Ranzen am Riemen und schleuderte ihn mit solcher Heftigkeit von mir, daß er oberst zu unterst die Anhöhe

hinab

hinab kollerte, und sich wohl sechsmal überschlug. So ärgerlich ich auch war, so konnte ich mich doch des Lachens nicht erwehren, über die possirlichen Sprünge, die mein alter lederner Kammerad den Hügel hinab machte. Indem ward ich neben mir einen Ameisenhaufen gewahr: ich betrachtete das kleine arbeitsame Völkchen genau, und sah zu meinem Erstaunen, mit welcher Emsigkeit sich Jung und Alt angelegen seyn ließ, seine Pflicht zu thun: wie eine kleine Ameise oft ein Ey vor sich her schleppte, das wohl noch einmal so groß war, als sie selbst, und so schnell damit forttrabte, als wär's eine Pflaumfeder. Hm! dacht' ich, das Thierchen verdient seinen Taglohn doch noch saurer als du: dein Ranzen ist noch lange nicht so groß wie du, und hat noch oben drein ein Paar breite Riemen, die er freundschaftlich um deine Schultern schlingt, um dir's komoder zu machen, die hat das Ameiseney nicht! Du hast doch wohl der ehrlichen Haut zu viel gethan, daß du sie so grausam behandelt hast? — Beschämt über meine unzeitige Hitze stand ich auf, hohlte meinen treuen Reisegefährten aus dem Sande, und legte ihn sanft ins Gras neben mir. Jezt wurd' ich erst gewahr, daß die Sonne eben in ihrer ganzen Pracht untergehen wollte. Es war herrlich anzuschauen, wie das Abendroth und die letzten Strahlen der Sonne

den Wald und den nahen See vergoldeten, wie die Vögel aus tausend Kehlen ihr Abendlied sangen, und ihrem Schöpfer für Leben und Nahrung dankten. Mir ward bey dem Anblik unbeschreiblich wohl zu Muthe: Thor der du bist! sprach ich zu mir selbst; die Vögel im Walde, die sich so fröhlich für die Geschenke des Tages bedanken, sorgen gewiß nicht für den künftigen Morgen, und haben eben so wenig Schätze gesammelt, als du, müssen so gut wie du, erst jeden Bissen des kommenden Tages mit sechsfacher Mühe erflattern und aufsuchen. Sollte Gott seinem Menschen, seinen vollkommensten Geschöpfe, als einen wesentlichen Vorzug vor andern Thieren, den **Kummer um die Zukunft** gegeben haben, um ihm alle Freuden des Lebens zu verbittern? Nein, gewiß nicht! Ob es gleich übertriebener Eigendünkel ist, zu glauben, daß Gott bloß um der Menschen willen alle andere Thiere, Blumen, Kräuter und Früchte geschaffen habe, so hat er den Menschen doch so gebildet, daß er jedes Thier zu seinem Nutzen gebrauchen, jede Blume berüchen, und aus Kräutern und Früchten Gesundheit und Nahrung ziehen kann. So lange du Gesundheit und guten Muth hast, bist du als Bote mehr zu beneiden, als tausend andere. Zwar schmerzen Knie und Fußsohlen nicht wenig, wenn's aufs Nachtquartier zu geht, aber deinen süßen Schlaf auf so eine Motion würde

mancher

mancher König mit der Hälfte seines Reichs erkaufen, wenn er um Geld feil wär; zwar erpreßt mir meine gedrukte Reisegesellschaft *) manchen schweren Seufzer, aber wie wohl thut dir's des Abends, wenn du deine Last abwerfen und in die Ekke lehnen kannst **Jeder trägt sein Bündel Noth, und wer's mit dem fröhlichsten Gesicht trägt, der ist der Klügste und Glüklichste!** — Heydi! rief ich laut, schleuderte meinen Ranzen, als wär's ein Federkissen, auf meinen Rükken, machte einen Boksprung, nahm meinen Knotenstok in die Hand, stimmte mein Leibstükchen an —

Schulm. Was ist das für eins?

Bote. **Wenn mich nur mein Röschen liebt!** Die halbe Meile bis hieher bin ich mehr getanzt als gelaufen. Meinem Ranzen hab' ich die Beleidigung abgebeten, und heilig versprochen, mich nicht wieder mit ihm zu entzweyen, und wenn mir seine Freundschaft noch zweymal so überlästig werden sollte. — (er ergreift seinen Krug) Auf, Freunde! Es leben alle fröhliche Gesichter!

Schulm. Es gilt!

Wirth. Das ist schön, daß er heute bey so guter Laune ist, ich hoffe, wir werden den Abend recht vergnügt zubringen.

Bote. Ich habe mir vorgenommen, euch heute die Geschichte eines frohen Tages meiner Jugend:

*) Die Bücher im Botenranzen.

Jahre zu erzählen, deren Zurükerinnerung mir unterwegs manche Meile verkürzt.

Schulm. Schön, schön! — Vormals hatte ich das Amt, denen Leutchens durch Vorlesung allerley Histörchens die Abende zu verkürzen, aber nicht selten schliefen sie darüber ein; seitdem du nun hier einkehrst, und uns so gut und nützlich die Zeit vertreibst, hab' ich das nie bemerkt: ich muß auch gestehen, daß ich selbst mehr Vergnügen am Zuhören als am Vorlesen finde. — Nun, die Geschichte.

Alle. Ach ja, wir sind recht neugierig.

Bote. Ich erinnere mich noch oft der Freuden meiner Jugend, die ich besonders genoß, wenn wir in der Schule Feyertage hatten, die ich fast immer auf dem Lande bey einem Vetter von mir zubrachte. Dieser Verwandte war Pächter einer Meyerey, hatte einen Sohn und zwey Töchter, die alle ihren Vater außerordentlich liebten. Der Sohn war der Aeltreste von den Kindern, und gieng in der Stadt auf die Schule. Du mußt ihn noch gekannt haben, Bruder Weidlich; er war ein hübscher Junge, hatte viele witzige Einfälle, und ward von allen Schülern der Spielrath genannt, weil er immer neue Spielchens erfand, die er uns nach geendigten Schulstunden lehrte. In den Ferien *) ging ich mit ihm zu seinen Eltern aufs Land hinaus, und diese guten Leute fanden

*) Die Tage, worin keine Schule gehalten wird.

fanden ihr größtes Vergnügen darin, wenn ihre Kinder munter und lustig waren. Einsmals, wie ich auch dort war, fiel grade der Geburtstag meines Vetters ein, an dem er selten dachte, und zwar an eben dem Tage, wo im Dorfe das Rosenfest gefeyert ward. —

Wirthin. Das Rosenfest? Was ist denn das?

Bote. Kennt sie das nicht, Frau Wirthin? Ich dächte, das hätte ihr der Schulmeister schon längst erzählt. Nun, ich will's ihr beschreiben. Die Herrschaft des Dorfs hat einen jährlichen Preiß von zwanzig schönen Kremnitzer Dukaten für das mannbare Mädchen im Dorfe ausgesetzt, das sich immer sittsam und ordentlich aufgeführt hat. Alle Mädchen im Dorfe wetteifern nun mit einander, durch Fleiß und Sittsamkeit diesen Preiß zu verdienen, und der Herr Pfarrer und der Gerichtshalter haben hierüber die Aufsicht. In der Mitte des July Monats wird das Fest öffentlich gefeyert; einige Wochen vorher melden sich beym Herrn Gerichtshalter alle junge Mädchen und Bursche, die heyrathen wollen: ihre Nahmen werden aufgezeichnet, und am Rosenfestes Tage öffentlich aufgerufen. Der Guthsherr kömmt dann selbst dahin, oder schickt einen Andern, der seine Stelle vertritt. Gegen Abend versammelt sich die ganze Dorfschaft auf einem grünen Platze, der mit alten ehrwürdigen Linden umge-

ben ist, und den vorher schon das junge Volk mit weißem Sande ausgestreuet und mit Blumen besäet hat. Der Schulze kommandirt einige Bursche, auf Ordnung und Ruhe zu halten, und diese dünken sich nicht wenig bey diesen Ehrendienst, putzen sich recht martialisch heraus, so, daß man ohne Lachen diese Dorfgarde gar nicht ansehen kann. — Der Gerichtshalter hält eine kleine Rede an die Versammlung; schildert darin das Gute dieser Einrichtung, und ermahnt das Volk, sich durch Fleiß und Tugend der fernern Güte ihrer Herrschaft werth zu machen. Dann werden die aufgezeichneten Nahmen der Mädchen laut aufgerufen, und die Gemeinde wird befragt, ob sie was nachtheiliges von diesen Mädchens wiße: Ein jeder kann denn laut seine Meinung sagen, und sind darunter Klagen, die richtig befunden werden, so schreibt sie der Gerichtsschreiber in ein Protokoll nieder, und das Mädchen, die sie betreffen, ist für das Jahr von der Ehre der Rosenmädchens ausgeschlossen: Dasjenige aber, über das keine Klage kann geführt werden, erhält von dem Gerichtshalter einen Rosenkranz mit vielen bunten Bändern geziert, nebst der ausgesetzten Belohnung von zwanzig Dukaten. — Nun geht erst der Spaß recht an: die jungen Bursche treten hervor und bemühen sich um die Liebe des Rosenmädchens, die freyen Willen hat, den zu wählen, der ihr

unter

unter allen am besten gefällt. Einer sucht immer den Andern zu verkleinern, und die Bursche hüten sich wohl je etwas zu thun, daß ihnen von einem Andern bey dieser Gelegenheit als unrecht könne vorgerükt werden. Die Dorfgarde thut bey dieser Gelegenheit wichtige Dienste; sie erhält durch ihr martialisches Ansehen die streitenden Bursche in Respekt, daß sie nicht handgreiflich werden. So bald das Rosenmädchen einen gewählt hat, so sind auch gleich die übrigen ruhig, und trösten sich meistens mit dem Gedanken: **Was dir heute nicht zu Theil ward, kannst du übers Jahr vielleicht bekommen.** Hierauf wird das liebende Paar, unter Anführung der Musikanten, die zur Verherrlichung des Tages recht tapfer auf ihren schnarrenden Geigen und Klarinetten den schallenden Wirbel der Dorfgarde Trommel begleiten, von der ganzen Gemeinde zu Hause geführt, wo sie den Rest des Abends mit Tanzen, Springen, Trinken und Schäkern munter und Seelenvergnügt zubringen.

Wirthin. Ey! das ist ja eine recht schöne Einrichtung! da wird jedes Mädchen sich hüten, ihren guten Nahmen zu verlieren.

Schulm. Und jeder Bursche wird sich bemühen, für den fleißigsten und ordentlichsten gehalten zu werden!

Bote. Ganz recht; ich wünschte, daß wir mehr

solche Anstalten hätten, wir würden schon den Nutzen davon empfinden. — Nun hört nur weiter meine angefangene Geschichte. — An einem solchen Tage fiel der Geburtstag meines Vetters ein. Seine älteste Tochter stand mit auf der Liste der Mädchen, die sich zum Rosenkranze gemeldet hatten. Den ganzen Tag waren die Eltern unruhig, und frugen wohl zehnmal: Hannchen, liebes Hannchen! hast du dich auch recht geprüft, ob du nicht je etwas Böses begangen, daß wir nicht wissen, daß dir heute von der Gemeinde könnte vorgerükt werden? Hannchen antwortete: Sey er ganz unbekümmert, lieber Vater! seinem Hannchen sagt ihr Herz Nichts, das ihr Furcht einflößen könnte; Er und die Mutter wissen ja, wie sie mich erzogen; daß ich nie ein Geheimniß für sie gehabt; jeden Morgen munter aufwachte, und jeden Abend mich froh niederlegte; das, sagt der Herr Pfarrer, kann man nicht, wenn man Böses gethan hat. Unter diesen und andern Reden kam die Zeit heran, da sich die Gemeinde versammeln sollte; und nun zog alles, Jung und Alt, Herrschaft und Knechte, nach dem Lindenplatze. Jedes war mäuschenstille, so lange, bis der Gerichtshalter Hannchen den Preiß zusprach. Nun hättet ihr aber auch die Freude sehen sollen, die auf jedem Gesichte zu lesen war: die jungen Bursche, wovon viele schon lange ein

Auge

Auge auf das hübsche Hannchen geworfen hatten, sprungen wie närrisch herum, und drängten immer den weg, der mit ihr sprechen wollte, um selbst der Glükliche zu seyn. Der Eine stellte ihr vor, daß er ihr zu Liebe des Nachts auf der Bleiche gewacht, wenn er gewußt, daß Hannchen Leinewand darauf gehabt; er hätte es sich nur nicht getrauet zu sagen, weil er befürchtet, sie möchte diesen Beweis seiner Liebe zu ihr übel aufnehmen; der Andere sagte: das ist nichts, was Görge da herplappert; weiß sie wohl, Jungfer Hannchen, wie sie noch klein war, und immer an den Pappelnbach spielte, daß sie einmal über Kopf hinein plumpte, und daß ich es war, der sie wieder heraus zog? Ach! sie weiß es wohl nicht mehr; denn als ich sie ans Land brachte, sie die Augen wieder aufschlug und rief: wo bin ich? — ja, da lief ich spornstreichs davon, und ließ mir nichts merken, ob ich gleich so naß, als eine gebadete Katze war; denn unser Herr Pfarrer spricht: Eine gute That muß man nicht selbst ausplaudern, oder man verringert ihren Werth! — So schwatzten sie alle durch einander; aber Hannchen konnte doch nicht dieser guten Bursche Wünsche befriedigen, denn sie liebte schon lange Philip, den Sohn des Müllers, der diesmal zur Dorfgarde mit kommandirt war, und bisher ängstlich

lich dem Vorgehenden zugesehen hatte. Hannchen gab ihm schlau einen Blik, den er nur zu gut verstand; seinen alten verrosteten Schießprügel *) warf er hin, und drängte sich durch den Haufen zu seinem Mädchen, von dem er einen herzhaften Schmatz **) erhielt, indem sie sagte: Herr Gerichtshalter, dieser hier ist mein Bräutigam! Alle billigten ihre Wahl, weil Philip ein guter Junge war, der ein gutes Weib glüklich machen konnte. Nun gieng der Zug in vorhin erzählter Ordnung nach dem Hause meines Vetters — Fritze, so hieß der Sohn desselben, Hannchen, Lieschen und ich hatten schon etwas ausgedacht, womit wir den Vater überraschen wollten, der über die heutige Freude seinen Geburtstag ganz vergessen hatte. Die Mädchens hatten eine lange Kette von Rosen, Veilchen und andern Blumen gebunden; Hannchen hatte ein sauberes Hemd genähet, von Flachs, den sie selbst gebauet, selbst gesponnen und gewebt; Lieschen ein Paar feine Strümpfe gestrikt; Fritze ein niedliches Gedicht gemacht, das unser Schullehrer in Musik gesetzt; und überdies hatten wir die Mutter gebeten, einen großen Kuchen zu bakken, ohne ihr zu sagen,

*) Flinte.

**) Kuß.

sagen, zu welcher Absicht wir ihn haben wollten. Alles gieng auch so schön unentdekt zu, bis kurz vor dem Essen Fritze seinen Vater hinausrief, und das Gedicht in einem versiegelten Briefe gab, der aus der Stadt an ihn gekommen sey: der Alte öfnete ihn, und fand erstaunt das Liedchen. Während seiner Abwesenheit hatten wir den großen Lehnstuhl, worin er immer zu sitzen pflegte, mit der Blumenkette umschlungen, und den Kuchen vor seinen Sitz auf den Tisch gestellt, den ich mit so viel angebrannten Wachslichterchens besteckt hatte, als grade mein Vetter Jahre alt war; die Mädchens stellten sich zu beyden Seiten der Thüre, und die ganze Dorfschaft, die wegen des Rosenfestes zugegen war, und der wir unsere Absicht entdekt hatten, erwartete begierig, was der Alte zu dieser unverhoften Freude sagen würde. Nach einer kleinen Weile kam er herein und suchte Fritzen, der ihm Aufklärung über den Brief geben sollte; die beyden Mädchen fielen ihm um den Hals, und erstikten ihn fast mit ihren Küßen; erstaunt frug er: Kinder, was habt ihr vor, was soll das? Väterchen, rief ihm Fritze entgegen, heute ist dein Geburtstag, und deine Kinder wollen ihn so vergnügt als möglich feyern! Mein Geburtstag! sagt' er erschrokken. Indem ward er den für ihn bereiteten Stuhl und den Kuchen mit

den

den brennenden Wachslichterchens gewahr; Hannchen gab ihm das fein genähete Hemd; Lieschen die Strümpfe, und baten dabey, diesen kleinen Beweis ihrer kindlichen Liebe nicht zu verschmähen; froh drängte sich das Dorfvolk um ihn und seine Kinder, wünschten aus vollen redlichen Herzen Glük zu diesem Tage, und schlossen einen Kreis um die liebenswürdige Familie, in deren Mitte der gerührte Vater dankbar seine Hände zu seinem Schöpfer erhob, der diese Freude ihm gewährte. Die Mutter war, während daß dies vorgieng, in der Küche beschäftiget gewesen, und hatte für die Bewirthung ihrer Gäste gesorgt; durch die lauten Glükwünsche aufmerksam gemacht, eilte sie zur Stube, wo sie die Ursache dieses Jubels erfuhr, und mit freudeerfüllten Herzen das Glük ihres lieben Mannes theilte. Man setzte sich hierauf zu Tische, wo Lachen und Schäkern das frohe ländliche Maal würzte. Nur der Küster des Dorfs, der zugleich Organist war, saß in einer Ekke am Tische, und sagte kein Wort zu allem was vorgieng: endlich räusperte er sich einigemal, und hielt einen Sermon, der uns sehr belustigte. Ich habe ihn seiner Sonderbarkeit wegen damals abgeschrieben, und weiß ihn noch auswendig. — Nachdem er sich in Positur gesetzt, bedächtlich sich verschiedenemal den Mund gewischt, und an sei-

ner

ner Halskrause gezupft, gebot er eine allgemeine Stille, und nachdem diese erfolgt, fieng er an:

„Die Geigen sind gestimmt, die Bogen gestrichen, und die blasenden Instrumente parat, eine Musik meiner besten Wünsche zu unsers Freundes Geburtstag anzustimmen. Richtige Harmonie und reiner Gesang spielte bisher das Klavier deines Lebens, wovon der Resonanzboden unsrer Freude jederzeit Zeuge war. Ich stimme heute mit allen Registern meiner Kehle, und mit obligaten Trompeten und Pauken ein Loblied an, und danke in einem Solo meiner menschlichen Stimme den über alles gütigen Virtuosen der großen Baßgeige der Welt, für alle dir erzeigte Gnade und Unterstützung, das große Concert deines Lebens bis hieher so gut durchgetrillert zu haben; keine Fehlnote war zu hören, und die Komposition war regelmäßig, und sehr ins Gehör fallend. — Noch lange mögen die Blasbälge der Zufriedenheit der Orgel deines Gemüths Wind geben, damit nie der Tremulante der Sorgen sich ungezogen hören lasse. Dein ganzes Leben sey — Harmonika; keine Fuge vom Konterbaß und Fagott der häuslichen Zwistigkeit unterbreche je den hellklingenden Dudelsack deiner Freude. — Und

dann

dann bitt' ich, daß die Hauptstimme und erste Violin deiner Liebe nie gegen die Bratsche meiner Ergebenheit pausiren möge. Das Rondo deiner Freundschaft sey immer der Lieblingssatz auf der Queerpfeife meiner Zufriedenheit, und so wollen wir denn in reiner Harmonie, wohlgestimmt und gleichen Takt haltend, die große Oper unsers Lebens durchpfeifen, bis es heißt: **Hier ist die letzte Pause!**" —

Alle. (Lachen herzlich.)

Schulm. Ey, ey! das ist recht drollicht! Was thatet ihr denn hierauf?

Bote. Das nemliche was ihr gethan habt, wir lachten, schäkerten, sungen und tanzten, waren so froh, als es Menschen seyn können, die Herz und Sinn für Freude haben, bis wir endlich müde waren, und uns nach unsern Betten umsahen. — Ich denke, Bruder, Waidlich, wir gehen jezt hin und thun desgleichen. Gute Nacht, alle zusammen.

Alle. Gute Nacht! Dank, für den frohen Abend, den er uns gemacht hat.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0118
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Achtes Stük.

1791.

Wirth. (zu dem Boten, der eben eintritt) Ey, ey! Wie geht das zu, daß er heute so spät kömmt? Wir lauren schon so lange begierig auf seine Ankunft, wie meine Kinder auf die Christbescherung; Dörtchen ist schon zehnmal den Berg hinangelaufen, um nach ihm auszuseh'n. Nun, sey er willkommen! Leg' er seinen Reise-Kammeraden bey seite.

Bote. (indem er seinen Ranzen in eine Ekke stellt) Guter Freund, heute hat er mir den Pukkel ziemlich warm gemacht, dafür wollen wir uns auch jezt recht gütlich thun; Herr Wirth! Ein Gläschen Sorgenbrecher. — Ich bin durch ein Städtchen gekommen, wo Jahrmarkt gehalten ward; da hab' ich denn eine Weile herumgegukt, und allerhand

Schnurrpfeifereyen besehen, darüber ist die Zeit vergangen, und ich komme deshalb heute später als gewöhnlich.

Wirth. So, so. Was hat er denn vom Jahrmarkt mitgebracht? Etwa ein Dukatenmännchen, oder einen weisparükkigen Husaren zum Nußknakken?

Bote. (lacht) Damit wäre ihm wohl wenig gedient; die Dukatenmännchen wollen heutiges Tags nicht mehr von sich geben, als man ihnen vorher untergelegt hat, und die Nußknakker werden jezt noch nicht gebraucht. Ganz leer soll er aber doch nicht ausgehen; ich bringe ihm die Abbildung einer Luft-Maschiene mit, die kann er an seine Stubenthür kleben.

Wirth. Laß er doch sehen. Hm! das Ding sieht närrisch genug aus. Sag' er mir doch, wie hängt denn das so eigentlich zusammen? Mit diesen Dingern fahren die Leute in der Luft herum, wie ich in einem Kahn auf dem Wasser? — Ich habe vor einigen Jahren, wie die Geschichte so recht im Schwunge war, viel davon gehört, bin aber doch nicht recht klug aus der ganzen Sache geworden.

Bote. Ich habe einmal in Hamburg den berühmten Franzosen Blanchard so eine Luftfahrt machen sehen, und will, so viel ich davon weiß, euch erzählen. — Seht, dieser längliche Ball ist von Taffet, der mit einem feinen Gummi inwendig bestrichen

strichen wird, damit die ordinaire Luft nicht so leichte eindringen kann. An diesen Ballon befindet sich oben eine Klappe, die durch eine Feder angedrükt wird, und dazu dient, daß der Luftschiffer sie mittelst eines Striks aufziehen, die brennbare Luft heraus; und ordinaire Luft kann hineindringen lassen; unten hat derselbe einen Hals oder Schlauch, durch den die brennbare Luft hinein geschaft wird; der obere Theil des Ballons ist mit einem Netze überzogen, von dem verschiedene Stricke an den untern Theil desselben herablaufen, woran die Gondel oder das Luftschiff befestiget wird, das aus Weiden, wovon die Korbmacher ihre Körbe flechten, oder aus Kork gemacht und mit Leinewand überzogen wird. Wenn der Luftschiffer eine Reise machen will, so läßt er vorhero zwey große Pfähle aufrichten, deren untere Enden eingefügt sind, und in der Mitte derselben hängt der Ball, woraus man, so viel möglich, alle ordinaire Luft weggeschaft hat. Nahe dabey stehen verschiedene Fässer mit Eisenfeilspänen angefüllt, auf jedes Pfund derselben wird eine gewisse genau berechnete Portion Vitriol-Oel und Wasser gegossen, das mit den Eisenfeilspänen in eine siedende Gährung kömmt und einen Dunst verursacht, den man die brennbare Luft nennt, welche viel leichter und feiner, als die gewöhnliche Luft ist, die wir einathmen; diese brennbare Luft wird nun aus den Fässern, mittelst blecherner

Röhren, die alle durch ein großes mit kaltem Wasser angefülltes Faß laufen, um die heißen Dunsttheile abzukühlen, nach dem Halse oder Schlauche des Ballons geleitet; z. B. wie man es bey einer Branteweinsblase zu machen pflegt. Die brennbare Luft, die nur diesen einzigen Ausweg hat, strömt nun in den Ball aus, und dehnt die schlaffen Theile desselben auseinander, bis der ganze Ball damit angefüllt ist, alsdann wird der Schlauch feste zugebunden; der Luftschiffer besteigt die Gondel, die mit kleinen Sandsäcken, einem Barometer zur Beobachtung der Luft-Veränderungen, und einem Fallschirm befrachtet ist, dessen sich der Reisende bey etwaniger Zersprengung des Balls oder sonstigem Unglücke, zum Niederlassen auf den Erdboden bedient. — Dieser Fallschirm ist, wie der Ballon, von Taffet, hat eine runde Form von etwa 10 Fuß im Durchmesser oder Durchschnitt, an der äussersten Kante sind 10 oder 12 Strikke von 4 oder 5 Fuß Länge befestiget, die mit ihren untern Enden in einen Knoten zusammen gezogen sind: Ist der Reisende genöthiget, sein Fahrzeug in der Luft zu verlassen, so wirft er diesen Fallschirm aus der Gondel, indem er die Strikke bey den Knoten festhält, die Luft breitet ihn aus einander, daß er wie einaufgespannter Regenschirm steht, der Schiffer verläßt sein luftiges Boot, hält sich an die Strikke, und kömmt so, langsam wieder

auf

auf Gottes lieben Erdboden, denn, der über ihn ausgebreitete Schirm hat den schnellen und heftigen Fall verhütet. — Nachdem nun die Strikke, womit der Ballon an die Pfähle befestiget ist, losgeschnitten, die Pfähle selbst herunter gelassen worden, steigt der Ballon langsam aufwärts, bis er eine gewisse Höhe erreicht hat, alsdann er eine schnellere Fahrt nach der Richtung des Windes macht. Will der Luftfahrer wieder herunter, so zieht er nur die obere Klappe auf, die brennbare Lunft fliegt heraus, und unsere gröbere Luft dringt in den leer gewordenen Platz; so bald aber die Klappe wieder zuschlägt, und der Schiffer einige Sandsäkke, die er als nöthigen Ballast mitgenommen, auswirft, steigt die Maschiene wieder, bis er endlich, dieser Luftreise müde, sein Schiff zur Erde sinken läßt.

Wirth. Was doch der Mensch nicht alles herausgrübelt! Kann man aber mit diesen Luftdingern reisen wohin man will?

Bote. Nein, so weit ist die Kunst noch nicht gegangen. Unsere Luftfahrer stehen bis jezt noch unter der stärkern Macht des Windes; wohin der pfeift, müssen sie tanzen.

Wirth. Wenn das ist, so hat ja die Erfindung nach gar keinen Nutzen, und doch wird so viel Geld daran verschwendet?

Bote. Freylich wohl, Herr Wirth; aber vielleicht kann nach Jahren, wenn mehrere Versuche gemacht worden, der Nutzen dieser Erfindung sich zeigen. Wir wollen über eine Sache, die wir nicht begreifen, und für jezt, da sie noch in der Kindheit ist, keinen wesentlichen Vortheil absehen, doch nicht zu voreilig urtheilen. —

Schulm. (ihm in die Rede fallend) Aber wahrhaftig auch keine Versuche mitmachen! Ich traue dem Elemente nicht, wo Moses das Ballenunterlegen vergessen hat. **Was deines Amtes nicht ist, da laß du deinen Vorwitz,** das ist ein goldenes Sprüchlein.

Bote. Närrchen! Wer heißt es dir auch, solche Versuche zu machen? Wir überlassen das Leuten, die mehr Zeit, Geld und Einsicht von der Sache haben. Es könnte uns sonst leicht so gelohnt werden, als Herrn Wurm und seinen Gehülfen, die in einer kleinen Stadt wohnten, von der Luft-Maschiene gehört hatten, und gerne für deutsche Luft-Schiffer passiren wollten.

Schulmeist. O! Erzähle doch, Brüderchen, erzähle!

Bote. Bey Herrn Wurm in **** bewohnte ein Dachstübchen der hochgelahrte Herr Magister Senf; beyde waren vollkommene Zeitungs-

ungskrämer, und Einer suchte durch politische Kannegiessereyen immer dem Andern den Rang abzulaufen. Eines Tages lasen sie auch die Nachrichten von Blanchards und anderer Luftfahrer Reisen, wofür sie von der französischen Regierung eine Pension erhalten. Schnell entstand bey ihnen der Gedanke, sich in Deutschland diese Ehre und Vortheile zu erwerben, die jene in Frankreich erhalten. Sie trafen die Verabredung: daß beyde gemeinschaftlich arbeiten, aber auch Ehre und Vortheile zu gleichen Theilen genießen wollten. Herr Wurm lieh seinen Geldbeutel und Herr Magister Senf seinen Kopf dazu her. Die Arbeit ward eiligst angefangen, und schleunigst beendigt: die Maschine war bereits in brüderlicher Eintracht beynahe fertig gemacht, und keinem war es bisher noch eingefallen, sich mehr Verdienst dabey zuzurechnen als der Andere; als sie einsmals mit der größten Selbstzufriedenheit das Werk ihrer Hände betrachteten, und im voraus schon den Vortheil und die Ehre berechneten, die unausbleiblich aus diesem großen kühnen Unternehmen ihnen zuwachsen müsse, da fuhr der Hochmuthsteufel in das Herz des Magisters: er behauptete, daß ohne seinen vielumfassenden Geist, Meister Wurm dieses große Werk nie hätte unternehmen, noch weniger ausführen können; dem

Herrn Wurm stieg dieser Vorwurf gewaltig zu Kopfe, denn er hatte einen ähnlichen Gedanken, und meinte: daß ohne seinen Geld-Vorschuß des Magisters Verstand hätte braach liegen müssen; ihm hätte er es zu verdanken, daß der Nahme des Magisters Senf, der sonst gewiß nie bekannt geworden, nun dermaleinst mit Staunen und Ehrfurcht von Welt und Nachwelt würde ausgesprochen werden, wenn man dem Wurmschen Verdienste um seine deutschen Landsleute eine prächtige Ehren-Säule setzte. Magister Senf wollte dies schlechterdings nicht einräumen, zumal, da er hörte, daß Herr Wurm, der doch eigentlich nichts bey der Sache gethan, als die Materialien dazu angeschaft, und etwa Handlanger Dienste bey der Arbeit verrichtet, Anspruch auf eine Ehren-Säule mache, wobey sein Nahme nur obenhin könnte bemerkt werden. Sie geriethen hart an einander, schimpften, und es fehlte nicht viel, so wären sie handgemein geworden; doch drohte der Magister, den Ballon mit seinen alten Schläger, den er seinen akademischen Busenfreund nannte, zu durchstoßen, und so, ein Loch in die ganze Luft-Reise zu machen. Dies schreckliche Vorhaben blieb durch einen unvorhergesehenen Auftritt unausgeführt, der die beyden Luft-Schiffer auch wieder vereinigte. Herr

Wurm

Wurm war nemlich Vormund eines jungen hübschen Mädchens, das er bey sich im Hause hatte, und in das er sterblich verliebt war; das Mädchen fand aber kein Behagen an den Schmeicheleyen ihres alten Liebhabers, ihr Herz war schon einem jungen liebenswürdigen Manne übergeben, der Sekretair bey einem Collegio in der benachbarten Stadt war; die jungen Leute hatten verschiedene Versuche gemacht, den alten Herrn zur Einwilligung zu bewegen, aber der hatte dazu keine Ohren, weil er das Täubchen für sich selbst zu behalten gedachte: Der jüngere Liebhaber sann daher auf eine List, den alten Nebenbuhler zur Abtretung der Geliebten und Einwilligung in ihre Heyrath zu zwingen. Er wußte um Herrn Wurms Plan, eine Lust-Reise nach der Residenz zu machen, und nahm sich daher vor, den Alten mit der erdichteten Erzählung zu ängstigen, daß er auch eine Maschiene verfertiget hätte, mit der er die nemliche Reise machen wolle, und zwar früher, als es Herrn Wurm möglich seyn würde, die seinige ins Werk zu richten. Er kam grade sein Vorhaben auszuführen, als Herr Wurm und Magister Senf im Begriffe waren, sich einander fürchterlich zu schaden. Letzterer durch die Vernichtung des Luft-Ballons und der Erste durch

Hinauswerfung des Magisters Sachen auf die Straße. Durch die unerwartete Dazwischenkunft des Sekretairs blieb beyder Entschluß vor der Hand unausgeführt, und nachdem dieser ihnen seinen Plan mitgetheilt, würkte der Schrek über die angehörte Nachricht so sehr auf beyder Streitenden Herzen, daß sie augenbliklich Friede mit einander machten, und es für besser hielten, gemeinschaftlich daran zu arbeiten, den Sekretair von seinem Vorsatz abzubringen. Herr Wurm bot ihm eine Geld-Summe an, wenn er die Luft-Reise ihm überlassen wolle, aber der junge Herr wollte sich nicht dazu verstehen; Endlich machte der junge Liebhaber folgende Bedingung: Herr Wurm solle in eine Heyrath seiner Nichte mit ihm willigen, alsdann wolle er sich billig finden lassen, und die Luftfahrt aufgeben: Der alte Herr sah' keinen andern Ausweg, und brachte also der Ehre dies Opfer, gab seine Einwilligung, unterschrieb auf der Stelle den Ehekontrakt, söhnte sich völlig mit Herrn Magister Senf aus, und konnte nun kaum die Stunde erwarten, in der er diese Himmelsreise anzutreten gedachte: Endlich kam sie heran, alle Anstalten zu diesem Feste waren feyerlich, die Musikanten waren herbey gerufen, und betäubten durch ihre schmetternde Trompeten-

und

und Paukenwirbel das starke fast hörbare Herzpochen der Luftfahrer, die immer ängstlicher wurden, je näher der Augenblik heranrükte, da sie das Luftschiff besteigen sollten. Muth! Muth! theuerster Herr Kollege, rief der Magister seinem Freunde zu, aber mit den Ton, der die bängste Furcht verrieth. Das ganze Städtchen war zusammen gelaufen, diese neumodische Fahrt anzusehen; man hieb die Strikke los, der Ball stieg einige zwanzig Fuß hoch, schwankte dann hin und her, die Luftschiffer verließ der Muth ganz, sie schrien, stolperten ohne Besinnung einigemal über einander hin, dadurch verlor das Schiff sein Gleichgewicht, und plumps, da lagen sie wieder auf Gottes Erdboden. Glüklicherweise waren sie ohne beträchtlichen Schaden davon gekommen, ausser, daß Herr Wurm sich am Schienbein etwas gestreift, und Magister Senf sich seinen gelehrten Kopf blau gestoßen, und seine wolligte Perüque, die einzige, die er in Vermögen hatte, bey diesen Polterkram verlor. In einem allgemeinen Gelächter bestand nun die ganze Ehre, die diese Herren von ihrer Luftfahrt einärnteten. Nachdem sie sich erhohlt hatten, machte einer den andern Vorwürfe, und nur die Umstehenden verhinderten, daß dieser lächerliche Auftritt sich nicht traurig endigte:

digte: beschämt schlichen sie nach Hause, und dieser Vorfall war lange Zeit der Gegenstand aller Gesellschafts-Unterhaltungen; man lachte über die Narrheit der unberufenen Luftfahrer, und ein Freund des Herrn Wurm schikte ihm einige Tage darauf folgendes Gedicht:

„Ein Andrer mag auf Reisen sich begeben,
„um jung zu sterben! — Immerhin!
„Ich will gleich einer Pflanze leben.
„und Wurzel fassen, wo ich bin.
„Zu Lande und bey hübschen Tagen
„will ich mich wohl zu einem Weg verstehn;
„zur Noth wollt' ich es auch noch wagen,
„ein Strekchen in das Meer zu gehn;
„Doch mit dir in ein'm Luftschiff fahren,
„wo man tief, tief hinunter sieht,
„wie unter einem die Erde flieht,
„da soll mich Gott dafür bewahren!
„Das sag ich Jedem ins Gesicht,
„dergleichen Reisen lieb ich nicht.

Schul-

Schulmeist. Da ist ihnen wohl nachher die Lust vergangen, einen zweyten Versuch zu wagen, weil der erste so unglüklich ausgefallen? — Ja, ja, sag' ichs doch: Was deines Amt's nicht ist, laß deinen Vorwitz!

Bote. Bey dieser Gelegenheit kanst du Recht haben, Brüderchen; aber wenn Alle so dächten, wie viele gemeinnützige Sachen würden unerfunden bleiben, die uns doch ganz treflich zu statten kommen. z. B. Bisher ward die Gauche aus euren Viehställen und vom Misthaufen gar nicht geachtet; man ließ sie ablaufen, oder brachte sie wohl gar mit Fleiß an die Seite. Man hat aber gefunden, daß Nichts mehr die Düngung des Ackers hebt, als eben diese Gauche.

Schulze. Recht gut; aber wie wird die Sache betrieben? paßt sie auch für unsere Wirthschaften? Ja, die Herren Gelehrten schreiben oft über Sachen und geben Vorschläge, die wir Bauern gar nicht verstehn können, oder, wenn es sich auch begreifen läßt, so ist es doch für uns nicht ausführbar, weil es mit so vielen Kosten verknüpft ist, oder wohl gar die Behandlung der Aekker für unser Land nicht paßt.

Bote.

Bote. Die Art, von der ich eben rede, wie ihr die Gauche nutzen könnt, ist ganz leicht, ohne großen Kosten-Aufwand, und für euer Land passend. Reiniget auf euren Misthaufenplatz eine Stelle, grabet daselbst ein geräumiges Loch von etwa 10 Fuß Tiefe, setzet dasselbe ringsherum mit Feldsteinen aus, wie ihr es bey euren Brunnen macht; an eine Ekke dieses Loches bringt ein großes Faß oder eine Tonne, worin rundherum Löcher eingebohrt sind, deren ihr einige auch in den untern Boden machen könnt; nach diesem Fasse leitet nun den Abfluß der Gauche aus euren Viehställen und Misthaufen; sie wird sich darein sammeln, und durch die eingebohrten Löcher in das Faß dringen. Nun müsset ihr noch eine Tonne oder ein Faß haben, worin ihr zur Zeit der Düngung die Gauche auf das Feld schaffen könnt. Dieses Faß setzet auf einen kleinen Wagen oder Karn, machet darin oben ein Spundloch, setzet einen hölzernen Trichter darauf, dessen Röhröfnung ihr mit einem Stück Blech beschlagen könnt, worin Löcher gebohrt, die ungefähr einen halben Zoll groß sind, und dazu dienen, daß die groben Mistheile nicht mit in das Faß hineinfließen können, nun füllet es durch diesen Trichter mit der Gauche aus dem vorhin erwähnten Loche voll: am untern Boden

dieses

dieses Fasses bohret ein Zapfenloch, so groß, daß ein Strahl von ungefähr einem bis anderthalb Zoll stark herausfließen kann, und verwahret dann diese Oefnung mit einem Zapfen. Wenn das Faß voll ist, so kann es, nach Verhältniß seiner Größe, von einem oder zwey Ochsen auf den Akker gefahren werden, wo ihr dann den Zapfen herausziehn, und langsam mit dem Wagen oder Karren über den Akker wegfahren müßt. Ist das Faß leer, so füllet ihr es von neuen, und verfahrt auf vorbeschriebene Weise, bis das Stük Land allenthalben damit besenchtet ist.

Schulze. Schön, das läßt sich fassen! Aber, wie viel Gauche glaubt er wohl, daß wir haben müßten, wenn wir alle unsere Aekker so bestellen wollten? he!

Bote. Freylich könnt ihr sie nicht alle so düngen, dazu würde eine zu große Menge gebraucht werden; Auch müsset ihr die Gauche ja mit halb so viel Wasser verdünnen, als ihr Gauche habt, denn die bloße Gauche ist für den Akker zu stark, dabey gewinnet ihr an der Menge. Bedient euch vorzüglich dieses Hülfsmittels auf solchen Aekkern, wo trokner Boden ist, und

wo

wo der **Mist** selten gut anschlägt; hier wird die Gauche dem Mist zu Hülfe kommen, und diese Aekker werden dann eben so fruchtbar seyn, als die übrigen, die fetten Boden haben.

Schulze. (zum Wirth) Hm! Was meint er, Herr Gevatter, ob wirs versuchen? Große Kosten sind freylich dabey nicht, und ich begreife schon, daß die Sache nicht so ganz aus der Luft gegriffen ist.

Bote. Macht einen Versuch, und seht zu wie's geht; für den Schaden, den es euren Aekkern bringt, stehe ich, für den Vortheil aber, den ihr mit der Zeit davon haben werdet, lohnet mir einst mit einer frohen Miene. — Unser Beruf besteht ja nicht einzig und allein darin, daß wir ewig nach den alten Schlendrian forthandeln. Ein weiser Mann sagte einst: Bauet Häuser — zieht Bäume — Schreibet Bücher — und zeuget Kinder. — Sucht durch Erfüllung dieser Pflichten und ihrer Inbegriffe der Nachwelt ein Andenken von euch zu hinterlassen, damit, wenn man auch über euren Tod nicht trauret, man doch nicht darüber trauren darf, **daß ihr gar nicht gelebt habt.**

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Neuntes Stük.

1791.

(In der Wirthsstube sitzen am Tische: ein Reisender, der Schulmeister, der Wirth, und mehrere Gäste.)

Wirth. (zu den Fremden) Wollen Sie bey mir übernachten?

Reisend. Wenn ich und mein Pferd hier unterkommen können, so bin ichs gerne zufrieden.

Wirth. Ja; Sie müssen nur so vorlieb nehmen, wie wir's geben können: ich will gleich hingehn, und ihr Pferd absatteln lassen.

Reisend. Gut, laß er ihm aber auch ein Futter geben, Herr Wirth, und dann möcht' ich auch gerne ein Abendbrodt haben. (der Wirth geht hinaus, dies zu besorgen.)

Schulm. Mit Erlaubniß zu fragen, der Herr sind wohl schon lange unterweg's?

Reisend. Ich bin fast beständig auf Reisen

Schulm. Hm! Das muß ja aber ihrem Körper sehr nachtheilig seyn; immer Strapazen ausgesetzt, und selten gehörige Pflege zu haben. Ich bin nur wenig gereis't, aber ich kenne doch die Unbequemlichkeit, die dabey ist, und hüte mich dafür.

Reisend. Gewohnheit, mein Herr, macht jede Sache leicht, stumpft unser Gefühl für Weichlichkeit, und macht uns endlich gegen die größten Mühseligkeiten des Lebens unempfindlich, so, daß wenn wir diese erst eine Weile getragen haben, wir Bedenken haben würden, sie gegen ein besseres Loos, dessen Verhältnisse wir nicht so genau, als die des unsrigen kennen, zu vertauschen.

(der Bote wird vom Wirth herein geführt.)

Bote. Guten Abend! Gott grüße alle zufriedene Gesichter!

Schulm. Gut, daß du auch da bist, Brüderchen; ich disputire hier eben mit dem fremden Herrn, ob Gewohnheit jede Last des Lebens leicht machen könne, und er meint ja, es sey so.

Bote Dem pflichte ich bey. Ich hörte einst sagen: wenn alle Menschen ihr Unglük auf einen Haufen würfen, würde jeder lieber sein eigenes zurüknehmen, als mit den übrigen in gleiche Theile gehen wollen. Der Mann hatte so unrecht nicht; denn ein jeder hält sich gemeiniglich für den Unglüklichsten, und sieht er die Plagen anderer Menschen, so tauscht er doch nicht gerne. Wenn der Neeger-Sclave auf den holländischen und anderen Planta-

gen

gen in Amerika, seiner schweren Arbeit sollte entledigt werden, dagegen aber gehalten seyn, die Kriegsübungen unserer Europäischen Soldaten nach allen Regeln zu erlernen, so wette ich Zehn gegen Eins, daß er lieber seine einmal gewohnte Last fortträgt, als sich zu jener Veränderung bequemt; im Gegentheil würden unsere Europäischen Truppen es für die größte Barbarey verschreyen, wenn sie ihren Stand mit jenem, der Neger ihrem, verwechseln sollten. Woher kömmt das? Jeder ist einmal die Unbequemlichkeiten des seinigen gewohnt, und die Gewohnheit macht ihm denselben leichter, als einen andern, wobey er erst wieder anfangen müßte zu lernen.

Reis. So ist's! Die Menschen sind wie die Pflanzen, einigen ist in der Soñe wohl, andern in Schatten.

Schulm. Das ist alles recht gut, aber die Neger-Sklaven, denk' ich, können doch unmöglich ihr grausames Schiksal gewohnt werden, noch weniger erträglich finden: die sind doch wohl die allerunglüklichsten Geschöpfe auf dem lieben Erdboden: Mit menschlichen Sinnen und mit Verstand begabt, und doch oft ärger als das Vieh behandelt, das ist doch schreklich. — Hu, hu, mir schaudert die Haut, wenn ich an die Unglüklichen nur denke.

Reis. Er scheint falsch von der Sache unterrichtet zu seyn; ich will ihm eine wahrhafte Schilderung davon machen, und er wird die allgemeine Behandlungsart der Neeger auf den holländischen Plantagen in Amerika bey weitem nicht so unmenschlich

finden, als man zum Theil bisher geglaubt hat. — Zwar sind die Neeger Leibeigene, welche für ihre Herren so lange arbeiten, bis sie entweder der Tod, oder Altersschwachheit davon befreyet; Sie verrichten aber nur mäßige Arbeiten, welche ihnen von ihren Herren dadurch reichlich vergolten werden, daß selbige für ihren Unterhalt aufs beste sorgen. Die Neeger auf den Plantagen sind nicht geschlossen, sondern sie haben ihre Freyheit eben so gut, wie hiesige Tagelöhner oder Hausgesinde. Sie haben räumliche, gesunde und bequeme Wohnungen, die so eingerichtet sind, daß jede Familie für sich wohnt. Gartengewächse haben sie im Ueberfluß. Es wird desfalls ein großes Stück Landes dazu bebauet, welches man einen Kostgrund nennet, und dieses muß auf Kosten ihres Herrn stets im Stande erhalten werden. Viermal im Jahr erhalten die Neeger von ihren Herren ein jeglicher eine ziemliche Portion Rauchtobak, kurze Pfeifen, gesalzenes Fleisch, oder gesalzene Fische und auch Salz. Der Sonntag ist ihnen von der Obrigkeit frey gegeben, um nicht zu arbeiten. An diesen Tagen gehen viele auf die Jagd, oder Fischerey, und können mit leichter Mühe so viel Wild oder Fische erhalten, daß sie zu ihrem Gemüse die ganze Woche hindurch mit ihrer Familie davon zu zehren haben. Auch an jedem Tage in der Woche, wenn sie ihre Arbeit verrichtet, können sie sich dies Vergnügen machen. Jeder Neegerhaushaltung erlaubt man ferner, sich ein oder zwey Schweine aufzuzie-

zuziehen, um solche entweder zu verkaufen, oder zu verzehren. Auch hat jeder eine Anzahl Federvieh, und sie lösen für Enten, Hüner und Eyer manchen Gulden, weil alles dieses in der Stadt theuer bezahlet wird. Alle 3 oder 4 Wochen werden den Neegern auch Lustbarkeiten erlaubt, die gewöhnlich die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag dauern. Sie tanzen bey selbigen nach ihrer Musik u. d. gl. und ihre Herren geben ihnen alsdenn einige große Flaschen Rum oder Ratafia und Syrup dabey zum besten. Die Kleidung der Neeger, welche sie alle Jahr erhalten, besteht in folgendem: Männer und Weiber bekommen ein jeder einen neuen Hut, einen von blauem Büffel oder grobem Tuch gemachten Regenrok, 2 Hemden, 8 Ellen weißes und 6 Ellen buntes Linnen. Die Weiber bekommen noch außer dem 6 oder 8 Ellen bunten Catun. Schwarze Aufseher, Handwerks-Neeger, und Hausgesinde erhalten noch etwas mehr denn jene. Die Kinder bekommen ebenfalls die benöthigten Kleidungsstükke. Uebrigens gehen die Neeger alle baarfuß, weil sie einestheils als Sklaven keine Schuhe und Strümpfe tragen dürfen, anderntheils aber ihnen solche wegen der großen Hitze nur zur Last seyn würden. Man hat Beyspiele, daß viele Freyneeger in der Stadt, ohnerachtet es ihnen erlaubt war, Schuhe und Strümpfe zu tragen, doch aus Gewohnheit lieber baarfuß giengen. — Bey den Neegern herrscht, in Ansehung ihres Anzugs, ein großer Stolz. Dieje-

nigen, die einige Vorzüge vor andern zu haben vermeinen, wissen sich gewöhnlich des Sonn- oder Festtages durch manchen komischen Anzug auszuzeichnen, weil ihnen ihre ordinaire Kleidung an solchen Tagen zu simpel scheint. Jeder schaft sich daher nach seinem Vermögen ein besonderes Ehrenkleid an, welches er gewöhnlich aus den Trödelbuden in der Stadt kauft, und sich in diesem Anzuge eine ziemlich erhabene Miene zu geben weiß Der Anzug einiger Mulatten- und Neegermädchen ist dagegen recht artig, und dabey kostbar. Wenn den Neegern auf einen Sonn- oder Festtag Lustbarkeiten erlaubt werden, zeigen sich die jungen Mulattinnen und Neegerinnen in ihrem völligen Schmukke. Alle Sklaven tanzen alsdenn vor dem Wohnhause ihres Herrn unter freyem Himmel eine Zeitlang, und man erblikt hier unter den Tänzerinnen Mädchens, die in feinen Zitz oder Nesseltuch gekleidet sind, eine kostbare aus 3 auch wohl 4 Strängen bestehende goldene Halskette tragen, an welcher vorne auf der Brust 6 schwere Goldstükke herabhängen. Andere sind mit goldenen Ohrgehängen und köstlichen Haarnadeln geziert, und an den Enkeln oder Knöcheln ihrer Füße prangen Dukaten, die mit feinen Granatkorallen umstrikt sind. Der ganze Schmuk eines solchen Mädchens kann leicht 200 Gulden werth seyn. Es bekommt diese Kostbarkeiten von seinen weißen Liebhabern (mehrentheils Europäern) geschenkt, die sich dadurch die Gunst dieser Nymphen zu verschaf-

sen

sen suchen. Gewöhnlich dauern diese Liebschaften nur so lange, als der Weiße im Stande ist, selbige durch immer neue Geschenke zu unterhalten. Viele Weiße gerathen durch dergleichen öftere Abwechselungen zuletzt in die äußerste Armuth. Die Heyrathen der Neeger geschehen ohne alle Ceremonien, und ohne priesterliche Einsegnung. Das Paar, welches bereits unter sich eine solche Verbindung festgesetzt hat, bittet den Pflanzer oder Directeur um dessen Einwilligung zur Heyrath, welche es auch ohne alle Schwierigkeit erhält, und nun ist es getrauet. — Einige solcher Verbindungen hören nur mit dem Tode auf, viele hingegen trennen sich aus Liebe zur Veränderung bald wieder. Es giebt Neegerinnen, die über 10 Jahr fruchtbar bleiben, und in solcher Zeit 8 bis 9 Kinder gebähren, wovon nur wenige frühzeitig sterben, die mehrsten hingegen heranwachsen, und dem Eigenthümer nützlich werden: es giebt aber auch Neegerinnen, welche schon mit dem dritten Kinde zu gebähren aufhören. Eine Wöchnerin, welche erst niedergekommen, muß ihr Kind, nachdem es zwey oder drey Wochen erreicht hat, in Begleitung der Hebamme, dem Direkteur vorzeigen, welcher dem Kinde, ohne daß es getauft wird, einen Namen giebt, und diesen gleich in die Sklavenliste mit einschreibt; die Mutter wird alsdenn mit Kleinigkeiten beschenkt, um die Sorge für ihr Kind dadurch aufzumuntern. — Auf jeder Plantage wird auch für die kranken Sklaven gesorgt, und in einem

dazu wohl eingerichteten Krankenhause einem jeden die erforderliche Arzeney und übrige Verpflegung gehörig gereicht — Wenn die Neeger alt und zu fernern Arbeiten unfähig werden, so sind sie für ihre übrigen Lebenstage von aller Arbeit frey, und genießen bis an ihren Tod ihren Lebensunterhalt. Eine Wohlthat, die mancher Europäer, der sein Vaterland lange Jahre treu diente, nicht genießt. Lohn an Gelde erhalten die Neger zwar nicht, weil sie alles, was zu ihrem Unterhalte gehört, von ihren Herren bekommen, dennoch giebt es Neeger, die sich durch Ersparung in vielen Jahren 1 bis 200 Gulden sammeln; dagegen andere, die faul und verschwenderisch sind, nichts aufzuweisen haben, und sich mit demjenigen begnügen müssen, was ihr Zustand mit sich bringt. — Stirbt ein Sklave, so wird er auf eine feyerliche Art begraben; Er bekommt einen Sarg, und hat er in seinem Leben auf der Plantage Vorzüge gehabt, so ist der Sarg auch etwas kostbarer eingerichtet. Das Leichenbegängniß nimmt Nachmittags um 4 Uhr seinen Anfang; alle Sklaven von der Plantage, und auch zum Theil aus der Nachbarschaft, folgen der Leiche, und stimmen Klaglieder über den Verlust des Verstorbenen an, die durch dumpfige hölzerne Trommeln und das Schlagen an einem eisernen Ladestok accompagnirt werden. Es ist dieses eine Trauermusik, welche durch ihre Disharmonie das Herz eines Europäers schwerlich rühren würde. Die Leiche wird, ehe sie nach dem

Kirch-

Kirchhofe kommt, vor jedes Neegerhaus getragen, damit der Verstorbene erst von jedem Abschied nehmen könne. Einer der Anverwandten spricht im Nahmen des Todten, und bittet jeden im Hause, daß, wenn der Verstorbene in seinem Leben ihn etwa beleidiget hätte, er ihm nunmehr solches verzeihen, und keinen weitern Haß gegen ihn haben möchte, damit sich sein Geist beruhigen könne. Die Neeger glauben die Unsterblichkeit der Seele, und meynen, so lange der Todte noch nicht begraben sey, schwebe dessen Geist über dem Sarge, und beobachte genau, ob das Ceremoniel mit dem Verstorbenen von den Anverwandten auch pflichtmäßig beobachtet werde. — Wenn der Verstorbene bey jedem Abschied genommen hat, wird er nunmehr auf den Kirchhof getragen; der Zug tanzt einigemal um das Grab herum, senkt alsdenn die Leiche in die Gruft, und geht nun wieder nach Hause. Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen pflegen gewöhnlich auf ein halbes Jahr die Trauer anzulegen: Sie scheren sich das Haar vom Kopfe, und bekleiden sich während der Trauer mit schwarzblauem Cattun. So bald die Zeit der Trauer zu Ende ist, stellen die Anverwandte dem Verstorbenen zu Ehren ein Gastmal an, und dieses unter dem Schall ihrer Trommeln und andern Instrumente. Es werden hiezu Schweine und Hühner geschlachtet, und des Nachts um 12 Uhr bringen sie einige Schüsseln mit Speise, nebst einer Bouteille Ratafia, nach dem Grabe des Verstorbenen, in der

thörigten Meinung, denselben noch einmal zu guter letzt zu traktiren. Einer von der Verwandschaft bläs't dreymal in ein großes Horn, redet alsdenn den Verstorbenen an, und sagt: wir bringen dir noch einmal zu essen und zu trinken, wir haben die Trauer vollbracht, und alles gethan, was unsere Schuldigkeit von uns forderte, sey nunmehr ruhig, und komme niemals wieder, um deine Anverwandten zu beunruhigen. — Hierauf geht der ganze Zug wieder nach Hause, und das Essen, so auf das Grab für den Verstorbenen gesetzt wird, wird nachher von einigen Neegern, welche nicht mit zum Gastmale eingeladen worden, heimlich weggetragen und verzehrt, oder auch von Hunden gestohlen. Daß der Verstorbene die Speise, die ihm auf das Grab gesetzt wird, verzehre, glauben nur einige einfältige Neeger; die Vernünftigern thun es bloß in der Absicht, um den Gebrauch ihrer Vorfahren zu beobachten, und betrachten diese Speise wie ein Opfer, welches sie der Seele des Verstorbenen darbringen. Die Neeger schleppen sich mit vielen Märchen von Erscheinungen der Verstorbenen, und sie sind überhaupt dem Aberglauben sehr ergeben. Viele sind der Abgötterey zugethan, und beweisen einen gewissen großen Baume, der unter dem Namen des Kattentriebaums bekannt ist, göttliche Ehre. Sie opfern selbigem Speise und Trank, und verrichten ihre Andachten bey ihm. Dieser Abgötterey ungeachtet, glauben doch die mehrsten an einen allmächtigen einigen Gott, der im

Him-

Himmel wohne, alles erschaffen habe, ein Beherrscher aller übrigen irrdischen Gottheiten und der ganzen Welt sey, der den weißen Menschen bessere Talente verliehen, als den schwarzen, alles so weislich geordnet habe, daß jene über diese zu gebieten hätten, und der sich jedesmal in einem Donnerwetter hören ließe, so oft die Menschen sich durch Uebertretungen bey ihm versündiget hätten, u. s. w. — Einige Neeger glauben ein zukünftiges Leben, andere hingegen eine Seelenwanderung; doch mit dem Unterschiede, daß der Geist des Verstorbenen in einen menschlichen, aber nie in einen thierischen Körper wieder übergienge. Beym Eulengeschrey haben die Neeger den nemlichen Aberglauben, den bey uns der gemeine Mann dabey hat. Die Eule ist bey ihnen ein Vorbote des Todes, der den Kranken fordert, auf dessen Dache sie des Nachts ihre Stimme hören läßt. — Da die mehrsten Neeger, die von Afrika nach Amerika herüber gebracht werden, nur als ein rohes Volk angesehen werden können, das erst aus dem Stande der Wildheit tritt, so erfordert es auch die Nothwendigkeit, durch gesetzmäßige Strafen die Widerspenstigen in den Schranken ihrer Pflichten zu erhalten: die Widerspenstigen also und solche, die sich sonst übel betragen, werden nach dem Maaße ihres Verbrechens, nach den Landesgesetzen mit einer vorgeschriebenen Zahl Peitschenstreiche bestraft. Diese Strafe kann nicht für zu hart und unmenschlich gehalten werden, wenn man bedenkt, daß auf den Schif-

sen in ähnlichen Fällen die Matrosen und Soldaten, statt der Peitsche, mit einem Stück Schiffsthaue gezüchtiget werden. Nur solche Neeger werden mit Ketten beschwert, die sich diese Strafe durch schwere Verbrechen selbst zugezogen, und sich des Todes schuldig gemacht haben. Letztere werden geschlossen der Justitz übergeben; denn nach den Landesgesetzen ist es keinem Eigenthümer erlaubt, über das Leben seines Sklaven zu disponiren, und diejenigen Eigenthümer, die die Grenzen dieser Gesetze übertreten, und selbst solche Todesstrafen vollziehen wollten, würden sich dadurch bey der Landesobrigkeit die strengste Ahndung zuziehen. Es steht überdem jedem Neeger frey, wenn er auf der Plantage ungerechter Weise gemißhandelt worden, heimlich nach der Stadt zu gehen, und seine Beschwerden bey dem Rath-Fiskal vorzutragen, da alsdann der Schuldige, ohne Ansehen der Persohn, strenge bestraft wird. Neegern, die sich durch ihr gutes Betragen auszeichnen, und ihre Arbeit treulich verrichten, wird niemals ein übles Wort gesagt, und noch viel weniger werden sie je gemißhandelt. — Auf den Kaffeeplantagen sind jährlich 2 Erndten, jede währt ungefähr 10 Wochen. In dieser Zeit müssen die Neeger des Abends beynahe bis 9 Uhr arbeiten, weil sie den Vorrath vom Kaffee, der mit jedem Tage gesammelt und zu Hause gebracht wird, auch jeden Abend auf einem großen Steinpflaster von seinen Hülsen reinigen müssen, damit er den folgenden Tag kann getroknet und auf den

Boden

Beden gebracht werden. In der übrigen Zeit zwischen den Erndten ist die Arbeit sehr leidlich, und können fleißige Neeger, denen täglich eine gewisse Arbeit aufgegeben wird, des Nachmittags um 3 Uhr damit schon fertig seyn, da sie alsdenn ihren eigenen Angelegenheiten oder Vergnügen nachgehen können. Auf den Zukkerplantagen ist die schwerste Arbeit in den Zukkermühlen; allein, um auch diese ihnen zu erleichtern, so werden sie darin alle 12 Stunden abgelöset, und können also die folgenden 12 Stunden wieder ausruhen. Ueberhaupt stellt man sich hier zu Lande die Arbeiten der dortigen Plantagenneeger weit schlimmer vor, als sie im Grunde sind. -- In den holländischen Kolonien befinden sich wenigstens 100000 Neegersklaven, die sich einer guten Behandlung zu erfreuen haben. Daß die Franzosen ihre Sklaven ebenfalls menschlich begegnen, ist von glaubwürdigen Leuten, welche sich auf Martinique und St. Domingo eine Zeitlang aufgehalten, versichert worden, und zwar sollen sich dort einige Pflanzer in der guten Behandlung ihrer Sklaven, noch vor den holländischen Pflanzern auszeichnen. Auf den dänischen Inseln soll ebenfalls eine gute Ordnung zum Besten der Neegersklaven unterhalten werden. Nur die Engländer scheinen also die einzigen zu seyn, die ihre Sklaven übermäßig hart behandeln. Da sie aber selbst den größten Schaden davon haben würden, so ist dies noch schwer zu glauben. Daß einige Herren ihren Sklaven mit mehrerer Härte begegnen, als andere,

ist

ist zwar wahr, allein, im Ganzen genommen, trift man doch bey den mehrsten englischen Pflanzern auch Menschlichkeit an. Die Nachrichten, die zu Zeiten hier einlaufen, und der Grausamkeiten erwähnen, die in den dortigen Kolonien an den Neegern verübt werden sollen, sind oft zu voreilig geschrieben, und scheinen von solchen Verfassern herzurühren, welche verschiedene Kolonien besuchen, um sich das Merkwürdige zu notiren; die vieles nur oberflächlich beschauen, ohne den wahren Grund der Landesverfassung zu kennen. Ein solcher Fremder, der sich kaum einige Tage in der Kolonie umgesehen, siehet z. B. einen schwarzen Missethäter, der durch zwey Peitschen in seiner Gegenwart ziemlich gestriegelt wird; sein Mitleiden wird dadurch rege gemacht, er schreyet es für die gröste Tiranney aus, ohne zu wissen, daß der Gestrafte der ärgste Bösewicht ist, und vielleicht den Galgen verdient hätte, wenn ihn sein Herr nicht aus Eigennutz davon befreyete. Siehet der Fremde dagegen einen Soldaten, der durch die Spießruthen läuft, so bleibt er bey dieser Strafe weit gleichgültiger, als bey der, die an dem Neeger vollzogen wurde. Treibt diesen Fremden die Neugierde weiter, um auch die Plantagenfelder zu besehen, so siehet er hier eine Anzahl von 1 bis 200 Arbeitern beiderley Geschlechts, welche unter der Aufsicht einiger Anführer beobachtet werden, wobey diejenigen Neeger, welche faul und widerspenstig sind, zuweilen durch einige Streiche mit der Peitsche zu ihrer Schuldigkeit verwiesen werden;

dies

dies ist abermals ein Gegenstand des Mitleidens für ihn. Einen halb nakenden armen Schwarzen um einer solchen Kleinigkeit zu prügeln, hält er für äußerst hart, und freylich muß es auch einem Unerfahrnen etwas auffallend seyn, allein, wenn man erwägt, wie sauer und noch weit mühsamer es sich ein hiesiger Landmann muß werden lassen, seinen Akker zu bestellen, und wie empfindlich es ihm seyn würde, wenn seine Leute, anstatt zu arbeiten, die Zeit mit Faullenzen hinbrächten, so wird schon vieles von der vermeintlichen Härte wegfallen. Und dann so werden ja auch unsere Soldaten gleichfalls, wenn sie im Dienst was versehen, mit Schlägen bestraft. Sollten also boshafte und widerspenstige Neeger hievon befreyet bleiben, welche von ihren Herren, ohne das Kaufgeld zu rechnen, Zeitlebens unterhalten werden müssen, und von denen es der Eigenthümer als ein Recht fordern kann, daß sie ihm durch mäßige Arbeiten die Kosten ihres Unterhalts wieder ersetzen? — Ueberhaupt sind **Belohnungen** und **Strafen** die zwey Hauptregeln, welche auf den Plantagen bey dem Sklavenstande beobachtet werden müssen; denn durch die ersten erhält man die guten Neeger stets bey einer treuen und fleißigen Laune, und durch die zweiten müssen die bösen und widerspenstigen, sowohl aus Schaam, als aus Furcht vor der Strafe, endlich dem Beyspiel der guten Neeger folgen. — Es stirbt zwar jährlich eine ziemliche Anzahl Neeger auf den Antillen Inseln, allein, dieses ist nicht allemal der harten Behandlung der Europäer gegen ihre Sklaven beyzumessen, sondern auf den Indigopflanzungen schreibt man es größtentheils der Bearbeitung des Indigo zu, welcher einige Zeit in einem großen Behältniß eingeweicht wird, und jeden

den Morgen, um denselben zu läutern, durchgearbeitet werden muß, dabey alsdann ein giftiger Dampf aufsteigt, der für die Gesundheit vieler Neeger höchst gefährlich seyn und deren Tod befördern soll —

Schulmeist. Was man sich für schrekliche und unrichtige Begriffe oft von Sachen macht, deren innere Verhältnisse man nicht genau kennt! Da hab' ich immer gehört, daß die Neeger scharf geschlossen wären, und wie das Vieh jeden Abend in einen Stall getrieben würden, überdem noch solche schlechte Speisen bekämen, die man hier fürs Vieh besser bereitet; ihre Herren und Aufseher giengen so barbarisch mit ihnen um, daß sie oft für das kleinste Vergehen so lange gepeitscht würden, bis sie todt hinstürzten; und wenn solches geschähe, so bekümmere sich niemand darum, dürfe auch kein Mensch den Herren eines solchen Unglüklichen ein böses Wort hierüber sagen; Was Sie aber von der Sache erzählen, ist doch ganz ordentlich und menschlich. — Nun möcht' ich wissen, wie man die Neeger aus Afrika auf den amerikanischen Plantagen bekömmt; denn daß sie gutwillig ihr Vaterland und ihre Freyheit gegen diese Sklaverey verlassen, ist nicht glaublich.

Reis. Es ist für heute zu spät dies zu erzählen; vielleicht daß ich über 8 oder 14 Tage wieder hier durchkomme, und bey ihm, Herr Wirth, übernachte, dann will ich euch davon unterrichten, so, wie ich es aus sichern Nachrichten weiß.

Bote. Wir sind dem Herrn für das Vergnügen dieses Abends Dank schuldig, und wenn Sie einmal wieder hier einkehren, so werden wir so frey seyn, Sie an ihr Versprechen zu erinnern.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0150
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Zehntes Stük.

1791.

(Der Bote, Schulmeister, Wirth und einige Bauern erwarten die Ankunft des Fremden, aus dem vorigen Stükke.)

Schulm. Horch! da kömmt ein Reuter hergaloppirt; das wird er seyn. (der Wirth läuft hinaus, kömmt aber gleich wieder zurück)

Wirth. Nein, er ist es nicht. Es war der Verwalter vom nahe gelegenen Gute. Ach! er wird auch heute nicht mehr kommen, es ist schon sehr spät, und die Nacht fürchterlich dunkel; hoft nur nicht länger darauf, es ist vergeblich. -- (zum Boten) Er sprach vorhin davon, es sey nicht gut, daß man so aufs Gerathewohl nach Amerika gienge, in der Hofnung dort reich zu werden. Ich kann ihm aber gleich widerlegen, mit Exempeln wiederlegen, daß Leute, die Nichts hatten, dort hingekommen, und nach einigen Jahren als Kapitalisten wieder zurük-

gekehrt sind. Da ist z. B. der Steuermann Greebing, er wird ihn wohl kennen, der das hübsche Gut hat; dieser gieng als Junge von 14 Jahren mit einem Schiffe nach Ost-Indien, machte verschiedene Reisen, erst als Schiffs-Junge, hernach als Matrose, und endlich gar als Steuermann: Nach 12 Jahren kam er wieder hierher, kaufte sich das Gut, und lebt nun als ein großer Herr. Der hatte doch auch nichts, als er hinreis'te, und solcher Beyspiele weiß ich noch mehrere.

Bote. Daß unter den Vielen, die dies Wagestück unternehmen, nicht einige seyn sollten, denen es geglükt wäre, bezweifele ich gar nicht; weiß er aber auch kein Beyspiel anzuführen, wo es nicht glükte, und wodurch Menschen in das äußerste Elend gerathen sind? Ich weiß deren eine Menge, und will gleich jetzt eins erzählen, das ihm gewiß von der Wahrheit meiner Behauptung hinlänglich überzeugen wird. — „In einem Dorfe an der **** Grenze lebte ein Bauer, Namens Hartmann, der durch Arbeit und Sparsamkeit dem kleinen verschuldeten Gütchen, das er von seinem Vater geerbt, in etlichen Jahren ziemlich wieder aufgeholfen, und das ihn bey anhaltendem Fleiße, wenn Gott ihn vor Miswachs und anderen Unglüksfällen schützte, einst ein gemächliches Auskommen hoffen ließ. Er hatte eine arme Waise geheyrathet, die durch ihre Liebe ihm manche Last des Lebens erleichterte, ihr Hauswesen sorgfältig in acht nahm, und

an

an der unser Hartmann überhaupt ein frommes braves Weib hatte. Er zeugte mit ihr einen Sohn, der schon in den zartesten Kinderjahren bewies, daß er Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit hatte, diesen Trieb suchte auch die gute Mutter durch ungekünstelte Lehren, und durch ihr eigenes Beyspiel immer warm zu erhalten. Verschiedene Jahre führten sie eine sehr glükliche Ehe mit einander; wenn sie ermüdet von den schweren Arbeiten des Tages ihr sparsames Abendbrodt stille verzehrten, dann munterte der kleine Fritz durch seine drollichten Einfälle die Eltern auf, und oft gab der Vater seinem lieben Weibe einen herzhaften Kuß und drükte ihr freudig die Hand, daß sie ihm einen so guten Jungen gebohren, und ihn so ordentlich erzog. Eines Tages hatte er Getraide zur Stadt gefahren, und war im Begriff, wieder nach seinem Dorfe zurükzukehren, als er noch vorher in eine Weinschenke gieng, um sich gütlich zu thun; hier traf er verschiedene Gäste an, die sich über die jetzigen theuren Zeiten beklagten, und dabey die leichte Art rühmten, mit der man in Amerika sein Glük machen könne. Sie führten einige Beyspiele an, wie Leute, die in ihrem Vaterlande auf keine Weise fortkommen können, denen Nichts geglükt war, weil man ihnen Alles in den Weg gelegt hatte, was ihre Unternehmungen fruchtlos machen müssen, endlich gezwungen gewesen wären, hier Alles zu verlassen, und nach der neuen Welt zu gehen. Sie hätten aber

auch nicht Ursache es zu bereuen, denn nach wenigen Jahren wären sie mit Reichthümern beladen zurükgekommen, und lebten nun als die reichsten Leute im Städtchen, ohne zu arbeiten und ohne Sorgen zu haben. Hartmann spitzte bey dieser Erzählung gewaltig die Ohren, und dachte bey sich selbst: das müßte ja wohl ein großer Thor seyn, wer sichs hier blutsauer werden ließe, um nur so viel zu erübrigen, daß er sein bischen Leben aufhält, wenn er dort mit leichter Mühe in wenig Jahren so reich werden kann, daß er für seine übrigen Lebenstage gar nicht mehr zu sorgen braucht: du bist doch auch nicht auf den Kopf gefallen, und was Andern geglükt ist, kann ja dir auch nicht fehlschlagen. Den Weg nach Hause sann er noch immer darüber nach, wie das wohl zu machen sey, daß er mit einer guten Art auch dahin käme, wo das Geld wie Kieselsteine geachtet würde, und zulezt ward er verdrüßlich, daß er nicht schon früher auf diesen Gedanken verfallen war. Seine Frau kam ihm mit dem Kinde entgegen, bewillkommte ihn freundlich, aber er dankte ihr kalt und mürrisch, wollte nicht essen, setzte sich vor die Thür und pfiff; seine Frau wüßte sich in dies Benehmen nicht zu finden, sie war ein so kaltes, mürrisches Betragen an ihrem Hartmann nicht gewohnt, deshalb fragte sie ihn bekümmert, was ihm fehlte, ob er Verdruß in der Stadt gehabt hätte; aber er erwiederte verdrüßlich: laß mich zufrieden! Brummte dabey in den Bart:

„Es

„Es ist hier ein elendes Leben, die Wirthschaft soll und muß sich ändern!“ So blieb er in Gedanken vertieft bis um Mitternacht sitzen. Marie wagte es nicht, ihn für heute noch einmal zu fragen, weinte und legte sich kummervoll zu Bette. Nach Mitternacht kam er endlich auch, und legte sich nieder; er hörte seine Frau im Bette weinen, und fragte um die Ursache: Ach! sagte sie, du liebst deine Marie nicht mehr, sonst hattest du kein Geheimniß für mich, du sagtest mir Alles, und ich theilte ja so willig jeden Kummer mit dir, durfte dir auch zuweilen rathen, aber heute ist es ganz anders; was fehlt dir, lieber Peter? sag' es mir. — Nichts! antwortete er kurz, drehte ihr den Rükken zu, und sprach die Nacht kein Wort weiter. Dies mürrische Betragen behielt er einige Tage bey, bis er endlich durch Mariens unaufhörliche Bitten und Thränen gerührt wurde, und anfieng: Höre Weib, laß das Weinen, ich kanns nicht länger dulden; ich habe da eine Sache vor, die uns auf immer glüklich machen kann. Marie stutzte; und darum bist du so mürrisch, so verdrüßlich, frug sie, was ists denn? darf ichs nicht wissen? Ja, sagte er, sieh' nur, ich weiß noch nicht recht, wie ich es am vortheilhaftesten anfange, und denn fürchte ich auch, wenn ich es dir sage, so wirst du Einwendungen machen, wirst es nicht zugeben wollen; aber ich versichere dir, ich habe einmal meinen Kopf darauf gesetzt, und nun geh' ich wahrhaftig nicht wieder von meinem Vorsatz ab. Marie

fragte nochmals, was es denn für ein Vorhaben wäre, und nach vielen Umschweifen fieng er an: Sieh' Marie, hier kömmt aus dem Wirthschaften nichts mehr heraus, wir plagen und plakken uns wie die Maulesel, und erübrigen doch nichts; mit vieler Arbeit bringen wir es so weit, daß wir einige Scheffel Korn zu Markte fahren können, und denn wollens die Städter noch halb umsonst haben: das Leben bin ich müde! Ich will nach Amerika gehen, da wirds einem ehrlichen Kerl nicht so schwer gemacht; nach ein paar Jahren komm' ich zurük, und bringe so viel mit, daß wir unsere übrige Lebenszeit nicht mehr zu sorgen nöthig haben. Was meynst du dazu, Marie? nicht wahr, der Einfall ist gut? nur Schade, daß ich ihn nicht eher gehabt. Marie erschrak heftig, und suchte alles hervor, ihm sein Vorhaben auszureden, aber das war vergebliche Mühe, er verwarf jede noch so gut gemeinte Vorstellung und Bitte des Weibes, erzählte ihr die in der Stadt mit angehörten Geschichten derer Personen, die in Amerika glüklich geworden, und nun herrlich und in Freuden lebten. So betäubte er das gute Weib, die nachgab, als sie sah, daß ihre Vorstellungen doch nichts bey ihm fruchteten.

Wirthin. Ey! der muß seine Frau auch gar nicht lieb gehabt haben, da er so wenig auf ihren gewiß gut gemeinten Rath hörte. Da lobe ich mir meinen Mann, der thut nichts, wobey er mich nicht mit in Rath nimmt. Nicht wahr, Hänschen?

Du

Du fährst aber auch immer gut dabey, denn 4 Augen sehen immer schärfer als zwey.

Bote. Das ist vernünftig und recht, wenn Eheleute über Sachen von Wichtigkeit immer einig sind. Mancher Luftplan bleibt dabey unausgeführt. Hätte Hartmann dies Vorhaben, das gewiß wichtig war, mit seiner Marie vernünftig überlegt, wäre ihrem Rathe gefolgt, so hätte er manchem Unglücke entgehen können. Er aber that dies nicht, folgte seinem Kopfe allein, und verkaufte in der größten Geschwindigkeit sein kleines Bauerngut um den halben Preiß, um nur recht bald wegkommen zu können, und sah' sich nun nach einen Reisegefährten um, deren er bald mehrere fand, die alle, gleich ihm, ein Glück in der neuen Welt zu erhaschen glaubten. Der Abschied von seiner Frau und seinem Kinde war schmerzlich; Erstere führte ihm nochmals alles zu Gemüthe, was ihn gewiß von seinem unsinnigen Vorhaben abgeschrekt haben würde, wenn nicht Goldbegierde ihn für vernünftige Gründe, selbst für das Winseln seines Weibes und unmündigen Knabens fühllos und taub gemacht hätte: Er tröstete sie mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, alsdann er im Stande seyn würde, ihnen ein ganz anderes, besseres Schiksal zu verschaffen, als sie bisher gehabt; und so verließ er sein Häuschen, worin er doch manche Stunde sanft geschlafen, verließ Weib und Kind, die ihm so manchen glüklichen Augenblik gemacht hatten, um einem Glükke nachzujagen, wovon er noch

eigentlich gar keinen Begriff hatte. Die Glükjäger schiften sich in Hamburg ein, und kamen nach einer langen beschwerlichen Reise, nach vielen ausgestandenen Wassergefahren endlich in dem Welttheil an, wovon sie glaubten, daß sie nur darin brauchten das Maul aufzusperren, um die gebratenen Tauben zu fangen. Nun erst überlegten sie, was anzufangen sey, und da war einer so klug als der andere; vom Gelde entblößt, denn das wenige, was Hartmann und seine Kammeraden aus ihren Sachen gelöset, war für die Reisekosten aufgegangen; ganz fremd in einem Lande, wo sie Niemanden kannten, wo Niemand kam, und ihnen das Gold zutrug, wie sie sich es vorher unvernünftiger Weise eingebildet, indem sie geglaubt, daß das Gold daselbst, wie bey ihnen zu Lande die Kieselsteine, herumläge, standen sie nun wie an den Kopf geschlagen, und wußten sich weder zu rathen noch zu helfen. Einige deutsche Kaufleute sahen diese Unglüklichen so muthlos da stehen, und erkundigten sich bey ihnen nach ihren Geschäften; sie erzählten treuherzig den Endzweck ihrer Reise und baten dabey, man möchte ihnen doch geschwinde sagen, wo das Gold eigentlich zu holen, und womit es zu verdienen sey; man lachte aber über ihre Dummheit, und ließ sie ohne Antwort stehen. Einer der Kaufleute fühlte indeß Mitleiden mit der äußerst traurigen Lage dieser Unglüklichen, die Unwissenheit und Goldbegierde verleitet hatte, ihr Vaterland zu verlassen: er gieng wieder zu ihnen, und schilderte

ihren Zustand; nun fiel ihr Muth gänzlich, und es fehlte nicht viel, so hätte sich Verzweifelung ihrer bemächtiget, sie winselten und heulten, da sie ihren schön ausgedachten Luftplan mit einmal verschwinden sahen, und sich an dem Abgrund eines Elends erblikten, wo sie keinen Rükweg absehen konnten. Den braven Kaufmann jammerte dieser Vorfall; er suchte sie zu trösten, und versprach, ihnen so lange Tagelöhner Arbeit zu verschaffen, bis sich Gelegenheit finden würde, sie nach Europa zurük zu schikken. Er hielt redlich sein Wort, verschafte ihnen wenigstens den nothdürftigen Unterhalt, rettete sie von Verzweifelung, und sorgte auch dafür, daß sie nach einiger Zeit mit einem Schiffe wieder nach Europa zu rük segelten. — Marie hatte indeß ein nicht minder hartes Schikfal zu bekämpfen; das arme Weib war durch den Verkauf ihres kleinen Bauerguts außer Brodt gesetzt, und mußte sich sehr kümmerlich durch die mühsamsten Arbeiten das Leben zu fristen suchen. Ueberdem machte ihr das oft die bitterste Kränkung, wenn man ihr spöttisch vorwarf, daß sie gar nicht nöthig hätte zu arbeiten, ihr Mann würde ja bald aus Amerika kommen, und sie zur gnädigen Frau machen. — Sie ertrug diese bittern Sticheleyen ihrer Nachbarn mit der möglichsten Geduld, und erwartete sehnlichst die Zeit, wo ihr Hartmann wieder zurükkehren, und die Sorge der Erziehung ihres heranwachsenden Knabens mit ihr theilen mögte. Allein, dieser Wunsch ward ihr so bald noch nicht gewährt;

währt; denn Hartmann mußte noch vorher manche harte Prüfung des Schiksals dulden, die ihm und seinen Gefährten auf die sonderbarste Art zu theil wurde. Das Schiff, worauf der deutsche Kaufmann in Amerika sie verdungen, brachte sie bis Amsterdam, von da sie zu Fuße nach ihrem Dörfchen zurükkehren wollten; nur einige Tage sich in dieser Stadt aufzuhalten, und Kräfte für den langen Marsch zu sammeln, war ihre Meinung. Als sie eines Tages am Hafen giengen, und von ihrer vereitelten Hofnung sich unterhielten, nahete sich ihnen ein Mann in einem reich mit Gold besetzten Kleide, der schon eine Zeitlang ihnen nachgeschlichen, und ihrem Gespräche zugehört hatte. Mit einer recht freundlichen Miene erkundigte er sich bey ihnen, wer sie wären, und worüber sie sich zu beklagen hätten; mit der Miene des innigsten Mitleidens hörte er die Erzählung ihrer traurigen Geschichte an, und das Schnupftuch schien oft eine Thräne vom Auge zu troknen, wodurch er ihnen seine Rührung zu beweisen suchte. Hört, fieng er nach einer Weile an, ihr seyd schändlich in Amerika betrogen worden. Der Kaufmann, der euch zurük geschikt hat, und von dem ihr glaubt, daß er ein menschenfreundlicher Retter euch gewesen, ist der größte Spitzbube unter der Sonne! Er war neidisch darüber, daß ihr eurem Glükke schon so nahe gekommen, anstatt euch nun, nur einen Wink zu geben, wie ihr am ersten und sichersten zum Zwekke kommen konntet, suchte er lieber es euch ganz auszureden,

reden, und so bald als möglich wieder zu entfernen. Ja, so machen sie's Mehreren, aber ihre Strafe wird gewiß nicht ausbleiben. Es ist doch himmelschreyend, ehrlichen Leuten, die Muthgenug hatten, eine so weite gefahrvolle Reise zu unternehmen, wenn sie schon am Ziele sind, so, mir nichts, dir nichts, ihre Arbeit zu Wasser zu machē und sie fortzuschikken. Ich beklage euch, ihr guten Leute! Wißt ihr was? kommt nur mit mir, ich will euch unterstützen, so viel in meinen Kräften steht, ich will schon ein Mittel ausfündig machen, wodurch ihr euren Schaden wieder nachkommen könnt, damit ihr doch nicht mit ganz leeren Händen zu den Eurigen kommen dürft. Hartmann und seine Gefährten glaubten blindlings alles, was dieser Menschenfreund ihnen sagte, und hoften nun schon allen Leiden entsprungen zu seyn, da ihnen der Himmel so unvermuthet einen redlichen Mann zum Retter sandte. Freudig folgten sie ihrem Führer, der sie nach vielen Umwegen in ein Haus brachte, das in einer dunkeln engen Gasse stand. Die Frau des Hauses hörte von ihrem Mann die Geschichte dieser Fremden, und bezeugte nicht minder Theilnahme dabey, als er. Sie ließ das Beste auftragen; was nur das Haus vermochte, wurde herbey geschaft, um ihre Gäste recht gut zu bewirthen, die es sich auch herrlich schmekken ließen, da es ihnen lange nicht so wohl geworden. Man trank oft auf das Wohlseyn des großmüthigen Wirthes, und schimpfte dabey tapfer auf den Amerikanischen Kaufmann, der sie so nieder-

niederträchtig hintergangen hatte. Es wurde gleich anfangs verabredet, daß heute kein Wort von Geschäften sollte gesprochen werden, aber morgen wollte er sie mit seinem Plane bekannt machen. So verfloß der Tag in Herrlichkeit und Freude; der Abend war heran gerükt, daß sie es kaum gewahr wurden; das hitzige Getränk, das sie in reichlichen Portionen zu sich genommen, hatte ihnen die Köpfe ziemlich benebelt, sie wurden deshalb zu Bette gebracht, und nach einer Stunde schliefen sie schon so feste, daß es dem Herrn Wirth nun Zeit zu seyn schien, sein Vorhaben auszuführen.

Wirthin. Ach! er wird sie doch nicht etwa gar ermorden wollen? Ich weiß nicht, mir wird so ängstlich bey der Sache.

Schulm. Ey! warum nicht gar ermorden. Was hätte er für eine Ursache dazu? Sie waren ja keine reiche Leute, hatten keine Schätze bey sich, um derentwillen er eine solche Bosheit begehen konnte.-- Sie ist gleich so ängstlich, Frau Wirthin.

Wirthin. Nun, nun, wir werdens hören. Das behaupte ich aber, daß dem Herrn nicht so recht zu trauen stand, weil er gar zu höflich und freundschaftlich war. Ich habe es mein Lebtage gehört: Wenn Leute, die uns gar nicht kennen, denen wir nie etwas zu Liebe gethan haben, so außerordentlich freundschaftlich sich gegen uns bezeigen, daß man bey solchen Leuten sich am meisten in Acht zu nehmen hat, daß immer was dahinter stekt, und man

am

am Ende ihre freundlichen Reden, und dergleichen, sehr theuer bezahlen muß.

Bote. Die Wirthin hat Recht, Hartmann und seine Freunde können es bezeugen; wären sie auch so klug gewesen, hätten nicht alles so heilig geglaubt, was der Schurke ihnen vorspiegelte, so wären sie mit heiler Haut davon gekommen, aber nun mußten sie sich es gefallen lassen, durch Schaden klug zu werden. Wenn ihr es nicht schon gemerkt habt, so muß ich euch nur sagen, daß sie einem Seelenverkäufer in die Hände gerathen. —

Wirth. Schulm Wirthin. (zugleich) Ach, Gott steh' uns bey! Einem Seelenverkäufer?

Wirthin. Dacht' ich es nicht gleich, daß so etwas kommen würde. Ach! die armen Menschen, wie wirds ihnen ergangen seyn!

Schulm. Werden denn solche Leute in einem wohlpolizirten Staate geduldet? Das ist ja eine Pest der Menschheit, die man ausrotten müßte, bis keine Spur mehr davon vorhanden wäre.

Bote. Du sprichst, wie du als ehrlicher Mann fühlst, aber lieber Bruder, nicht immer lassen sich Mißbräuche aus einem Staate ganz wegschaffen, die entweder durch ihr Alter schon zu tiefe Wurzel gefaßt, oder durch ihre Wegräumung den Einkünften des Staats zu merklichen Nachtheil verursachen. Diese Kerls z. B. sind Werber für die Ostindische Flotte, und die Pflanzungen der Europäer in jenem Welttheile. Bey ihnen und durch sie werden die Flotte und dortige

tige Kolonien mit Menschen versorgt. Sie sind die Unterhändler der Ostindischen Compagnie, die ihnen die Erlaubniß ertheilt hat, Freywillige anzuwerben, wofür sie gut bezahlt werden. Diese Unmenschen misbrauchen aber ihre erhaltene Macht, und locken unter allerley Vorwand unwissende Menschen an sich, berauschen sie, und bringen sie mit Gewalt auf die Schiffe, wenn sie sich nicht gutwillig dazu verstehen wollen. Die Directeurs der Ostindischen Compagnie mögen vielleicht etwas davon wissen, aber erfahren doch nie den rechten Zusammenhang der Sache, und müssen ihres eigenen Vortheils wegen oft ein Auge zudrükken. Wer auch einmal in so eines Teufels Klauen geräth, ist unwiederbringlich verlohren, weil jede Nachfrage vergeblich ist, denn sie treiben ihre Bosheit so verstekt, daß man ihnen fast unmöglich auf die Spur kommen kann. — Nun zurük auf unsern Hartmann; der lag mit seinen Kameraden in guter Ruhe, und hatte keine Ahndung des auf ihn lauernden harten Schiksals; der saubere Wirth hatte nur diesen Augenblik erwarten wollen, er rief seine Gehülfen, die, schon bekannt mit ihrem Geschäfte, den armen Gefangenen Hände und Füße fest knebelten, und sie in einen tiefen Keller unter dem Hause schlepppten, wo sie auf einer Schütte Stroh den Rest der Nacht und ihren Rausch verschliefen. Ihr Erwachen aber war schrekklich; sie wußten anfänglich nicht, ob sie wachten oder träumten, bis sie durch das Unvermögen, Hände

und

und Füße zu bewegen, frühe genug von ihrem beklagenswerthen Geschikke überzeugt wurden. — Dennoch konnten sie nicht errathen, wo sie waren, und wie sie in diesem Zustand gerathen; zwey ihnen ganz fremde Kerl brachten Wasser und Brodt, entfesselten auch jeden so weit, daß er mit Mühe die eine Hand zum Munde bringen konnte; unmöglich war es aber, sich los zu machen, noch weniger zu entfliehen, da sie nicht einmal einen Ausgang aus diesem unterirdischen Gefängniße entdecken konnten. Mit den kläglichsten Ausdrükken baten sie die vorerwehnten Kerl, ihnen nur zu sagen, wo sie sich befänden, und was ihr Verbrechen sey, weshalb man sie als Spitzbuben und Mörder behandele; Ihr werdet es schon noch erfahren, war die ganze Antwort, und damit verließen diese Ungeheuer das Gefängniß. In diesem Zustande blieben sie einige Wochen; täglich wiederhohlten sie ihre Fragen, aber stets, ohne Antwort zu erhalten. Als der feile Menschenhändler eine hinlängliche Anzahl solcher unglüklichen Schlachtopfer zusammen gebracht hatte, wurden sie in einer sehr dunkeln Nacht aus dem fürchterlichen Kerker hervor gehohlet, und auf ein Schiff gebracht, das gleich die Anker lichtete, und nach seiner Bestimmung, einem Ostindischen Hafen, zusegelte. Auf der Reise behandelte man sie als Sklaven, sehr hart, und als einigemal ein heftiger Sturm dem Schiffe den Untergang drohte, waren sie in Gefahr, über Bord geworfen zu werden, um das Schiff zu erleichtern; sie mußten Tag und Nacht das eindringende Wasser aus dem beschädigten Schiffe pumpen, wobey viele todt hinstürzten, und ohne weitere Umstände ins Wasser geworfen wurden. Hartmann sah diese Auftritte des Schrekkens fühllos mit an, und wann er durch die magere Kost und übermenschliche

Arbeit

Arbeit ermattet hinsank, brachten ihn jedesmal die fürchterlichen Schläge eines rohen Aufsehers wieder zur Besinnung zurük. Oft weinte er bitterlich, wenn er an sein Weib und Kind dachte, und überlegte, daß er selbst Schuld an seinem Unglükke sey; aber einmal war es nicht mehr zu ändern, und Geduld war hier die beste Arzeney. Nach vielen Gefahren und einer langen beschwerlichen Reise lief endlich das Schiff in einem Ostindischen Hafen ein. Die armen Menschen wurden gefesselt auf öffentlichem Markte zum Verkauf feil geboten, und Hartmann nebst seinen Gefährten bekamen einen holländischen Pflanzer zu ihrem Gebieter, der eine Colonie anlegte, wobey sie zu den schwersten Arbeiten gebraucht wurden, und unter der Aufsicht eines fühllosen Treibers standen, der ihnen wenig Zeit zur Erholung und Ruhe übrig ließ. Ihre Kost war jedoch leidlicher, als die auf dem Schiffe, und sie gewöhnten sich schon nach und nach an die Härte ihres Schiksals; nur zu Zeiten stieg ein Gedanke an ihr Vaterland bey ihnen auf, und denn fühlten sie, wie schätzbar Freyheit ist, und wie unrecht sie handelten, ihr Dörfchen zu verlassen, wo man solche Plakkereyen, die sie hier erdulden mußten, nicht einmal den Nahmen nach kannte.

Schulm. Wie doch eine einzige unüberlegte Handlung einen Menschen in ein Labyrinth von Elend führen kann!

Bote. Allerdings! Hartmanns Geschichte ist auch noch nicht zu Ende. Die Folgen seiner Sucht, mit einmal ohne Arbeit reich zu werden, will ich euch künftig erzählen. Sie mögen euch beweisen, wie eine Abweichung von der Vernunft, immer von einer Stufe des Bösen zur andern führt.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Eilftes Stük.

1791.

(Der Bote fährt fort Hartmanns angefangene Geschichte zu erzählen.)

Wie lange sie bestimmt waren, diese Sklaverey zu tragen, wußten sie nicht; sie hätten auch vielleicht ihr Leben in derselben beschließen können, wenn nicht ein glükliches Ungefähr sie davon befreyete. Schon sechs Jahre waren sie bey ihrem holländischen Herrn gewesen, der eine Deutsche zur Frau hatte, die insgeheim, so viel ihr möglich war, das Elend der Sklaven ihres Mannes erleichterte, als dieser Herr plötzlich starb, und die hinterlassene Wittwe eine weit gelindere Behandlung der Sklaven auf ihren Plantagen einführte. Hartmann nutzte diesen Zeitpunkt, stellte seiner Gebieterin seine traurige Lage vor, und bewürkte von dieser edlen

Frau für sich und seine 3 Landsleute die Freyheit. Gerührt von Freude, übersahen sie noch einmal die ganze Kette ihrer ausgestandenen Drangsalen, und reis'ten mit erleichterten Herzen wieder auf Amsterdam zurük, wo sie aber keine Stunde sich verweilten, aus Furcht, noch einmal so einem Menschendiebe in die Hände zu gerathen. Ihr Vorsatz war, die Reise von Amsterdam bis nach Hause zu Fuße zu machen, weil es ihnen aber an Gelde fehlte, waren sie genöthiget, sich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt fortzubetteln. Auf dieser Reise waren sie abermals in Gefahr, vielleicht für immer von den Ihrigen getrennt zu werden. Sie trafen nemlich unterwegs einige Werber an, die einen Rekruten-Transport begleiteten; ihre armselige Kleidung lockte die Werber an, einen Versuch zu machen, ihren Trupp durch diese 4 Leute zu verstärken, und es wäre ihnen auch beynahe geglükt, wenn nicht ein Zufall die Reisenden diesmal noch rettete. Im Wirthshause, wo die Rekruten übernachteten, kehrte auch Hartmann und seine Kammeraden ein; Gleich machten die Werber sich an sie, fragten verschiedenemal, wer sie wären, einer von ihnen wollte sie schon vormals gekannt haben, und ein anderer gar Landsmann und Verwandter von Hartmann seyn. Man munterte sie auf, ihre Reisegeschichte zu erzählen, aber sie waren nicht leicht dahin zu bringen, weil es ihnen noch zu deutlich im Gedächtniß schwebte, daß ihre Offenherzigkeit ihnen vormals in

Amster-

Amsterdam war so theuer zu stehen gekommen; die Werber ließen aber mit Bitten nicht ab, bewirthe: ten sie gut, tranken ihnen fleißig zu, dadurch wur: den sie offenherziger, und kramten endlich die Er: zählung ihres erlittenen Ungemachs haarklein aus. Die listigen Werber nutzten gleich jeden Vorfall zu ihren Vortheil; Tausendsapperlot, rief der eine Schnurrbart, daß war ja ein bestialischer Kerl, der Seelenverkäufer! Krautbataillon! wenn wir den Hallunken so hier in der Klappe hätten, der müßte 36mal Spießruthen laufen, ohne Gnade und Barm: herzigkeit; aber nein, das wäre für den Schurken noch eine Wohlthat, der müßte nach den Gesetzen lebendig in eine Kanone gestoßen und verschossen werden. Ihr armen Leute seyd wahrhaftig zu be: dauern; und wenn ihr nun nach Hause kommt, so findet ihr auch noch keine Würste für euch gebraten; eure Wirthschaften sind verkauft, wovon wollt ihr künftig leben? — Tagelöhnern? — wo giebt's immer Arbeit, und wer wird sich gerne mit euch zu schaffen machen, da ihr unter die Hände eines See: lenverkäufers gewesen seyd, die man allgemein für unehrlich hält. Und tausendsapperlot, was mir da noch einfällt: wie werden nicht eure Nachbarn über euch spotten und lachen, wenn sie sehen, daß ihr mit den Gedanken, große reiche Leute zu werden, weggereiset seyd, und nun nach 9 Jahren als Bett: ler wieder zurük kommt. Nein, bey meiner Seele, das thät' ich nicht, wenn ich an eure Stelle wäre.

Wißt ihr was? ich will euch einen Vorschlag machen, der gut ist, und den ihr gewiß billigen werdet. Könnt ihr rechnen und schreiben? -- Hartmann sagt: Ein wenig, so viel wir nemlich zu unserer Wirthschaft gebrauchten. Das ist schon genug, erwiederte der Werber; Sapperment! wenn ich schreiben könnte, so wäre mein Glück längst gemacht, ich müßte schon längst Major seyn; aber wer kann's ändern. Dies Glük kann euch zu theil werden, wenn ihr euch auf kurze Zeit beym Militair engagirt. Ihr seyd Leute, die sich was versucht haben, die wissen, wie's in der Welt zusteht, euch kann's gar nicht fehlen, ihr müßt in ein paar Jahren wenigstens Officier seyn. Millionen Krautbataillion! unter unserm Regimente zu dienen, ist eine große Ehre, zu der nicht Jeder kommen kann. Ist's nicht wahr? frug er einen seiner Kollegen. Freylich, sagte der, wenn jeder angenommen würde, der bey uns Dienste nehmen will, so könnte unser Regiment alle Tage hunderte bekommen; aber das geht so nicht; zu dem Glükke können nur Leute kommen, als mein Vetter Hartmann und seine Landsleute sind, die sich was in der Welt versucht haben, denen das Herz auf den rechten Flek sitzt, und die es verdienen, bald glüklich zu werden. Hast Recht, Herr Bruder, rief der erste Werber, aus Freundschaft für dich, weil es deine Landsleute sind, und einer gar dein Anverwandter ist, will ich sie annehmen. Millionen Granaten und Kartetschen! es geht ja überdies bald in den Türkenkrieg; die Hun-

de

de haben Gold und Edelgesteine die Menge, da ist Beute zu machen! Sapperment! wie kommode haben wir's nicht; wenn andere Regimenter eine Schlacht geliefert, oder eine türkische Festung eingenommen haben, dann kommen wir bloß hintennach, und sammeln die Beute ein, nehmen überdies noch so einem türkischen Bassa seine schönen Weiber weg, und machen sie zu Sklavinnen; nicht wahr, dabey wässert euch das Maul? — Wenn ihr das letzte aber nicht wollt, so könnt ihrs seyn lassen, das schadet auch nichts, dazu werden sich schon welche finden; wenn ihr das lieber habt, so könnt ihr euch eure Weiber und Kinder nachkommen lassen, denen wird unser lustiges Leben, bey meiner Seele, auch wohl behagen. Wir erbeuten in einem Tage mehr, als andere arme Teufel die Zeit ihres Lebens zusammen arbeiten können; nach ein paar Jahre setzen wir uns damit zur Ruhe, und lachen die Narren aus, die beständig wie die Maulesel arbeiten, und keinen Muth haben, etwas Großes zu unternehmen. — Durch diese und andere Reden der Werber, und durch das fleißige trinken, ward unsern Reisenden das Köpfchen bald verrükt; die Werber merkten den guten Fortgang ihrer Plänchen, und halfen treulich nach; kurz in einigen Stunden hatten sie Handgeld genommen und waren Soldaten, außer Hartmann, der am vernünftigsten geblieben war, und sich auf keine Weise entschließen wollte, das Handgeld anzunehmen: aber auch dies half ihm wenig: einmal

hatten sie sich mit den Herren, die keinen Spaß verstehen, eingelassen, und da er nicht gutwillig sich dazu bequemen wollte, wußten sie geschikt ihm das Handgeld in die Tasche zu praktiziren, und mochte er wollen oder nicht, er hieß Rekrut, und ward mit den übrigen transportirt.

Wirth. Lieber Gott, daß ist doch hart, einen armen Menschen so wider seinen Willen zu zwingen, Soldat zu werden. Die Herren besitzen ohnehin schon eine starke Ueberredungsgabe, die den, der sie nicht kennt, leicht hinreissen kann, und mich wunderts gar nicht, daß Hartmanns Kammeraden, die gute einfältige Leute waren, sich haben übertölpeln lassen. Sag er nur geschwinde, wie ward es denn? kamen sie wieder frey, oder mußten sie mit fort?

Bote. Das sollt ihr gleich hören. — Am zweyten Tage, als der Rausch verschlafen war, gereuete es ihnen, daß sie sich hierzu hatten verleiten lassen; Hartmann tröstete sie, so gut er konnte, und rieth ihnen, sich nur ruhig zu verhalten, und sich zufrieden mit ihrem Zustand zu stellen; auf diese Art würden die Werber sicher gemacht werden, und vielleicht fände sich eine Gelegenheit zu entwischen.

Wirthin. Ja, entwische mal einer, wenn er unter die Leute erst ist; die haben Luchsaugen, und manches arme Mutterkind ist schon so weggeschnappt worden.

Bote. Diesmal gelang es doch. Hört nur weiter, aber unterbrecht mir auch nicht immer.

Schulm. Nun, Brüderchen, erzähle nur.

Bote.

Bote. Hartmanns Gefehrten fügten sich auch so ziemlich nach seinem Rath, weil er ihnen mit seinem eigenen Beyspiele vorgieng, recht tüchtig zubelte, und sich selbst einen Dummkopf nannte, daß er nicht gleich hätte das Glük erkennen wollen, wozu die Herren Werber ihn verhelfen würden. — Dies gelang; die sonst so pfiffigen Werber ließen sich durch diese verstellte Frölichkeit hintergehen, und waren weniger vorsichtig und wachsam, als vorher. In dem Dorfe, wo sie das zweyte Nachtquartier hielten, war im Wirthshause nur eine kleine Stube, die allen Rekruten zum schlafen nicht Platz genug gab; die Werber vertheilten sie deshalb, der einen Hälfte ward auf der Diele eine Streu gemacht, und die andere blieb in der Stube. Unter die letzte befand sich auch Hartmann und seine Kammeraden. Ein Werber blieb bey ihnen zur Wache, und ein großer englischer Hund patroullirte die Nacht, wechselsweise auf der Diele und in der Stube herum. — Hartmann hatte diese Gelegenheit zur Flucht ausersehn; er gab seinen Kammeraden einen verstekten Wink davon, sie legten sich deshalb frühe zur Ruhe, und die andern folgten ihnen bald. Als der Unterofficier sah', daß Alle feste schliefen, legte er sich auch queer vor die Stubenthüre hin, und schnarchte mit den andern um die Wette. Ein fürchterlicher Pallasch, nebst zwey scharf geladene Pistolen und eine ebenfalls scharf geladene Flinte, lagen ihm zur Seite, und drohten jeden, der nur Miene machen

würde zu entfliehen, den unfehlbarsten Tod: Uber, dies verließ er sich auf die Wachsamkeit seines Hundes, dessen Stärke und scharfen Zähne schon einige gefühlt hatten. — Hartmann, der nicht schlief, sondern sich nur so stellte, stand leise auf, als er merkte, daß der Unterofficier eingeschlafen war, und öfnete das Fenster, dabey überfiel ihm aber eine fürchterliche Angst; geschwinde legte er sich wieder hin, und erwartete furchtsam, ob es etwa jemand gehört hätte: als er eine Weile wieder gelegen, und sich Niemand rührte, richtete er sich schüchtern auf und sah umher; da hörte er zu seiner größten Freude, daß der fürchterliche Hund auf der Diele an einen vom Abendbrodt übrig gebliebenen Knochen nagte, und also von der Seite so leicht nichts zu befürchten sey. Er weckte seine Kameraden, welche die Furcht vor dem möglichen unglüklichen Ausgang ebenfalls nicht schlafen ließ, schlich dann zu dem Orte hin, wo der Unterofficier lag, und als er fand, daß dieser fürchterlich schnarchte, nahm er das eine Pistol und die Flinte von seiner Seite weg; gerne hätte er auch den Säbel und das zweyte Pistol genommen, damit, wenn sie etwa ertappt würden, dieser keine Gegenwehr hätte, und sie sich bey einem Angriff vertheidigen konnten; allein, dies hatte die Vorsicht des Werbers unmöglich gemacht. Er hatte das Degenband sich um die rechte Hand gewunden, und hielt mit der linken das Pistol fest. Sie gnügten sich deshalb an das,

was

was sie hatten, und stiegen unter starkem Herzklopfen zum Fenster hinaus. Nun glaubten sie sich schon geborgen; sie schlichen über den Hof, und wollten eben zur Pforte hinaus, als ein großer Kettenhund, der auf den Hof lag, und den sie vorher nicht bemerkt hatten, fürchterlich anfieng zu lärmen, worüber die Werber erwachten, und aus dem offenen Fenster urtheilten, daß da hinaus einer entwischt seyn müßte.

Wirthin. Ach! der Himmel sey den armen Menschen gnädig! Die kommen gewiß nicht lebendig davon. Als ich noch zu Hause war, hab' ich auch einmal einen solchen Spektakel erlebt; mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich an den Auftritt nur denke!

Bote. Still! — In der größten Geschwindigkeit sprangen einige Werber nach, und ihr großer Hund, der zu solcher Menschen-Jagd gut abgerichtet war, zeigte ihnen bald die Spur, wohin die Flüchtlinge ihren Weg genommen hatten. Sie eilten diesem Wegweiser nach, und kaum hundert Schritte vom Dorfe sahen sie schon die Ausreißer; der Hund hatte sie beynahe erreicht, als Hartmann sich rasch umwandte, und das geladene Gewehr so glücklich auf dies Ungeheuer abfeuerte, daß es todt hinstürzte; nun geschahen einige Schüsse von den nachsetzenden Werbern, wovon eine Kugel Hartmann leicht verwundete; der dessen ungeachtet mit den Andern pfeilschnell vorwärts lief, und nach

einer Viertelstunde ein dickes Gehölze erreichten, daß sie vor ihren Nachsetzern verbarg. Sie durchstrichen es die Kreuz und die Queere, und fanden an einem unwegsamen Ort eine große alte Eiche, die hohl war, und Raum genug hatte; die Flüchtlinge zu verbergen. Lange noch hörten sie pfeifen und rufen der Werber, aber zu ihrem größten Glükke entdekten diese den Weg nicht, der ihnen zur Eiche geführt hatte.

Schulm. Ein Glük war's, daß der Hund aus der Welt geschaft war, sonst hätte ihnen ihre Vorsicht dennoch schwerlich genützt.

Bote. Richtig! Auch schien die Vorsicht diesmal sie ausdrüklich retten zu wollen. — Sechs und Dreißig Stunden saßen sie in der Eiche, ohne das Herz zu haben, aus ihrem Hinterhalt hervorzukommen: sie glaubten, die Werber würden noch aufpassen, und ihnen für den gespielten Streich eine Rechnung machen, die nicht anders, als mit ihrem Leben, oder wenigstens mit den Verlust ihrer Freyheit könne bezahlt werden. Erst den zweyten Abend machten sie sich heraus, und suchten aus dem Gehölze zu kommen, aber die Dunkelheit der Nacht verhinderte sie daran; nachdem sie einige Stunden herumgetappt, fielen sie entkräftet zu Boden. — Dies war auch ganz natürlich, weil sie in 2mal 24 Stunden keine Nahrung zu sich genommen und überdies von Angst, Schrek und dem Herumlaufen im unwegsamen Gehölze ganz ermat-

tet

tet waren. — Mit Todesangst erwarteten sie den Aufgang der Sonne; nun machten sie sich wieder auf die Beine, und nach vieler Mühe gelang es ihnen, endlich einen Ausgang zu finden. Gegen Abend erreichten sie ein Dorf, wo sie sich, von dem bey dieser Affaire erbeuteten Handgelde der Werber, wieder erquikken wollten. Wer vermag aber ihren Schrek zu beschreiben, als sie beym Eintritt ins Wirthshaus, die nemliche Stube, den nemlichen Wirth, das nemliche Fenster erblikten, wo hinaus sie vor zweyen Tagen ihre Flucht genommen. Einige Minuten standen sie unbeweglich unentschlossen, ob sie wieder zurüklaufen, oder sich ihrem Schikfale überlassen wollten. Der Wirth, ein ehrlicher guter Mann, erkannte sie gleich, und beruhigte sie durch die Nachricht, daß die Werber längst weg wären, und sie bey ihm sicher seyn sollten, da er sie gewiß nicht verrathen oder ausliefern würde. Sie forschten genau, wie sich die Werber nach ihrer Flucht benommen, und hörten mit Erstaunen, daß diese sich beynahe einen ganzen Tag noch dort aufgehalten, das Gehölze durchstrichen, und alle Bauern des Dorfs zum Nachsuchen aufgeboten, welche sich aber, des versprochenen großen Geschenks ungeachtet, nicht hätten dazu verstehen wollen, einige, ohnehin schon unglükliche Menschen, in ein noch größeres Verderben zu liefern. Als die Werber gesehen, daß ihre eigenen Nachforschungen vergeblich gewesen, und von denen Bauern keine Hülfe

zu

zu erwarten war, wären sie mit ihrem Trupp weiter marschirt, hätten aber einen Unterofficier zurükgelassen, der ihnen auf den Dienst passen sollte, wenn sie sich etwa wieder blikken ließen; dieser sey auch die Tage auf die benachbarten Dörfer herumgeschlichen, und wäre jetzt anderthalb Meilen von ihnen, wo er die Nacht zubringen würde; der Wirth hatte ihn vor etlichen Stunden selbst da gesprochen, und erzählte mit Schaudern die gräßlichen Flüche, die er ausgestoßen, und wie er gedroht hätte, sie auf den ersten Blik, wenn sie sich nicht gleich ergeben würden, todt, oder wenigstens krumm und lahm zu schießen, und so zu transportiren. Alles Blut erstarrte in ihren Adern bey dieser Erzählung, aber der Wirth sprach ihnen Muth ein, rieth ihnen, sich einige Tage bey ihm verstekt zu halten, welches sie auch thaten, und zeigte ihnen dann einen sichern Weg, auf welchen sie ihrem Feind unmöglich in den Wurf kommen konnten. — So naheten sie sich allgemach, nach vielen erlittenen Trübsalen, und einer neunjährigen Abwesenheit, ihrem Dörfgen wieder, mit schweren Herzen, und einer traurigen Ahndung von der Zukunft, die sie ein elendes kummervolles Leben hoffen ließ. —

Eines Tages saß Marie noch spät in ihrer kleinen Hütte und spann, um sich und ihren Knaben nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen, dachte dabey mit Wehmuth an ihren Hartmann, und quälte sich mit allerley Vorstellungen irgend eines Unglüks,

glüks, das ihn unfehlbar müßte betroffen haben, weil er in so langer Zeit Nichts von sich hatte hören lassen, da er ihr doch das feyerliche Versprechen bey seiner Abreise gegeben, nach zweyen, höchstens dreyen Jahren wieder zu kommen, und in dieser langen Zeit keine Sylbe von ihm gehört zu haben, war ihr unbegreiflich. Bald sah' sie das Schiff, worauf er sich befand, untergehn, oder von Seeräubern überfallen werden, und Hartmann in die Sklaverey fortschleppen; ein andermal glaubte sie ihn mit Schätzen beladen zurükkommen zu sehn, und eine Räuberbande fiel ihn an, mordete ihn, um sich seiner Schätze zu bemächtigen: Tausend solcher Schrekbilder durchkreuzten ihren Kopf, und wenn sie in Gedanken vertieft einschlummerte, weckte sie wieder ein böser Traum und machte sie noch unruhiger als vorher; dies war auch grade jetzt ihr Fall, als plötzlich jemand an der Hausthüre pochte, und sie dabey eine Stimme zu hören glaubte, die ihr nicht ganz fremd schien; sie machte auf, und Gott! wie erschrak sie, als Hartmann mit noch drey anderen hereintrat. Sie flog an seinen Hals, und die unerwartete Freude des Wiedersehns machte sie sprachlos. Hartmann wand sich aus ihren Armen los, indem er mit Thränen im Auge sagte: Laß mich, Marie! ich bringe dir von allem meinen geträumten Glükke nichts, gar nichts mit, und die ganze Frucht meiner Reise besteht — in einem siechen Körper, und diesen Lumpen, die ihn bedek-

bedekken. — Marie war heftig betrübt, als sie sich den ganzen Vorgang erzählen lassen; nicht über die fehlgeschlagene Hofnung reich zu werden, sondern über das harte Schikſal, das ihr Mann, den sie herzlich liebte, hatte erdulden müssen. Sie faßte sich aber bald wieder, tröstete ihren Gatten, so viel sie's vermochte, suchte ihn durch Erzählungen von ihres Fritzens Munterkeit aufzuheitern, und jeder sauer erworbene durch hundertfältige Selbstverleugnung ersparte Groschen wurde freudig hingegeben, dem Wiedergekommenen die ausgestandenen Mühseligkeiten vergessend zu machen.

Wirth. Das war recht brav von der Frau, daß sie den armen Mann durch Vorwürfe nicht noch mehr Kummer machte. Ich glaube, daß würden nicht viele Weiber thun, was Marie that.

Wirthin. Schweig du nur stille, Mann! Als du vor einigen Jahren einmal die schwarzen Pferde kaufteſt, die alle in einem halben Jahre krepirten, und dir der Nachbar Schmidt doch vorher warnte, du aber doch deinem Kopfe folgteſt, hab' ich dir wohl ein einziges mal deine Unvorsichtigkeit und deinen Eigensinn vorgeworfen? ha? — Ja das ist wahr, anfänglich konnte ich mich über den Verlust und Schaden, den es uns verursachte, gar nicht zufrieden geben, da mag ich denn wohl zu Zeiten einmal gebrummt haben, aber hernach hab' ich dirs doch nicht mehr empfinden lassen.

Bote. Gut, Frau Wirthin. Aber auch nicht ein-

einmal, dies that Marie, die doch durch ihres Mannes unkluges Unternehmen weit unglüklicher gemacht war, als sie es durch das Sterben der Pferde ward. — Hartmann war übrigens ein Mann, der ohne Murren sein Brodt im Schweiße des Angesichts erwarb, und dem an den geringsten Freuden des Lebens genügte; aber als man durch übertriebene Vorspiegelungen der in Indien zu erwerbenden großen Schätze einmal seine Phantasie rege gemacht hatte, so konnte auch nichts ihn abhalten, den Versuch zu wagen, der so mißliche Folgen für ihn hatte. —

Nachdem er sich von den Strapatzen der Reise wieder erhohlt hatte, suchte er durch arbeiten im Tagelohn sich kümmerlich zu ernähren, und Marie trug durch den Verdienst vom Spinnen und sonstigen Arbeiten das Ihrige redlich dazu bey; oft aber war er bey der Arbeit in solchen Gedanken vertieft, daß er den Spaden oder die Axt hinwarf, und die Stunde verfluchte, in der er auf den Gedanken gekommen, sein Feld und Häuschen zu verkaufen und jene Unglüksreise zu unternehmen. Jetzt war der täuschende Traum vorüber; er weinte, wenn er sein Weib und Kind ansah, die er mit in sein Labyrinth gezogen, und denen er nun nicht im Stande war, die kleinste Bequemlichkeit und Freude des Lebens zu verschaffen. Das lag ihm schwer auf der Seele, und er glaubte oft sich an

der

der Welt rächen zu müssen, die ihn so böslich hintergangen hatte. — Wie Hartmann dachte, dachten auch seine Gefährten, und wenn er dann mit ihnen zusammen kam, und sie mit einander schwatzten, sich der geträumten und nun zu Wasser gewordenen Freuden, nebenher ihres erlittenen Ungemachs, lebhaft wieder erinnerten, dann stieg ihnen das Blut zu Kopfe; man schimpfte, fluchte, stützte sich hin, schwieg eine Weile und rükte näher an einander, um vertraulich über geheime Plane zu sprechen.

Wirth. Geheime Plane? — Lieber Gott, sie werden ja nicht gar auf den Gedanken gerathen seyn, Schätze zu graben, oder den Stein der Weisen zu suchen, wie der Herr Schulmeister immer spricht? — Einmal hatten sie sich vom Bösen blenden lassen, und der ist ihnen sicher nachher beständig nachgeschlichen.

Schulm. Freylich! Man hüte sich vor dem ersten Schritte zum Bösen; der zweyte ist schon leichter gethan, und mehrere Versuche stumpfen das Gewissen so ab, daß es nie mehr warnet, und der Unglükliche, der sich einmal hinreißen lassen vom Wege der Tugend zu weichen, mit der Zeit gar nicht mehr weiß, ob er böses thut, **wenn** er es würklich thut.

Bote. Eine gute Sittenlehre! Daß dies bey Hartmann und seinen Kollegen der Fall war, sollt ihr künftig hören.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Zwölftes Stük.

1791.

(Fortsetzung von Hartmanns Lebens-Geschichte.)

Bote. Was das für Geheimnisse waren, worüber Hartmann und seine Konsorten sich berathschlagten, konnte Marie lange nicht errathen, aber als sie deshalb zuweilen trauliche Fragen an ihren Mann that, und immer kurz und kalt zurükgewiesen wurde, als man anfieng, die Zusammenkünfte an andern Orten zu halten, den späten Abend, oder die Stunden der Nacht dazu zu bestimmen, da ahndete ihr nichts gutes; ihre Besorgnisse wuchsen mit jedem Tage, denn sie bemerkte täglich neue Anstalten, die ihr jene Berathschlagungen immer verdächtiger machten. — Hin und wieder fand

sie im Hause verborgene verdächtige Waffen, hörte ihren Mann von seinen Konsorten mit erdichteten Namen nennen, sah ihn oft erst mit anbrechendem Morgen heimkehren, zuweilen auch verschiedene Tage ganz ausbleiben, und bey dem Allen sich um keine Arbeit bekümmern, sondern die dazu bestimmten Stunden verschlafen. Sein Ton wurde immer rauher, seine Blikke verstohlner, sein ganzes Betragen so schüchtern, daß es ängstlich war mit ihm umzugehen. — Der einzige Trost, den Maria noch hatte, bestand darin, daß ihr Mann, außer einigen Feldfrüchten, noch nichts ins Haus gebracht hatte, was gestohlnem Gute ähnlich sahe, und sie betete oft brünstig zu Gott, es nie, nie geschehen zu lassen. — Indessen wurde Hartmann immer ungezwungener und offener gegen seine Frau, denn er glaubte, es sey besser, sie zur Mitverschwornen zu machen, als in beständiger Furcht vor ihr zu leben. Zwar kam er ihr mit keinem offenherzigen Geständniß seines bösen Vorhabens entgegen, aber er fieng an, seine Zubereitungen, wenn er auf Plünderungen auszugehen gedachte, immer öffentlicher zu betreiben, so, daß Marie alles, was die Hülle der Nacht verbarg, sehr deutlich errathen konnte. Da glaubte nun das gute fromme Weib, oft sich aus Gram zu Tode weinen zu müssen; und hatte sie ihren Mann zuvor

vor mit heißer Sehnsucht zurük gewünscht, so wünschte sie nun oft mit Thränen, daß ihn lieber das Meer hätte verschlingen mögen, als daß er als Bösewicht wiedergekommen wäre. — Zuweilen hielt sie es für ihre Pflicht, Hartmanns verdächtiges Gewerbe dem Gerichte anzuzeigen, aber der Gedanke, daß er ihr Gatte, der Vater von ihrem Fritzen, und der Gefährte ihres Lebens war, dem sie ewige unverbrüchliche Treue geschworen hatte, machte sie immer wieder zögern, und ließ sie den Verrath als sündlich betrachten. —

Schulm. Aber sage mir mal, Bruder Werner, Was hältst denn du für besser; wenn Marie hingegangen wäre, und hätte ihres Mannes verdächtiges Betragen angezeigt, oder so, da sie es aus Liebe für ihn verschwieg?

Bote. Meiner Meynung nach wäre das erste besser gewesen, weil sie dadurch vielleicht im stande war, Hartmann von größeren Verbrechen, und von der darauf nothwendig folgenden schweren Strafe und unausbleiblich damit verknüpften größeren Schande hätte retten können; noch bis jetzt war ihres Wissens nichts erhebliches vorgefallen, das durch sein Leben oder seine Freyheit in Gefahr kommen konnte, und vermuthlich hätte ein paar

tägige Gefängnißstrafe ihn von künftigen Verbrechen dieser Art abgeschrekt; da sie im Gegentheil, wenn sie schwieg, befürchten mußte, daß er sich in die angefangene gottlose Lebensart so tief verwikkelte, daß er gar nicht mehr zu bessern sey; daß es endlich an den Tag kommen würde, er vielleicht als Dieb oder Straßenräuber ertappt, zur schmählichsten Todesstrafe verdammt, und sie als Helferinn der Bosheiten ihres Mannes mit zur Rechenschaft und Strafe gezogen werden könnte. — Dies bedachte sie aber in den Augenblik nicht; ihre Liebe für Hartmann machte sie für die Stimme der Vernunft taub, sie verschwieg das Gesehene, doch nahm sie sich vor, sich an ihn selbst zu wenden und sein Gewissen zu wekken; welchen Entschluß sie auch mit seltener männlicher Kühnheit ausführte.

Er stand eines Tages am Fenster, und lauerte auf die kommende Nacht, um sich mit seinen Verbündeten an die Straße zu legen, und vorüberreisenden Kaufleuten, die von der Messe in die benachbarten Städte zurükkehren sollten, die erste reiche Beute abzunehmen. Sturm und Regen machten diesen Tag an sich schon furchtbar, doppelt aber war er es dem, der, seines grausamen Vorhabens sich bewußt, in die öde Gegend hinausblikte, wo das erste gefahrvolle Bubenstük beginnen und mit Schaudern ausgeführt werden sollte. — Schüchtern trat er oft zurük, wenn ein Nachbar

vorü-

vorüber gieng, denn sein unruhiges Gewissen ließ ihn fürchten, daß jeder der ihn ansah, die böse That, die er auszuüben gedachte, auf seiner Stirne lesen müßte; erschrokken fuhr er zusammen, wenn der Wind von ungefähr mit seiner Hausthüre klapperte, er glaubte sich dann jedesmal schon verrathen, und sah' sich ängstlich um, ob etwa der Gerichtsfrohn hereinträte, ihn aufs Amt zu fordern. —

Marie beobachtete ihn lange, ohne nur ein Wort zu reden, indem sie ihre rothgeweinten Augen hinter den Spinnrokken zu verbergen suchte, aber als er sich nun mit anbrechender Nacht vermummte, und mit Pistol und Säbel versehen, fortschleichen wollte, da hielt sie ihn mit zitternder Hand auf, und sagte mit einem Ton, der den Sünder erschütterte, „Hartmann! Hartmann! was hast du vor, wo wilst du hin?“ Er gerieth in Verwirrung, stotterte einige unverständliche Worte her, bis er sich wieder faßte und zu ihr sagte: wenn du beydes nicht erräthst, so kümmerts dich auch nicht; und wenn du's erräthst, so schweig, und theile denn mit mir, was mein werden wird! — Marie stieß ihn von sich; lange, sprach sie, hab' ichs errathen, daß du auf Wegen wandelst, die zum Strange oder zum Rade führen! Er erwiederte ängstlich: Weib! ich bitte dich um alles in der Welt, sey nicht wunderlich und schweig! Ich will

dir's morgen mit klingender Münze bezahlen. Marie verwarf diesen gottlosen Vorschlag, bat, flehete, fiel ihrem Mann zu Füßen, und mahlte ihm die Folgen seines schrecklichen Vorhabens mit den gräßlichsten Farben. Denke nur, sprach sie, wie elend du dein Weib und dein unschuldiges Kind machen wirst, wenn man dich ertappt, dich ins Gefängniß schleppt, und als Straßenräuber mit der fürchterlichsten Todesstrafe belegt, wo du, — ach Gott! ich vergehe bey dem bloßen Gedanken der Möglichkeit! — wo du, zum Abscheu der Menschheit, unter freyen Himmel vermodern mußt; jeder zeigt dann mit Grauen auf das unglükliche Weib und Kind des Verbrechers, und Verachtung ist ihr Loos, wo sie sich nur blikken lassen; das — „Höre auf Weib, und mache mich nicht rasend, rief Hartmann seiner Frau zu; was du dir da für Schrekbilder schaff'st! Wer wird mein Vorhaben denn gleich entdekken? kurz, sey ruhig, und treibe mich nicht zu noch verzweifeltern Dingen, als ich jetzt vorhabe. Noth kennt kein Gesetz! Was ich thue, geschiehet ja nicht aus bloßer Lust zu stehlen" hier erstarb ihm das Wort auf der Zunge. Man wird deine Freveltat nicht entdekken, glaubst du das wirklich, fragte ihn Marie mit Todesangst; bester, lieber Hartmann, glaube mir, nichts bleibt hier unentdekt! und gesetzt, es bliebe auch verschwiegen, würdest du dann doch glüklich seyn? Würde nicht jeder,

der

der dich anblikte, dich erschrekken? Könnte dir ein einziger Bissen schmekken, den dir der Gewinn des geraubten, vielleicht durch Mord geraubten Gutes verschaffte? Unruhig würdest du dich die Nächte auf deinem Lager herumwälzen, Ruhe suchen und keine finden. Dein armes Weib würde für Jammer sterben, und dein durch dich elend gemachtes Kind würde einst seinen unnatürlichen Vater verfluchen, der durch seine Laster ihn mitgebrandmarket, und bedenke doch nur, Hartmann, wie schwer einst deine Sterbestunde seyn muß, wo jede schwarze That sich dir vors Gesicht wieder stellt, und allen Trost auf die göttliche Gnade von dir drängen wird. O! Hartmann, es ist schreklich, wenn ich mir denke, daß ich dich oben vor unserm Richter einst sehen sollte, unter dem Haufen der Gottlosen, die — Thränen erstikten ihre Worte, und Hartmann, der bisher starr vor sich hin gesehen, fuhr plötzlich auf und drohete wüthend, daß er sie ermorden wolle, wenn sie noch ein Wort sagen, oder nur das geringste Geräusch machen würde. Darauf gieng er fort, und lies das arme Weib in Schmerz und Betäubung versunken zurük. Er verschloß die Thüren, damit sie nicht herauskommen und ihn verrathen konnte, gieng dann zu seinen Gesellen, die ihn schon lange erwartet hatten. —

Ein festes Bündniß war unter ihnen gemacht, einer wollte den andern mit seiner letzten Lebens-

kraft beystehen, keiner den andern verrathen, wenn er auch so unglüklich seyn sollte, der Justiz in die Hände zu fallen, und daß jede Beute gemeinschaftlich getheilt werden sollte u. s. w. — Eben waren sie im Begriff, die schelmische Verbündung durch einen grausenvollen Eid zu versiegeln, als plötzlich ein fürchterlicher Donnerschlag die Bösewichter erschrekte, und ihr Vorhaben unterbrach.

Dieses Gewitter war nun wohl eigentlich nicht darum entstanden, die boshaften Menschen von der Ausübung ihres Plans abzuschrekken, sondern hatte eine so natürliche Ursache, wie alle Gewitter; aber der plötzliche unerwartete Schrek würkte so mächtig auf Hartmanns noch nicht ganz verdorbenes Herz, daß er augenbliklich anderes Sinnes ward, das schwarze Dunkel des Orts, wo sie versteckt waren, und auf die Beute lauerten, trug auch dazu bey; Mariens Vorstellungen von den schreklichen Folgen einer solchen That drängte sich vor seine Seele, und half seine Reue vollenden. — Er trat unter die Rotte, und suchte sie zu bewegen, ihr Vorhaben aufzugeben und mit ihm zurük zu gehen, aber Niemand fand sich, der umkehren und ein ehrlicher Mann bleiben wollte: Man höhnte, schimpfte, bat ihn, drohete dann wieder mit der schreklichsten Rache, aber er blieb seinem guten Vorsatze getreu. —

Noch

Noch waren sie in diesem Streit begriffen, als im Thale ein Posthorn gehört und eine brennende Laterne bemerkt wurde; man schloß daraus, daß es eine von den erwarteten Extraposten seyn müsse, und schikte sich zum Angriff. Hartmann ward wüthend, als er sah, daß seine Warnungen und Bitten nichts gefruchtet hatten, und daß die schändliche That, zu der er den Plan machen helfen, nun doch vollbracht werden sollte. Er faßte daher einen raschen Entschluß, wodurch er seine bisherigen Verirrungen auf einmal wieder gut machte, aber auch zugleich sehr theuer abbüßte. Er fuhr nemlich, als man nun im Begriff war, den Berg hinab zu eilen, und Hand an's Werk zu legen, wie ein Rasender unter die Rotte, indem er ein gräßliches Geschrey erhob, und mit Säbelhieben so unsinnig um sich tobte, daß jeder genug zu thun hatte, sich seiner Haut zu wehren; darüber kam ihnen die Extrapost aus dem Gesicht, und der Raub gieng für diesmal verlohren.

„Schlachtet, zerreißt mich nun!“ rief er, als er mit einigen von seinen Konsorten empfangenen blutenden Wunden niedersank, „hab' ich doch meine Pflicht erfüllt, meine Sünden ausgetilgt, und darf wieder auf Gottes Gnade hoffen. — Die Bande zerstreuete sich eilig, und

ließ ihn in seinem Blute liegen; jedoch sammelten sich seine Kräfte bald wieder, so, daß er sich aufraffen und nach Hause schleichen konnte.

Gott! wie jammerte das arme Weib, als sie ihren Mann so gemißhandelt und vom Blute triefend ins Haus treten sahe! Er kam nicht wie sonst, mit leisen Schritten, heimlich und angstvoll, sondern wie ein Mann mit gutem Gewissen, der sich nicht scheuen, der seine That der ganzen Welt kund machen darf. „Sey ruhig, Marie, sagte er mit matter Stimme, deine Warnungen haben bey mir gefruchtet; diese Wunden erhielt ich bey einer ehrlichen Arbeit.“

Nun erzählte er ihr den ganzen Vorfall, und das edle Weib weinte Freudenthränen über ihres Hartmanns Rükkehr zur Tugend. Meine Blessuren haben nicht viel zu bedeuten, sprach er, und werden wohl wieder zu verschmerzen seyn; ist das erst vorüber, so wird Gott auch wieder Arbeit bescheren, dann vergessen wir alles Vorgefallene, leben in häuslicher Eintracht mit einander, arbeiten fleißig und streben nie wieder nach Reichthümern, sondern suchen in der Zufriedenheit unser Glük. Vergieb mir nur, gutes Weib, daß ich dir solchen Kummer gemacht habe!

Marie

Marie wusch und verband seine Wunden, zündete ein Kaminfeuer an, ihn in seinem Fieberfroste zu erwärmen. Fritz war unter der Zeit erwacht; er sah aus seinem Bette des Vaters verbundenen Kopf, und frug was ihm fehlte? Gestoßen hab' ich mich, sagte der Vater, und wendete beschämt das Gesicht abwärts: Du mußt nicht wieder so spät im finstern ausgehen, lieber Vater, war Fritzens Antwort, sonst stößt du dich noch öfterer! Dem Vater drang diese kindische aber doch treffende Warnung Fritzens durch die Seele; er seufzte tief und gelobte bey sich: das soll gewiß nie in einer solchen Absicht wieder geschehen.

Verschwiegen konnte aber dieser Vorfall doch nicht bleiben, denn der Förster des Orts hatte diese Nacht auf einen Hirsch gepaßt, und saß auf einen Baum verstekt, wo er jedes Wort, des vorgefallenen mit angehört, und der ganzen Geschichte zugesehen hatte. Er hatte sich gefürchtet laut zu werden, weil er voraussah, die Böswichter würden einem Verräther ihres Bubenstüks bald vom Brodte helfen, und ihre Schandthat zu hintertreiben war er allein zu schwach. Er hielt sich also auf seinen Baum verborgen bis der Tag anfieng zu grauen, dann lief er aufs Amt, und zeigte getreulich an, was er in der vorigen Nacht gehö-

gehöret und gesehen hätte. — Von Hartmanns Betragen machte er zugleich eine so vortheilhafte Schilderung, daß der Amtmann schon im voraus für ihn eingenommen ward. —

In der größten Stille wurden die Angegebenen aufgehoben und ins Gefängniß geführt, und da dieses geschehen, ward der Gerichtsfrohn auch zu Hartmann geschikt, mit den Befehl, ihn gleich aufs Amt zu führen. Als der Gerichtsfrohn eintrat, erschrak Marie so heftig, daß sie in eine Ohnmacht fiel; sie ward wieder ermuntert, und machte Hartmannen die bittersten Vorwürfe, daß er sie getäuscht, und die Abforderung durch den Gerichtsfrohn schien ihr der unleugbarste Beweis zu seyn, daß er ein Straßenräuber, oder gar ein Mörder seyn müsse. Hartmann beruhigte sie durch die heiligsten Betheurungen, daß seine Erzählung wahr sey, und gieng ohne Furcht mit aufs Amt, wo er eine gerichtliche Aussage des Vorgefallenen treulich machte, und bis zur ausgemachten Sache in einem leidlichen Gefängnisse verwahret blieb.

Der Proceß wurde sehr kurz zu Ende gebracht. Seine Kameraden gestanden ein: daß Mangel an Arbeit sie zu diesem strafbaren Unternehmen verleitet hätte, wozu die thörigte und

fehl-

fehlgeschlagene Hofnung, in Amerika reich zu werden, den ersten Grund gelegt hatte.

Alles wurde treulich berichtet, und der Fürst ließ einen geschärften Befehl an alle Beamten ergehen, künftig strenge darauf zu sehen, daß solche thörigte Auswanderungen der Bauern ferner nicht statt hätten; Hartmann wurde indeß zu zweymonatlicher, und seine Kollegen zu halbjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. „Nach Ablauf dieser Zeit, schrieb der Fürst unter das Urtheil, sollen die Leute mit Arbeit versorgt werden.“ Es wurde auch würklich ein neuer Straßenbau veranstaltet, wobey eine Menge Menschen, worunter auch Hartmann und seine Kammeraden sich befanden, angestellt wurden, und ihren Unterhalt fanden, wobey sie ihr vormaliges unredliches Gewerbe gerne vergaßen. Hartmann lebte nun noch lange Jahre in einer friedlichen Ehe mit seiner Marie; er war arbeitsam, und gieng seinem heranwachsenden Sohn mit dem besten Exempel vor. —

Da dieser letzte Vorfall kund geworden, so erfuhr ihn auch der Kaufmann, der sich auf der Extrapost, die geplündert werden sollen, befunden. Er hörte mit Rührung Hartmanns Betragen, und suchte nähere Erkundigung von seinen häuslichen

lichen Verhältnissen einzuziehen. Hier fand er nun in Marien ein vortreffliches gutes Weib, und in ihrem Fritzen einen liebenswürdigen Jungen, mit dem besten Herzen, den die sorgfältige Mutter zur Rechtschaffenheit und Tugend frühe gebildet hatte. Der Kaufmann war reich und hatte keine Kinder, er nahm also den muntern Fritz mit Bewilligung seiner Eltern zu sich, gab ihm eine Erziehung, die seine Geistesfähigkeiten entwikkelte, und machte aus ihm einen Mann, der dem Staate in der Folge sehr nützlich ward. Die Eltern unterstützte dieser großmüthige Mann auch, aber nur in so ferne, daß Hartmann dennoch arbeiten mußte, um nicht aus Müßiggang wieder auf unrechte Wege zu gerathen. — Alle Goldbegierde war auch bey ihm erlöscht; er war zufrieden mit dem, was er hatte; und sprach er einen Unzufriedenen, der Neigung zu haben schien, sein Glük im Auslande zu suchen, dem erzählte er seine traurige Geschichte, und schloß gewöhnlich mit seinem sich nun ganz eigen gemachten Leibspruch: **„Bleibe im Lande, und nähre dich redlich.“**

Schulm. Danke dir Brüderchen, für die Erzählung dieser Geschichte; sie ist lehrreich und rührend. Ich habe dabey die Bemerkung gemacht, daß das Herz des Menschen doch gar zu leicht unzufrieden wird; die unbedeutendste Gelegen-

legenheit kann die glükliche Ruhe des Menschen, der Zufriedenheit besitzt, stören. Man bedenkt nicht, daß je mehr Vorzüge und Ruhm, je größere Ehre einer verlangt, desto mehr Verfolgung man auch auszustehen hat. Denn der Blitz trift eher eine hohe Ceder, einen Thurm, als einen niedrigen Dornstrauch, eine Bauernhütte. — Ich bin glüklich, weil ich mit meinem Stande zufrieden bin; damit sich aber auch mein Herz nicht mit unseligen Wünschen quält, bete ich täglich nachfolgende Zeilen:

Jehova! Gott der Götter!
Jehovah Zebaoth!
Mein Schutz, mein Heil, mein Retter!
Der Wesen Wesen, Gott!
Gieb mir von dir zu singen!
Erleuchte meinen Geist!
Dir will ich Opfer bringen,
Der du mich beten heißt.

Nicht Schätze dieser Erden:
Nicht falscher Ehre Glanz —
Verächtliche Beschwerden,
Euch, euch entsag ich ganz! —

Nicht

Nicht roher Wollust Freude;
Nicht lasterhaftes Glük
Ist das, was ich beneide.
Verwünscht sey solch ein Glük.

Der Weisheit wahre Ehre,
Der Tugend festes Glük
Gieb mir! o Gott! Erhöre
Mein Flehn! Schon sieht mein Blik
In jene Ewigkeiten;
Mein Geist der Tugend Lohn!
O welche Seligkeiten
Schmekt da der Erde Sohn!

Ja, gieb sie mir, die Tugend,
Und deiner Weisheit Licht!
Das Wissen dieser Tugend
Sey Kenntniß meiner Pflicht!
Und diese auszuüben
Mit Freyheit und Verstand,
Dies heiße, Gott, dich lieben;
Dies sey der Liebe Pfand!

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0198
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Dreyzehntes Stük.

1791.

(Vor dem Wirthshause unter einer großen alten Linde, sitzen der Schulmeister, Schulze, Wirth, die Wirthin und einige Bauern; der Bote kömmt über einen Fußsteig gegangen, wird die Gesellschaft unter der Linde nicht gewahr, und will in's Haus gehen.)

Wirth. (ruft) He! he! Herr Werner! hier komm er her! hier! —

Bote. Da lauf ich Narr in Gedanken vertieft hier vorbey, sehe und höre nicht; doch wer den Kopf von solchen Sachen voll hat, als ich

den meinigen, dem ist eine kleine Zerstreuung leicht zu verzeihen.

Wirth. Was steckt ihm denn im Kopfe? he! — Will er etwa eine Zahlenlotterie sprengen, und hat die geträumten fünf Nummern vergessen? oder ist ein alter reicher Vetter von ihm todtkrank, und er grübelt über die Mittel nach, den alten Kauz zu bewegen, daß er ihn zum Erben einsetzt? — Nun? —

Bote. Paperlapap! Das wären ja Kleinigkeiten. Seh' er mich auch nur einmal recht an; steht wohl auf meiner Stirne ein einziger Zug, der Aengstlichkeit verräth? — Umgekehrt; ich bin so herzlich froh, daß ich des heutigen Weges und der ausgestandenen Hitze ungeachtet dennoch tanzen und springen möchte, wenn nur die Musikanten gleich zur Hand wären.

Schulm. Ey, Brüderchen! krame aus, theile deine Freude mit; wir wollen sehen, ob wir's auch bis zum tanzen und springen bringen können.

Bote. Ich bin überzeugt, daß es dazu nur wenig Worte gebraucht. Hört nur zu; der große Held, der Türkenbändiger, unser lieber **Prinz von Coburg** ist schon seit einigen Wochen bey unserer **Durchlauchtigen Herrschaft** in

in Ludewigslust und Schwerin. Gestern hatte ich die Freude ihn zu sehen, so nahe bey ihm zu stehen, als ich jetzt bey dir stehe, Bruder Waidlich.

Wirth. Würklich? Hat er den Herrn gesehen? Ja, denn glaub' ichs ihm, daß er recht herzlich vergnügt ist; sehen möchte ich den lieben Herrn auch.

Schulm. Wie er wohl aussehen mag? — Bruder Werner, erzähle doch was von ihm; wer hört nicht gerne von ihm reden, und ich weiß es gewiß, daß du heute von Niemanden lieber sprichst.

Bote. Getroffen, Brüderchen! Aber wo fang' ich zuerst an, und wo nehm' ich Worte her, euch eine so lebendige Schilderung von ihm zu machen, als die seyn müßte, die alle Thaten dieses Helden erfordert. Zum Redner taug' ich nicht, aber ich will euch das, was mir beyfällt, so warm erzählen, als mein Herz es fühlt und meine Freude es zuläßt.

Dieser Herr ward Ao. 1737, den 26sten Decemb. gebohren. Er ist der jüngste Prinz des Durchlaucht. Sachs-Coburg-Saalfeldschen Hauses, und ein Bruder unserer geliebten Durchlauchtigsten Frau Herzoginn Char-

Iotte Sophie, Frau Mutter unsers gnädigsten Landesherrn Friedr. Franz. Er trat den 4ten Januar 1756 in K. K. Kriegsdienste als Rittmeister bey dem Anspachischen Kürassier-Regimente. Als neunzehnjähriger Jüngling betrat er also schon die ruhmvolle Laufbahn, auf der er sich in dem im nemlichen Jahre angefangenen berühmten siebenjährigen Kriege durch Heldenmuth und Tapferkeit so vorzüglich auszeichnete, daß seine großen Verdienste unmöglich unbemerkt und unbelohnt bleiben konnten. Anno 1756 stand er als Rittmeister unter dem Commando des Feldmarschalls Braun; 1757, unter dem Herzog Carl von Lothringen; 1758 bis 1762, als Oberstlieutenant und Oberster unter den Feldmarschällen Daun und Laudon. — In dem Treffen bey Lowositz zeigte er vorzüglich, wie viel man sich von seinem Muth und Tapferkeit auf die Zukunft zu versprechen habe. — Anno 1766 krönte man seine Verdienste mit der Würde eines General-Feldwachtmeisters, und von 1766 bis 1771 kommandirte er eine Brigade zu Westrun und Fünfkirchen. — Im Jahr 1769 ward er Inhaber von dem vormals K. K. Kollowratischen Dragoner-Regimente; und 1773, den 1. May, General-Feldmarschall-Lieu-

Lieutenant. Von 1778 bis 1786 führte er das Interims-General-Commando, und den 22. August des letztgedachten Jahres wurde ihm die Würde eines **Generals der Cavallerie** beygelegt. Nach dem am 22. Sept. 1789 bey Rimnik erfochtenen rühmlichen Siege, erhob ihn Seine Kayserl. Majestät zum **Feldmarschall.** — In dem 1778 angefangenen Bayerschen Kriege stand er bey **Gesdorf** und **Münchengrätz,** unter dem Commando des durch Alter, Tapferkeit, Muth und Klugheit ehrwürdigen Feldmarschalls **Laudon.** Nachher ward unser Prinz nach **Lemberg** versetzt, und war commandirender General in **Gallizien** und der **Bukkowina.** Durch seine daselbst bezeigte Thätigkeit erwarb er sich das vollkommenste Zutrauen und den Beyfall des Kayserś, welcher Verdienste schätzte und zu belohnen sich angelegen seyn ließ; und durch sein menschenfreundliches Betragen gewann er sich die Herzen aller Unterthanen. Die Landeseinwohner fanden in ihm einen Beschützer, die Soldaten einen Vater, der sie liebte, und den sie wieder ehrten und liebten, unter dessen Anführung zu stehen sie für die größte Ehre sich anrechneten; selbst die **Wiener** nannten ihn ihren Lieblings-Helden.

Im November 1787 mußte er dieses Volk, von dem er beynahe angebetet ward, verlassen, und der Muthmaßungen und Aussichten eines öffentlichen Bruchs zwischen Oesterreich, Rußland und der türkischen Pforte wegen, sein Hauptquartier nach **Snyatin**, der Hauptstadt in **Pokurien** verlegen. Am 8ten Februar 1788 erfolgte die K. K. Kriegserklärung gegen die Türken; nun näherte er sich dem Feinde, und verlegte das Hauptquartier nach **Ezernowitz**, nicht weit vom Flusse **Pruth**, an der Landstraße von **Lemberg** nach **Jaßy**.

30000 Mann standen unter seinem Commando; damit besetzte er den dortigen Cordon. Um dem Uebel zu steuren, das die Tartarn in den pohlnischen Dörfern anrichteten, rükte er weiter vor; und als er erfuhr, daß eine Horde derselben, die auf 7000 Mann angegeben wurde, sich in der Nähe aufhalte, rükte er gleich mit 7000 Mann der Seinigen gegen die Tartarn an. Die Nachricht von der Stärke des Feindes aber war unrichtig, denn er fand, statt 7000 Mann, 17000. — Hier bewies der Prinz, daß Klugheit, Muth und Entschlossenheit unzertrennlich bey jeder Gefahr ihm zur Seite waren.

Eine unschädliche Retirade war nicht möglich,

deshalb wagte er einen Angriff. Bey der ersten Attaque ward er durch die überlegene Menge der Feinde zurükgeschlagen, aber seine Tapferkeit und kluge Anordnung, erfocht beym wiederhohlten Angriffe doch den Sieg. Er sammelte seine muthigen Krieger wieder, und sein Beyspiel befeuerte seine Untergebene; 8000 Feinde wurden zu Boden gestrekt, der Rest zerstreuet und in weite Gegenden gejagt.

Wirth. Sag' er mir nur, wie war's in aller Welt möglich, daß 7000 gegen 17000 stritten, und der große Haufen doch den Kürzern zog? Dabey steht mein Verstand stille.

Bote. Der Muth und die kluge Anordnung des Prinzen, machte seine Soldaten gleichfalls kühn und unternehmend; und so wie der Muth der Türken fiel, stieg im gleichen Maße die Tapferkeit der Prinzlichen Truppen. — Dieser Sieg bahnte zugleich den Weg zu der wichtigen türkischen Festung **Choczim** in der Moldau, welche der Prinz am 27. Febr. 1788 im Nahmen der Russischen Monarchinn zur Uebergabe auffordern, und alle Anhöhen vor derselben mit schwerem Geschütze befahren ließ. Dem Pascha, welcher darin kommandirte, kam dieser Vorfall sehr unerwartet, er wußte sich gar nicht zu helfen, zumal

da der Prinz nicht allein die Uebergabe der Festung, sondern auch die Abtretung des ganzen Fürstenthums fordern ließ; in welchem Falle ihm aller Schutz und freye Religionsübung zugestanden werden sollte, so wie man im Gegentheil, wenn er sich dessen weigerte, alle Macht und Gewalt gegen die Festung gebrauchen würde. Er bat um 14 Tage Bedenkzeit, welche ihm auch zugestanden wurde.

Um diese Zeit hielten zwey Bojaren aus der Moldau um die Erlaubniß bey dem Prinzen an, ein Freykorps von 1000 Mann unter seiner siegreichen Anführung errichten zu dürfen. — Den 19ten März erhielt der Prinz in **Ezernowitz** die Nachricht, daß der **Ibrahim Nasir Pascha** mit 500 Spahi, 3 bis 400 Janitscharen und 3 Kanonen gegen **Bottuschan** marschire, und den 21. März die Stadt in Besitz zu nehmen, die Absicht habe. Die weisen Anstalten des großen Helden vereitelten aber nicht allein die Absicht des Feindes, sondern trieb ihn gänzlich in die Flucht, und der vortheilhafte Posten von **Bottuschan** mit dem ganzen **Bottuschaner District** ward dadurch erobert. Nachher rükte das Prinzl. Coburgische Heer in die Moldau, vertrieb den Feind bey **Oka**, und nahm die schönen reichen Salzgruben daselbst im Besitz. Am 1sten April machte

ein

ein feindliches Kommando von 2500 Köpfen einen Angriff auf die bey **Boyana** und **Karence** stehenden Vorposten von der Armee des Prinzen, welche noch nicht 400 Mann stark waren, und dessen ungeachtet den Feind zwangen, sich zurük zu ziehen, welcher bey diesem Scharmützel 69 Todte zu begraben hatte, und viele Verwundete mit sich fortschleppen mußte. — Hierauf erfuhr der Pascha von Choczim den Verlust von Jassy; er war darüber aufs äusserste erbittert, und wagte den 24. April mit 3000 Mann, meistens Janitscharen, die von einer zahlreichen Reuterey unterstützt waren, einen wütenden Angriff auf den rechten Flügel im **Rahatyner Verhau**, woselbst er eine Division vom ersten Garnison-Regiment vorfand, welche aus 350 Köpfen bestand. Diese wenige Mannschaft, gewohnt unter ihrem großen Feldherrn zu siegen oder zu sterben, focht, unter Anführung des Majors von Plank wider diese überlegene Macht so gut, daß sie 500 der Feinde theils tödteten, theils verwundeten, und nach Eroberung einer Standarte gänzlich in die Flucht schlugen.

Schulm. Wie viel waren der Feinde?

Bote. 3000 Janitscharen, ohne die Reuterey.

Schulm. Und der Prinzlichen waren nur 350? — Nun höre Brüder, dafür hab' ich allen

Respekt; das müssen ja Eisenfresser gewesen seyn, denn jeder von ihnen hat ja auf die Art mehr als 10 Feinde gegen sich gehabt.

Bote. Ja freylich, waren's brave Männer; auch war der Prinz mit ihrem Betragen so gut zufrieden, daß er nicht nur diese Standarte der Division zum ewigen Denkmal ihres rühmlichen Verhaltens zu führen anbefahl, sondern auch dem Regimente seine Zufriedenheit in einem besondern Schreiben bezeugte. Am 13ten May attakirten die Türken mit 2000 Mann Cavalerie und über 1000 Mann Infanterie mit Kanonen einen Theil des Prinzlichen Corps, unter dem Kommando des Oberstlieutenants Karaiczay, der, der größern Zahl der Feinde ungeachtet, sich so vortheilhaft postirte, und ihnen mit seinen sieggewohnten Soldaten so begegnete, daß sie mit Verlust von 200 Mann sich zurük zu ziehen genöthiget wurden. —

Nach einem Bericht vom 12ten Julii, aus dem Lager vor Choczim, fiel bey Gelegenheit einer Fouragirung zwischen den Prinzlichen und der Choczimer Besatzung ein Gefecht vor, wobey 16 Türken zu Gefangenen, und 52 Pferde nebst 5 Wagen Beute gemacht wurden; überdies hatten die Feinde über 150 Todte, und noch einmal so viel

viel Verwundete, wogegen von den tapfern Soldaten des Prinzen nur 8 getödtet, und 34 verwundet worden.

Am 28ten Julii rükte ein aus Tartarn und Türken zusammengesetztes Corps von 4000 Mann gegen die vor Choczim stehende Truppen; wurden aber bey verschiedenen Angriffen, durch die weisen Verfügungen des Prinzen, und durch den Muth seiner tapfern Untergebenen, jedesmal mit ansehnlichem Verlust zurükgeschlagen, wobey der Sohn des **Tartar-Chans** gefangen genommen ward. —

Den 29. Jul. kamen Deputirte aus der Festung Choczim zum Prinzen, mit der Anfrage: ob man der Besatzung freyen Abzug verstatten wolle? Es ward demnach eine nähere Verabredung wegen Festsetzung der Capitulations-Punkte getroffen, und die Abgeschikten versprachen, nach zweymal 24 Stunden zurük zu kommen, und den Entschluß des Pascha zu überbringen. Da aber während der Zeit ein Gerücht in die Festung gedrungen, daß eine ansehnliche Unterstützung für die Belagerten im Anzuge sey, so fanden sich die Deputirten am 31sten Julii mit der Erklärung ein: die Türken wollten entweder zwey aus ihrem Mittel nach Jassy senden, um sich zu überzeugen, in

wessen

wessen Händen der Ort wäre; oder sie verlangten auf 11 Tage Waffenstillstand, und erst nach deren Verlauf, wenn bis dahin keine Unterstützung käme, wollten sie capituliren. — Das Verlangen, Abgeordnete nach Jassy zu senden, wurde ihnen gerade zu abgeschlagen; übrigens das Uebereinkommen dahin getroffen: daß den 5ten August des Morgens die Uebergabe erwartet würde, und wenn diese nicht erfolgte, die Beschießung von neuem ihren Anfang nehmen solle. — Am 5ten August, als der von dem Prinzen und dem Russischen General, Grafen von Soltikow den Belagerten verwilligte Waffenstillstand zu Ende gieng, kamen die Abgeordnete aus der Festung wieder, mit der Erklärung: sie könnten die Festung nicht übergeben, weil sie auf eine nahe Unterstützung sichere Rechnung machten; und ihnen bekannt wäre, daß **Ibrahim Pascha** mit 30000 Mann bereits bis **Bottuschan** vorgerükt sey; daher sie sich zu einer Kapitulation auch dann erst verstehen wollten, wenn ihnen noch 10 Tage Stillstand gewährt würde. Mit diesem Begehren wurden sie aber ohne weiteres abgewiesen, und gleich darauf nahm die Kanonade aus den Batterien bey **Braha** aufs neue den Anfang. —

Allent-

Allenthalben wo Gefahr war, traf man auch den großen Prinzen an, der den Muth seiner Soldaten durch sein eigenes Beyspiel befeuerte. Am 20sten war er bey Eröfnung der Trencheen zu den neuen Batterien, wo eine feindliche Kanonenkugel nahe vor ihm niederfiel; allein diese Gefahr rührte ihn nicht; er handelte, als wäre dieser Vorfall gar nicht von ihm bemerkt worden, und postirte die vereinigte Armee in den alten türkischen Retrenschements dergestalt, daß sie auf einer Seite nur 200 Schritte von den Pallisaden der Festung entfernt stand. Hier war es nun beynahe Gewißheit, daß die Festung sich in kurzer Zeit ergeben müsse, allein der Einfall der Türken ins Bannat, zog eine gänzliche Veränderung des bisher befolgten Operationsplans nach sich. Der Prinz brach mit seinem und dem mit ihm vereinigten Rußischen Corps vor Choczim auf, um sich theils den Seraskier bey Jassy entgegen zu stellen, theils Siebenbürgen von der Seite der Moldau zu dekken; zu welchem Endzwek sich der größte Theil des Siebenbürgischen Corps unter dem Feldmarschall-Lieutenant Fabris mit ihm vereinigte. Vor Choczim blieben nicht mehr als 4000 Mann stehen, womit der General Sauer die Garnison im Respekt erhalten muste. —

Der

Der Feldmarschall-Lieutenant Spleny erhielt eine ansehnliche Verstärkung vom Coburgischen Corps, und erfocht dadurch bey Belegestie einen rühmlichen Sieg, erbeutete 3 Fahnen nebst vielen Gefangenen, und der Feind verlohr überdies dabey noch 1000 Mann. Das Corps des Feldmarschall-Lieutenants Spleny rükte auch darauf am 3ten Septemb. in Jassy ein, und nahm von der Stadt Besitz. —

Am 18ten Sept., nachdem der Prinz wieder vor Choczim sich hingezogen, ergab sich endlich die Festung. — Zehn Ruhetage wurden der Garnison zugestanden, während dieser Zeit das Zeughaus und alle übrige Kriegsartikel an dem Prinzen abgeliefert werden mußte. Den 29ten Sept. zog die Besatzung aus Choczim ab, die aus 24000 Seelen bestand, worunter 10000 streitbare Männer waren. Das Corps des Prinzen zog gleich darauf in die Festung ein, und die Beute dieser gemachten wichtigen Eroberung bestand in 178 metallnen und 4 eisernen Kanonen, 14 Mörsern, 200 Centnern Pulver, 90000 eisernen Stükkugeln und Bomben, vielen eisernen Stangen, Nägeln, Bley, härnen Säkken, eisernē Krampen, hölzernen Schaufeln, Pfeilbogen und Pfeilen, 11000 Büchern Papier zu Patronen, 500 Stük Säbeln,

600

600 Flinten, 8200 ungefüllten Handgranaten ꝛc. Außer der Festung fiel auch noch die sogenannte Raja, welche 260 Dörfer in sich faßt, in die Gewalt des vereinigten Heeres.

Schulze. Nehm ers nicht übel, daß ich ihm unterbreche; aber es will mir gar nicht zu Kopfe, daß die Türken so erzdumm seyn konnten, daß sie die Festung übergaben, da sie doch noch eine so ansehnliche Menge Pulver und Kugeln, und der Himmel weiß was noch alles hatten. Daß dich der Geyer hole! nein, wenn ich zu kommandiren gehabt, so sollte doch wahrhaftig kein Loth Pulver oder Bley mehr in der Festung gewesen seyn, ehe ich mich ergeben hätte, wär's denn nicht mehr möglich gewesen mich zu halten, nun ins Himmels Nahmen, ich hätte doch als ein ehrlicher Kerl mich meiner Haut so lange gewehret, als es möglich gewesen wäre; aber so — Schämen hat sich der Herr Pascha ja müssen, wenn er nachher den tapfern Prinzen unter die Augen getreten, und jeder Prinzliche Soldat muß sich ja größer gefühlt haben, als der Herr Pascha.

Bote. Ja lieber Freund, da kommen oft Ursachen hinzu, die wir nicht verstehen, und die

der

der Sache selbst ein ganz anderes Ansehen geben; dadurch wird auch oft etwas nothwendig gemacht, das wir für unnöthig halten. Das mag auch wohl hier der Fall gewesen seyn. Ueberdies hatten die Belagerten schon Proben von der unerschütterlichen Beharrlichkeit des Prinzen bey seinem einmal gefaßten Vorsatze, und wußten zu gut, daß seine tapfern Krieger keine Gefahren scheueten, und willig sich den beschwerlichsten Unternehmungen unterzogen; sie konnten sich es daher leicht berechnen, daß ein längerer hartnäkkiger Widerstand dennoch vergeblich seyn würde, und die Belagerer nur erbitterter gegen sie machte. Ueberdem hatten sie keine Hofnung zu einer Unterstützung, und die Lebensmittel fingen auch an alle zu werden; sie zogen also einen friedlichen Abzug einer stürmenden Einnahme der Festung vor.

Schulze. Ja das ist freylich etwas anderes. Nun, nehm er's nur nicht ungut, daß ich ihn in seiner Erzählung gestöhrt habe; es lag mir so auf dem Herzen, und ich mußte meine Meinung heraus sagen. Sey er so gut und erzähl' er künftig weiter.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Vierzehntes Stük.

1791.

(Fortsetzung des vorigen Stüks.)

Am 14ten Oktob erfuhr der unter des Prinzen Corps commandirende Feldmarschall-Lieutenant Spleny, daß die Türken ihn bey Aschud angreifen wollten; er traf aber die besten Vorkehrungen und ward durch den General Fabry unterstützt, so, daß der Feind in die Flucht geschlagen ward, und sich nach Fokſan retirirte, mit Hinterlassung von 75 Todten; — 3 Fahnen, 46 Pferde, viele Waffen und Gefangene war die Beute der Sieger.

Im März 1789 rükte der Prinz mit einem ansehnlichen Corps in die Moldau.

Den 22sten April schlug der Oberste **Karaiczai**, unter dem Commando des Prinzen, ein Corps der auserlesensten türkischen Cavallerie von 5000 Mann, das unter der Anführung des Seraskiers **Hagy Soitary** von **Anatolien** mit vieler Wuth einen Angriff wagte; aber mit Verlust zurük getrieben wurde. Ueber 100 Pferde nebst 40 Todten blieben auf dem Wahlplatze liegen, und 200, theils Verwundete, theils Todte, schleppten sie auf der Flucht mit fort. Erbeutet wurden: 40 Pferde, 2 Fahnen, und eine ansehnliche Geldsumme. Die Kaiserl. Cavallerie focht so erbittert, daß kein Türke lebendig eingebracht wurde.

Am 6ten May rükte das Prinzliche Corps bey **Bakau** in der **Moldau** zusammen; die Avantgarde desselben war schon gegen **Fokſan** auf dem Marsche.

Im Junius vereinigte sich das tapfere Heer mit 20000 Mann Russen und mit dem Corps des Prinzen von Hohenlohe, um in die **Wallachey** zu rükken. Im Julii Monat fiel die große entscheidende Schlacht bey **Fokſan** vor, wo

wo das glorreiche Unternehmen des Coburgischen Helden mit dem vereinigten Russischen Corps durch einen glüklichen Sieg gekrönt ward.

Schulm. Von der Schlacht habe ich schon einmal gehört, aber ich kann mir's nicht deutlich mehr erinnern; sey doch so gut, lieber Werner, und erzähle sie umständlicher!

Bote. Herzlich gern! — Auf die Nachricht, daß der Großvezier dem Fürsten der Wallachey, **Mavrojeni**, eine große Verstärkung zugesandt habe, wovon vor und hinter **Fokſan** schon über 20000 Mann versammelt waren, ersuchte der Prinz dem Russischen General en Chef, Herrn **von Suwarow**, daß er sich mit seinem in **Burlat** stehenden Corps an das Prinzliche Corps d'Armee anschließen, und mit ihm gemeinschaftlich den Feind angreifen möchte, damit den bedrohten Päſſen in Siebenbürgen mehr Sicherheit geschaffet werde. Der Russische General war auch sogleich willig, den Antrag des Prinzen anzunehmen, marschirte binnen 24 Stunden durch die beschwerlichsten Gebirge 10 starke Meilen, und kam am 28sten Julii in der Nacht im Lager bey **Adſchud** an. Den 29sten wurden 3 Brükken über den **Trotus** geschlagen;

den 30sten, frühe um 3 Uhr, setzte die vereinigte Armee in 3 Colonnen über den Trotus, und zog bis Kalimanestie, und von da bis Morachestie. Am Abend dieses Tages brach das Heer von hier wieder in 2 Colonnen auf, und da Nachricht eingieng, daß sich eine türkische Patrouille nähere, so wurden selbiger 1500 Cosaken entgegen gesandt; weil aber die Türken 3000 Mann stark waren, und nachher noch 7000 ihnen zu Hülfe kamen, so wurden die Cosaken zum Weichen gebracht; allein der Major Rienmayer fiel so ungestüm mit 300 Mann auf den Feind ein, daß dieser bis an den Putna zurükfloh. Mehr als 100 Türken fielen und 60 wurden gefangen genommen. Ja, die tapfern Coburgischen Krieger unter dem Major Rienmayer setzten noch über den Putna hinaus, vertrieben den Osmann Pascha aus seinem Lager und stekten es darauf in Brand.

Während dieses Gefechtes setzte das vereinigte Heer den Marsch immer fort. Die Infanterie mußte durch den Bach Susitza und durch die obere Gitla waden, und that es freudig und gern. Bey der Ankunft am Putna ward eine Brükke geschlagen, und der Oberste Karaiczai vertrieb den Feind vom gegenseitigen Ufer.

Den

Den 31sten, frühe um 4 Uhr, setzte die ganze Armee über diese Brükke, weil wegen des schnellen durch einen starken Regen bewürkten Anlaufens des Flußes keine zweyte geschlagen werden konnte. Kaum waren die Russen und der Prinz von Coburg mit der Levenehrischen Division über die Brükke, so zeigte sich der Feind, der aber durch ein starkes Kanonenfeuer zum Weichen gebracht ward. Er wandte sich darauf gegen den rechten Flügel, und hatte auch da gleiches Schiksal. Endlich, als alle Truppen über die Brükke und nun vereinigt waren, rükte die Armee unter klingendem Spiel in Schlachtordnung immer weiter vorwärts. Der mit Dornbüschen bewachsene Boden machte den Zug sehr beschwerlich, aber die Truppen drangen dennoch, ob sie gleich schon 18 Stunden marschirten, mit der größten Unverdrossenheit durch, und legten selbst Hand an die Kanonen, wo die Pferde nicht ziehen konnten.

Der Feind stand in seinem Lager vor Koksan; der rechte Flügel desselben in einer Verschanzung mit Kanonen, der linke dehnte sich in die Ebene aus, und bestand aus Reuterey. Das Russische Corps ward zuerst von ihnen bemerkt, worauf sie gegen dasselbe ein heftiges Kanonenfeuer

richteten. General Suwarow ließ gleich Cavallerie vorrükken, und der Prinz beorderte die Splenische Division auch zum Angriffe. Das Gefecht ward äußerst hitzig, allein der Feind mußte dem Muthe und der Tapferkeit des vereinigten Heeres dennoch weichen, und seine Spahis flohen bis hinter Sokşan, während die Infanterie bis zum Kloster Samuel zurükgeschlagen ward. — Zur nämlichen Zeit griff der Russische General mit seinem Corps und dem Detaschement des Obersten Karaiczai den verschanzten rechten Flügel des Feindes an, und der Prinz drang an der Spitze der Levenehrschen Division vor.

Das unter der Anführung des Obersten, Grafen von Auersberg, von Belgiojoso, voraus eilende Schrödersche Bataillon drang über die feindliche Verschanzung durch das Lager auf das Kloster zu, und suchte das Thor zu erbrechen; die im Kloster befindlichen Janitscharen thaten aber einen verzweifelten Widerstand, wobey der Oberste von Auersberg durch einen Schuß getödtet wurde; allein der tapfere Prinz scheuete keine Gefahr, stand selbst am Kloster und munterte die noch herbeyeilende Mannschaft auf. Das im Kloster verwahrte Pulver ward in Brand

geschos-

geschossen, und flog mit großem Gekrache in die Luft; dennoch setzten die Feinde ihr heftiges Feuer fort. Der Prinz verlangte nunmehr Freywillige vom Kaunitschen Bataillon; gleich lief das ganze Bataillon hervor, und alle Officiere boten sich gleichfalls an. Noch andere Cavallerie-Officiere saßen vom Pferde und drangen mit den Freywilligen ins Kloster ein. Die Feinde, so sich darin befanden, wurden sämmtlich niedergemacht. Der Major **Quintowsky** brachte dem Prinzen 2 Fahnen, und der Lieutenant **Krizak** eine Fahne, die er einem auf den Thurm entflohenen Türken aus der Hand gerissen hatte.

Die feindliche über 30000 Mann starke Armee eilte nun in der größten Unordnung fort; die Cavallerie nach **Rimnik** und **Busko**, die Janitscharen nach **Brailow**, und überließen den Siegern die ganze Artillerie, Munition, das Magazin und das gesammte Lager. Auf dem Wege nach **Brailow** und **Busko** fand man über 100 mit Zeltern, Getreide, Pulver ꝛc. beladene Wagen. Auch in dem Lager hinter dem **Putna** und in dem bey **Fokſan** sind 4000 Metzen Getraide und vieles Geräthe erbeutet

worden. Man schätzte den Werth dieser Beute auf eine Million Gulden.

Der Verlust des Feindes war wenigstens 1500 Mann, 96 Gefangene wurden eingebracht, und die eroberten Siegeszeichen waren: 10 Kanonen und 16 Fahnen. —

Den 2ten August rükte das Kaiserl. Corps eine Stunde über Fokšan in das Gebiet der **Wallachey**, und postirte sich an der großen **Wilkow**. — Der Feind hatte sich aber nicht lange zu **Rimnik** aufgehalten, sondern war von da nach **Busko** geflohen. Auf der dahin führenden Straße wurden noch mehr als 100 mit Getreide beladene Wagen gefunden, das der Armee sehr nützlich ward. Aeußerst wichtig war dieser große Sieg, weil die eroberten Distrikte der Moldau, so wie auch die Pässe in Siebenbürgen dadurch gedekt wurden, und überdies der Weg nach Bulgarien und in die Wallachey geöfnet, auch die Belagerung von **Belgrad** dadurch erleichtert ward.

Mit Ehrfurcht muß man die muthigen Soldaten dieses großen Feldherrn bewundern, die im feindlichen Lager zur Dekkung der Angreifenden

fenden mitten unter unzähligen Gegenständen der Beute sich befanden, und dennoch eine so rühmliche Ordnung hielten, als stünden sie auf dem Exercierplatz. Wem gebührt aber dafür der Ruhm? Doch unbezweifelt ihrem großen Feldherrn, der durch die strengste Aufmerksamkeit auf ihren Charakter, durch väterliche Liebe, die er jedem bewies, der seine Pflicht genau erfüllte, und durch nöthige Strenge gegen den Fehlenden, sie an diese rühmliche Ordnung gewöhnt hatte; der aber auch das brave Betragen seiner Untergebenen bey diesem Vorfall so gerührt bemerkte, daß er nach geendigter Schlacht äußerte: Er fühle sich glüklich, über solche Männer zu kommandiren, und wolle sie der besonderen Allerhöchsten Kaiserlichen Gnade empfehlen. — Der Kaiser schikte darauf durch einen eigenen Courier dem Prinzen, zum Merkmal seiner innigsten Zufriedenheit über dessen tapferes Betragen bey der eben erwähnten Schlacht, das Großkreuz des militairischen **Marien Theresien-Ordens**; und einige Stellen des Kaiserlichen Handbillets an den Prinzen zeugen vorzüglich von der ausgezeichneten Achtung des Monarchen für seinen großen General. —

Der Prinz ließ hierauf das Corps d'Armee en Parade ausrükken, und dankte demselben mit der verehrungswürdigsten Herablassung, indem er sagte: Brüder, dieses Ehrenzeichen habe ich euch zu verdanken. — Die Russische Kaiserinn überschikte gleichfalls an den Prinzen, zum Beweise ihrer Achtung und Freude über den von ihm erfochtenen Sieg, eine kostbare Tabatiere, reich mit Brillanten und mit dem Bildnisse der Monarchinn geziert, deren Werth 16000 Rubel seyn soll. Dies Geschenk war mit einem sehr verbindlichen Handschreiben der Kaiserinn begleitet, worin folgende Stelle vorzüglich merkwürdig ist:

„Ich befinde mich dermalen zum erstenmale in der Unmöglichkeit, Ihr beyspielloses „Verdienst belohnen zu können. Ich erkenne meine Unzulänglichkeit, und ich lege dieses mein eigenes Geständniß gerne vor den „Augen der Welt ab. Diese wird mir gewiß „dazu das Zeugniß geben, daß das Verdienst „Ew. Liebden von solchem Werthe sey, der „sich nur empfinden, nicht ganz belohnen „läßt, und daß, wenn ich auch zum Letztern „selbst als Kaiserinn nicht vermögend bin, ich „jedoch jene Pflicht gegen Sie beobachtet habe,

„habe, die ich als Mensch Ihnen schuldig „war.“

Schulm. Ein so gnädiges Schreiben, als ich noch keines von einem Monarchen gesehen habe, das muß ich bekennen.

Bote. Aber im Gegentheil bewürkte auch ein so großes Verdienst dieses gnädige Schreiben, wovon wir wenige ähnliche Beyspiele aufzuweisen haben. — Jetzt wieder zur Geschichte.

Da seit dem Anfang des September-Monats durch Kundschafter Berichte eingegangen, daß der Großvezier von seinem bisherigen Standorte **Matsin** aufgebrochen sey, über die **Donau** gesetzt habe, bey **Brailow** im Lager stehe, und bereits einige Truppen an den **Busko** gegen **Foksan** vorgeschikt haben sollte, ersuchte der Prinz den Russischen General en Chef, Grafen **von Suworow**, sich mit ihm zu vereinigen, und dem Feinde entgegen zu gehen. Der Russische General machte auch gleich dazu Anstalt, zog seine Truppen zusammen, und traf den 21. Septemb. bey dem Prinzlichen Corps ein, worauf noch den nemlichen Abend der Aufbruch geschah.

schah. Den 22sten September, kurz vor Tages Anbruch, setzten beyde Corps über die Rimnia und stellten sich jenseits in Schlachtordnung. Schon des Morgens um 5 Uhr wurden sie von dem Feinde entdekt, welcher gleich anfing das Lager abzubrechen und die Schlacht zu eröfnen. Mit der größten Hitze kämpften beyde Heere, aber der Tapferkeit des vereinigten Corps, und den weisen Anordnungen des Prinzen, der jeden kleinen Vortheil beobachtete und nutzte, mußte die weit stärkere türkische Armee dennoch weichen. Der Feind verließ das Lager in der größten Verwirrung, setzte eiligst über den Fluß, und hinterließ auf dem Wege, am Ufer und im Wasser sein Lager, seine Artillerie, Munition, und alles Gepäcke. Im Flusse lagen 3 bis 4000 beladene Wägen, gegen 50 Kanonen und Mörser, ferner: Munitions-Karren, Pulverfässer, mit Reiß beladene Fuhrwerke, Kameele, Pferde, Büffelochsen und Schaafe dergestalt unter und über einander, daß der Fluß gänzlich gedämmt, und der Lauf des Wassers gehemmt war. Der Großvezier selbst befand sich während des Treffens auf einem nahe am Walde Kringu Weyler gelegenen Hügel, und vertheilte von dort aus seine Befehle; als aber das vereinigte Corps den Wald angriff, verließ er diesen Platz und

setzte

setzte sich in seinen Wagen, um geschwinder nach dem Lager zu kommen. Dort befahl er, die Kanonen mit Kartetschen zu laden und auf seine eigene fliehende Mannschaft abzufeuern; die Ausreißer ließen sich aber dadurch nicht zurük halten, und der Großvezier war genöthiget, selbst durch die eiligste Flucht seine Rettung zu suchen. —

Die Armee des Feindes war vor der Schlacht zwischen 90 und 100000 Mann stark; dahingegen das muthige Corps des Prinzen aus 27000 Mann, und das mit ihm vereinigte Russische Corps aus 8000 Mann bestand. — Dem Großvezier war es unbekannt, daß das Russische Corps zu der Armee des Prinzen gestoßen, und er glaubte das kleine Corps des Prinzen mit seinen 100000 Mann leicht einzuschließen; er hatte sich mit seinen Truppen deshalb etwas auseinander gezogen: der Prinz wußte aber die Stellung des Feindes, und beschloß mit dem Russischen General **Suworow**, einen kühnen Angriff zu wagen, der auch die glüklichsten Folgen hatte.

hatte. — Ein Angriff war dem Feinde unerwartet; es überfiel ihm dabey ein so gewaltiger Schrecken, daß er über Hals und Kopf die Flucht nahm, und zwar so schnell, daß nur 31 Gefangene konnten eingebracht werden, aber über 5000 niedergehauen wurden. An Siegeszeichen wurden erobert: bey 100 Fahnen, 6 Mörser, 7 schwere Belagerungsstükke, 64 Feldstükke und eine große Anzahl Pulverkarren mit Munition. —

Nach diesem erfochtenen glorreichen Siege zog das vereinigte Herr vor dem feindlichen Lager in Schlachtordnung auf, und übernachtete daselbst. Den 23sten September wurden mit Tages Anbruch starke Patrouillen über den **Rimnik** vorausgeschikt. Diese entdekten eine Stunde aufwärts am Flusse, an der Straße nach **Brailow**, das ebenfalls verlassene Hauptquartier des Großveziers. Die in demselben größtentheils noch aufgeschlagenen Zelter, die stehengebliebenen Betten, die verlassenen Geräthschaften, die deutlichen Spuren der von dem Feinde selbst

ver-

verbrannten Bäkkerey und Mehl-Magazine, waren die unverkennbarsten Beweise, mit welchem Schrekken der vornehmste Heerführer der Türken nach der Schlacht entflohen war.

Am 24sten September, des Morgens, marschirten beyde Corps zurük, und der Prinz nahm seine vorige Stellung wieder, bey **Gerleczely** und **Golieft.** —

Die Freude, welche alle Kayserliche Unterthanen über diesen wichtigen Sieg empfanden und äußerten, läßt sich nicht beschreiben. Die Nachricht desselben setzte den erhabenen Fürsten **von Kaunitz** in so heitere Laune, daß der ehrwürdige Greis, der sonst beständig nur Wasser trank, sich bey der Tafel ein Glas Champagner reichen ließ, und es mit den Worten an den Mund setzte: Der würdige Mann, Prinz von Sachsen-Coburg, soll leben! und als die Gesellschaft die nemliche Gesundheit wiederhohlte, ließ sich der Fürst das zweyte Glas reichen, und

stimmte

stimmte mit ein. Ganz Wien überließ sich den Taumel der Freude; alle Straßen waren mit Menschen angefüllt, die sich die Thaten ihres Favorit-Helden erzählten. Am 1sten Oktober hielt der von dem Prinzen mit der Nachricht des Sieges abgesandte Courier seinen Einzug in Wien, unter Vorreitung einiger Post-Officiers und 24 blasender Postillions, und alles Volk schrie unaufhörlich: Vivat Prinz Coburg. Am 4ten Oktober ward deshalb ein öffentliches Dankfest in Wien gefeyert; auf den Basteyen wurden 36 Kanonen während des Gottesdienstes dreymal gelöset, und die Grenadier der Garnison gaben eine dreymalige Salve.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Funfzehntes Stük.

1791.

(Fortsetzung des vorigen Stüks.)

Bote. Der Kaiser geruhete hierauf, den Prinzen, als bisherigen General der Cavallerie, zum Beweise seiner vollkommensten Zufriedenheit über dessen bey allen Gelegenheiten, besonders aber seit dem Ausbruch dieses Krieges, und vorzüglich durch den am 22sten September erfochtenen herrlichen Sieg bewiesenen Muth und geleisteten wichtigen Dienst, zum **Feldmarschall** zu ernennen. Auch die Russische Monarchinn ließ dem Prinzen einen mit Diamanten reich besetzten goldenen Degen, und folgendes gnädige Handschreiben überreichen:

„Mein Herr Feldmarschall, Prinz von Sachsen-Coburg!

„Ich habe mit Vergnügen die ausgezeichnete „Art vernommen, mit der Se. Majestät der „Kaiser den neuen wichtigen Dienst belohnte, „den Sie der gemeinschaftlichen Sache durch jenen Sieg leisteten, welchen Sie, vereinigt mit „meinem Generale, Grafen von Suwarow Rimniky, über das durch den Großvezier selbst angeführte Ottomannische Heer erfochten haben. „Um Ihnen Beweise meiner Theilnahme zu geben, schikke ich Ihnen beyliegenden Degen, den „ich als ein Zeichen meiner Achtung und meines Wohlwollens anzunehmen bitte. Möchte „er in Ihren Händen ferner als ein Werkzeug „dienen, auf der Bahn, die Sie bisher mit so „vielem Ruhm durchlaufen sind, neue Lorbeeren „zu pflükken. Ich bitte Gott, daß er Sie, Herr „Feldmarschall, Prinz von Coburg, in seinen „heiligen Schutz nehme.„

Ihre

wohlaffektionirte

Catharina.

Auch

Auch der regierende Herzog von Sachsen-Coburg war wegen des neuen Glanzes, den die unsterblichen Thaten des Prinzen über das ganze Fürstliche Haus verbreitet haben, von Vergnügen und Dank so durchdrungen, daß Se. Durchlaucht die Apanage des Feldmarschalls, Ihres Herrn Bruders, mit einer jährlichen Zulage von 3000 Gulden vermehrten. — Auch sagt man, daß der Kaiser dem Prinzen ein ganz neu meublirtes Haus in der Kaiserl. Residenz geschenkt hat, das der Coburgische Pallast genannt wird. —

Wer wird auch nicht von der aufrichtigsten Freude belebt werden, wenn er von den glorreichen Siegen dieses Prinzen hört? wer wird nicht mit Ehrfurcht die göttliche Fügung bewundern, die den Helden bey diesem gefahrvollen Unternehmen so mächtig unterstützte, und das verfluchte Projekt der Feinde vereitelte? Denn nach zuverläßigen Berichten hatte der Großvezier vom türkischen Sultan den gemessensten Befehl: die Ungläubigen bey Fokſan zu überfallen, zu schlagen, den Prinzen von Coburg lebendig nach Constantinopel zu schikken, aus allen übrigen Köpfen Pyramiden zu errichten, diese in Brand zu stekken, alsdenn nach Burlad zu

gehen, und den Russen (den General Suwarow nicht ausgenommen) ein Gleiches zu thun, Choczim wieder zu erobern, und zuletzt ganz Gallizien zu verheeren. —

Schulm. Das Vorhaben war teuflisch genug! Dem Himmel sey gedankt, daß es nicht ausgeführt werden konnte. Aber ich bin ganz starr vor Erstaunen, und kann nicht begreifen, wie ein so kleines Heer im Verhältniß gegen 100000 Türken, wider diese fechten und siegen konnte.

Bote. Ja Freund, da liegt's eben. Die weise Anführung des Prinzen, sein Muth, seine Gegenwart des Geistes, sein eigenes Beyspiel von Tapferkeit, machte das hier unmöglich scheinende dennoch möglich. —

Wirth. O, halt er mit seiner Erzählung ein wenig ein; ich will nur hingehen und eine Flasche Wein aus dem Fäßchen holen, das ich schon so lange im Keller liegen habe. Ich mochte es seither nie anzapfen, aber besser kann und wird mir nie ein Trunk schmekken, als jetzt, da wir ein Gläschen auf das hohe Wohlseyn unsers lieben Prinzen trinken wollen. Ich bin gleich wieder hier. (er läuft eilig fort, und kömmt

mit

mit dem ganzen Fäßchen zurük) Ey was nützt auch erst das Abzapfen, wir wollen einige Gläser so heraus ziehen, und hernach ruf' ich alle Nachbarn und Gevattern zusammen, laße die Musikanten holen, und dann wollen wir zu Ehren unsers lieben Prinzen von Coburg so tüchtig jubeln, trinken und froh seyn, als vielleicht seit langer Zeit unser Dörfchen nicht gewesen ist.

Schulm. Wahrhaftig, ein recht hübscher Einfall, der sich hören läßt! Ich will aber nicht ganz umsonst mitschmausen, sondern auch etwas zur allgemeinen Freude beytragen: ich mache nemlich in der Geschwindigkeit ein Liedchen, das soll gesungen werden. — Nun Werner, wir haben dich unterbrochen, sey so gut und erzähle weiter.

Bote. Wo blieb' ich denn gleich stehen? — — Ja, ich weiß nun schon. — Auch die Ungarische Nation suchte dem Prinzen Beweise ihrer Ehrfurcht und Zuneigung zu geben, und trug ihm den Magnaten-Stand an. —

Der Prinz fing nun an, vorläufige Anstalten zur Vorrükkung in die Wallachey zu machen,

als der Bischoff von Rimnik mit einem Auftrage vom Fürsten der Wallachey, Mavrojeny, an dem Prinzen und dem Fürsten Potemkin eintraf, der einen Waffenstillstand verlangte. Der Antrag blieb unbeantwortet; doch ward diese Gelegenheit genutzt, um über verschiedene Umstände, und besonders wegen des Zustandes der Lebensmittel in der Wallachey zuverlässige Erkundigung einzuziehen.

Am 3ten November ließ der Prinz seine Vortruppen aufbrechen, weil es verabredet war, daß auch die Truppen des Feldzeugmeisters, Fürsten von Hohenlohe, an diesem Tage aus Siebenbürgen in die Wallachey einrükken sollten. —

Den 4ten November setzte sich der Prinz mit dem größten Theil des Corps in Marsch, nachdem er die Verfügung getroffen hatte, daß der Feldmarschall-Lieutenant, Baron von Sylveny, mit dem Rest der Truppen, zur Dekkung des Rükkens und der Communications-Linie bey Foksan zurük bleiben mußte. — Die Vortruppen wurden erst am 9ten November bey Synestie einige zur Eintreibung der Feldfrüchte ausgesandte feindliche Patrouillen gewahr, die theils nieder-

niedergehauen, theils gefangen genommen wurden. Als die Vortruppen bis auf eine Meile von Bucharest gekommen waren, erhielt der Anführer derselben die Nachricht, daß die 4 Paschen, welche Bucharest besetzt hatten, nebst ihrem ganzen Trupp von einer solchen Furcht befallen worden, als sie die Nachricht von des Prinzen Ankunft erhalten, daß sie in der größten Unordnung aus der Stadt gegen Giorgievo geflohen wären. Damit nun der Feind nicht Zeit gewann sich zu erholen, umzukehren und die Stadt zu verheeren, eilten die Oberstlieutenants Fischer und Kienmayer, mit dem Arnauten-Major, Deli Bascha, und mit 500 Arnauten, der Barcoischen Husaren-Division und einer 6pfündigen Kanone nach der Stadt; indeß der Ueberrest der Avantgarde ihnen folgte. Unterwegs stießen sie auf einige feindliche Patrouillen, hieben mehr als 60 Mann nieder, machten einige 30 (unter welchen sich 2 Agas befanden) zu Gefangenen, und beförderten die Flucht der Feinde dergestalt, daß sie noch eine Kanone in der Stadt zurük ließen. —

Den 10ten Novemb. traf auch der Prinz mit dem Haupt-Corps bey Bucharest ein; dem er das Zeugniß gab, daß sie brave Krieger wären,

pünktlich in der Besorgung ihres Dienstes, unverdrossen selbst auf den längsten Märschen, wovon sie jetzt wieder ein nachahmungswürdiges Beyspiel gegeben hatten, da sie auf ungebahntem morastigen Wege 27 Meilen in 7 Tagen zurükgelegt. Unter Läutung aller Glokken wurde der Prinz in Bucharest von der gesammten Geistlichkeit im Priesterlichen Ornate, und von allen Bojaren im prächtigsten Anzuge, welche ihm eine Stunde vor der Stadt entgegen gezogen, im Triumph eingeführt. Er bezog die Fürstliche Residenz, woraus der Fürst Mavrojeny sich einige Tage zuvor durch die Flucht entfernt hatte. Noch am selbigen Tage bat die Geistlichkeit und der Adel der Wallachey den Prinzen um die Erlaubniß, den folgenden Tag dem Kaiser huldigen zu dürfen. —

Auch auf die bessere Verpflegung der Kranken bey der Armee richtete der menschenfreundliche Prinz sein Augenmerk, und beförderte durch eine mit dem Feldmarschall von Laudon dem Kaiser gemachte Vorstellung die rühmliche Einrichtung: daß wieder Staabs : Medici, wie ehemals, ins Feld geschikt wurden, damit die Kranken nicht der Behandlung der Wundärzte allein anvertrauet wären. — Den theuren geliebs

liebten Prinzen hätte uns eine gefährliche Krankheit in Bucharest beynahe geraubt; Alles war darüber untröstlich, und als einige Stunden vor dem Tode des Hochseligen Kaisers die angenehme Nachricht in Wien eintraf, daß der Prinz, Gottlob! völlig wieder genesen, rief der verewigte Monarch freudig aus: „Gottlob! jetzt sterbe ich ruhiger, da ich vor meinem Tode doch noch was Gutes höre.“

Im März 1790 wurde dem Prinzen das Ober-Commando der sämmtlichen Kaiserlichen Truppen übertragen, welche den Türken gegenüber standen. Im nemlichen Monat marschirte der Prinz gegen Widdin, zog sich aber bald darauf gegen Giurgievo, um diese Vestung zu belagern; bey einem wüthenden Ausfall der Belagerten litte das Corps des Prinzen einigen Verlust, allein der Prinz selbst war seiner Unpäßlichkeit wegen nicht dabey gegenwärtig; dessen ungeachtet sprach er in seinem Berichte von dieser Affaire, als ob sie ihm selbst begegnet sey. Ganz Wien bewunderte die Großmuth dieses Helden. —

Am 26sten Junii erhielt der Feldzeugmeister, Graf Clairfait, von dem Prinzen die Ordre, den

Fürsten Mavrojeny, der bey Widdin mit einem beträchtlichen Corps über die Donau gegangen, und sich bey Kalefat, Widdin gegen über, verschanzt hatte, mit 9 Bataillons Infanterie und 7 Divisionen Cavallerie anzugreifen; welcher Angriff auch mit so glüklichem Erfolg ausgeführet ward, daß der Feind dabey 2000 Todte und Verwundete gehabt, der Fürst Mavrojeny mit genauer Noth der Gefangenschaft entwischte, und seine ganze Equipage den Siegern zur Beute hinterließ.

Den 11ten Julii zog sich der Prinz näher gegen Bucharest zurük, und verlegte sein Hauptquartier nach Sintestie. —

Im August wurde dem Prinzen das General-Commando in Ungarn übertragen, das jährlich 20000 Gulden eintragen soll. — Im Anfange des Oktober-Monats unterzeichnete der Prinz einen mit dem Großvezier geschlossenen neunmonatlichen Waffenstillstand. —

Hierauf übergab der Prinz vor seiner Abreise aus der Wallachey das Commando der Truppen dem Feldmarschall-Lieutenant, Grafen von Enzenberg, und begab sich dann nach Preßburg,

um, als General-Commandant von Ungarn, die Vorkehrungen bey dem überaus zahlreichen Militaire, (größtentheils deutschen Truppen) zu den Feyerlichkeiten bey der Krönung zu veranstalten; nach deren Vollziehung er zu seiner hohen Familie abreiste, und auch nun uns so glüklich macht, den Helden Oesterreichs, dessen Ruhm so allgemein ist, hier in unserm Meklenburg zu sehen und bewundern zu können.

Am 29sten May traf er in Ludewigslust, dem Residenz-Schloße unsers gnädigsten Landesherrn, ein, woselbst außer unserer gnädigsten Herrschaft noch die Durchlauchtige verwittwete Herzoginn von Meklenburg, **Louise Friderike** aus Rostok, die Durchlauchtige Herzoginn **Charlotte Sophie**, Frau Mutter unsers vielgeliebten Landesherrn, nebst die Durchlauchtige Herzoginn **Ulrike** aus Schwerin, zu dem Empfange des Prinzen, als theuren Verwandten des hohen Meklenburgischen Hauses, eingetroffen waren. — Freude belebte den hohen Zirkel, und jeder Einwohner fühlte sich glüklich, Zeuge derselben zu seyn. Feuerwerk, Illumination, große Cour bey Hofe ꝛc. verherrlichten die glüklichen Tage, die des Prinzen Gegenwart in Ludewigslust erzeugte, und der Besuch Sr. Königl. Majestät

jestät von Schweden, den Höchstdieselben auf einer Reise nach Aachen in Ludewigslust zu eben dieser Zeit ablegten, machte die Zusammenkunft aller eben genannten hohen Personen zu einer der glänzendsten, die Meklenburg zu sehen je das Glük hatte.

Am 14ten Junii beglükte der Prinz durch seine Ankunft in Schwerin alle Einwohner desselben, die schon lange sehnlichst auf den Augenblik gehofft hatten, Coburgs großen Helden zu sehen. In den Donner der auf dem Schloßwall gelösten Kanonen stimmte das frohe Jubelgeschrey des Volks ein, als der große Prinz in Schwerin einfuhr; und nicht aus bloßer Neugierde, sondern aus tiefem Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht, strömten eine Menge Menschen dem Wagen des Prinzen nach, der im Palais seiner Durchlauchtigsten Frau Schwester abtrat, und den Tag darauf die Gnade hatte, das Schauspiel zu besuchen; bey seinem Eintritt in dasselbe äußerten die Schweriner Einwohner ihre Freude durch ein allgemeines Händeklatschen und Vivatrufen. Auch den Schweriner Alt- und Neustädter Schützen-Gilden erzeigten der Prinz sowohl als auch der Durchl. Herzog die besondere hohe Gnade, ihr

Königs-

Königs-Scheibenschiessen mit Ihrer hohen Gegenwart zu beehren, und Selbst einige Schüsse zu thun. Bey der allgemeinen Freude, die des Durchl. Prinzen Anwesenheit unter den Schweriner Einwohnern verbreitete, wagte es Niemand, an den Tag Seiner Abreise zu denken, und der ungetheilte herzlichste Wunsch eines Jeden war zuverläßig der: Noch recht lange das Glük zu genießen, den großen liebenswürdigen Helden bewundern zu können. — Fromme Wünsche werden aber selten erfüllt; das war auch hier der Fall. Der Durchl. Prinz reiste am 7ten Julii nach Oesterreich zurük, begleitet von dem Segen aller Schweriner Einwohner.

Schulm. Das glaube ich gerne; und ich wüßte nicht was ich darum gäbe, wenn ich auch in Schwerin hätte seyn können.

Bote. Sicher würdest du noch mehr für Ihn eingenommen werden, wenn du das äußerst gnädige herablassende Betragen des Prinzen gegen Jedermann gesehen hättest. Man wußte nicht, ob man mehr den Helden oder den Menschenfreund in Ihm bewundern müsse.

Wirth. Nun, lieber Werner, tausend Dank für seine Erzählung; haben wir auch gleich jetzt nicht

nicht das Glük, den lieben Prinzen selbst zu sehen, so müssen wir hoffen, daß es in der Zukunft uns noch zu theil werden kann. Gott erhalte Ihn uns nur noch recht lange! Wir kennen Ihn doch nun so ziemlich aus seiner Erzählung, und werden uns gewiß oft von Seinen Heldenthaten einander unterhalten.

Bote. Meine Erzählung ist noch sehr unvollkommen, und hat nur einige Züge der Größe des lieben Prinzen angeführt; wie viel bleibt nicht für Seinen künftigen Geschichtschreiber übrig!! — Nun, Herr Wirth! halt' er sein Versprechen, und mach' er Anstalt zu einem frohen Abend, und du, Bruder Waidlich, mache, daß wir das versprochene Liedchen noch diesen Abend singen können.

Wirth. Ey, sorge er nicht, Herr Werner; festlich soll es bey mir heute hergehen. Der Abend ist so schön, wir wollen ihn auch hier in Gottes freyer Luft hinbringen. (zu der Wirthin) Du trägst auf, was das Haus vermag, das Beste ist nicht zu gut, hörst du, Weibchen? Peter läuft geschwinde hin, und hohlt unsere Nachbarn und Gevatters-Leute zusammen, und ich selbst bestelle die Musikanten. Erst essen wir

hier

hier im Grünen!, und trinken dann einmal auf das beständige Wohlergehn des lieben Prinzen und Seiner hohen Anverwandten; und wer mir dabey sein Glas nicht bis auf den letzten Tropfen austrinkt, oder mir den Abend nur eine traurige Miene macht, der hats mit mir zu thun; hierauf singen wir das Lied, was der Herr Schulmeister machen will, und tanzen, schäkern und springen so lange herum, bis wir vor Müdigkeit weder Hand noch Fuß mehr regen können. Ja, sieht er, Herr Werner, so muß es seyn; bey meiner Treu! ich thu's nicht anders: ich bin selten so lustig, aber wenn ich es auch einer **solchen** Ursache wegen bin, denn will ich den sehen, der es mir an Munterkeit zuvor thun soll. —— Nun will ich gehen, und meine Sache ausrichten, ihr besorgt indeß das übrige. Nur alles hübsch ordentlich, hört ihr? — (er läuft vergnügt fort)

Schulm. Das geht ja bey unserm Wirth alles wie am Drätchen gezogen; jetzt höre einmal meine Verse, Bruder Werner; du mußt aber nur dabey bedenken, daß ich kein Gelehrter und noch weniger ein Dichter bin: —

„Der Held, der einst die Türken schlug,
„Der Sieg vor seinen Fahnen trug,
„War, Brüder, nah' bey uns;
„Der Wall und Mauren kühn bezwang,
„Und sich des Ruhmes Kranz errang,
„War, Brüder, nah' bey uns.

„Er scheute Tod nicht, nicht Gefahr,
„Gieng muthig her vor seiner Schaar,
„Ins wilde Schlachtgeschrey;
„Gott war mit Ihm, drum stand er kühn,
„Und sah vor sich die Feinde flieh'n,
„Im wilden Schlachtgeschrey.

„Dem Helden Ehre! — Er war hier,
„Bewundert, Brüder, Ihn mit mir,
„Und lobet alle Gott;
„Der Herr erhielt Ihn uns im Krieg,
„Der Herr macht' mächtig ihn im Sieg,
„Drum danket alle Gott! —

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Sechszehntes Stük.

1791.

(In der Wirthsstube befinden sich: der Wirth, der Schulmeister, viele Bauern, und ein Taschenspieler.)

Der Taschensp. (hat eben seine Kunststükke geendigt) Schauens, meine Herren, das geht alles so kunstvoll und geschwinde zu, daß man halter glaubt, es sey Hexerey. Na, Adieu! Muß seh'n, wo halter wieder ein Hokus Pokus zu machen ist, und wo's wieder ein Gröschel zu verdienen giebt. (geht fort, indem tritt der Bote herein)

Schulm. Hättest einige Minuten früher kommen sollen, Brüderchen; hättest gar kuriose Kunststükke mit ansehen können.

Bote. War das etwa der Künstemacher, der eben zur Thüre hinausging?

Wirth. Ja; aber hör er, Herr Werner, solche Sachen hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen, als der machte. Da muß, Gott verzeih' mirs, der Böse mit im Spiel seyn; denn denk' er nur: er zerstampfte einen Sperling in einem hölzernen Mörser, daß wir den todten zerquetschten Vogel sahen, und ich schon recht böse darüber ward, daß ein unschuldiges Thier eines Spaßes wegen so gemartert worden, allein der Kunstmacher versicherte uns, daß dieser Vogel wieder lebendig werden und fortfliegen würde. Ey, dacht' ich, das zu bewerkstelligen wird er wohl müssen bleiben lassen; allein bald darauf pfiff er, und siehe da, der Vogel flog frisch und gesund in der Stube herum und zum Fenster hinaus.

Bote. Das hat er würklich gesehen, auch daß es der nemliche Vogel war?

Wirth. Ich, der Herr Schulmeister, und wir alle, die wir zugegen sind. Sprecht, ist's nicht wahr?

Alle. Ja, mit unsern Augen haben wir's gesehen!

Schulm.

Schulm. Und was noch ärger ist, sogar ein Pistol haben wir mit einer Kugel laden sehn, haben selbst die Ladung niedergestoßen, und Hans Martens hat es auf ihn losgebrannt, er aber hat die Kugel mit seinem Hirschfänger abparirt. Anfänglich wollte sich niemand unterstehen es abzufeuern, weil wir alle glaubten, der Kerl würde todt geschossen werden, aber er redete uns so lange zu, bis Martens es endlich that: die Kugel fiel auf die Erde, wir hoben sie auf, und sahen in derselben deutlich den Hieb, den er beym Abpariren mit dem Hirschfänger gemacht hatte.

Bote. Das habt ihr Alle gesehen?

Alle. Ja, Ja!

Bote. Und glaubt also auch wohl sicher, daß der zerquetschte Sperling wieder lebendig gemacht worden, und davon geflogen; wie auch, daß die Kugel würklich aus dem Pistol auf den Kerl geschossen worden, und er sie mit den Hirschfänger zurük geschlagen?

Wirth. Allerdings! zweifelt er daran?

Bote. Ich habe Ursache.

Ein Bauer. Die möcht' ich hören. Ich glaube, er will uns zuletzt noch abdisputiren,

was wir mit unsern eigenen Augen gesehen haben.

Ein Anderer. Wir sind ja nicht betrunken, und haben Gottlob! gesunde Augen.

Wirth. Ja, daß dem also gewesen, wie wir erzählt haben, will ich vor Gericht beschwören, wenn es darauf ankömmt.

Alle. Wir auch, wir auch!

Bote. Nu, nu, nur nicht so hastig! Ihr würdet falsch schwören. Ich will's euch aber auch beweisen, und ihr werdet finden, daß man nicht allemal seinen Augen trauen darf.

Wirth. Das wird ihm schwer werden.

Bote. Nicht im geringsten. Man glaubt oft etwas zu sehen, was man doch eigentlich nicht sieht; Geschwindigkeit oder feiner Betrug täuscht uns oft. Zuerst will ich euch erklären, wie die beyden Kunststükke des ausländischen Kerls gemacht werden, und euch dann eine wahrhafte Geschichte erzählen, die meinen Satz, **„daß man nicht immer seinen Augen unbezweifelt trauen darf,"** rechtfertigen wird.

Der Kerl zerstieß in einem Mörser einen armen Sperling; ihr sahet dies gequetschte Geschöpf,

schöpf, und fandet es todt, nicht wahr? Während ihr das Thier betrachtetet, beobachtete Niemand von euch die Handgriffe des Taschenspielers, sondern sah nur auf das getödtete Thier; er forderte es zurük, und that es dem Scheine nach wieder in den Mörser, den er vorher mit einem Tuche bedekt hatte: nach einer Weile hob er das Tuch weg, pfiff, und ihr sahet einen Vogel herausfliegen, der aber nicht der gequetschte, sonder ein ähnlicher lebender war, den er in der Tasche versteckt gehalten, und in dem Augenblikke, da er das Tuch über den Mörser dekte, in selbigen hinein praktizirte, jenen getödteten aber mit der Hand so lange bedekte, bis er ihn mit dem Tuche wieder unbemerkt in die Tasche brachte.

Das zweyte Stük ist eben so natürlich zugegangen. Ihr sah't, daß ein Schuß Pulver in das Pistol geladen ward; sah't, daß er auch eine Kugel hineinstekte, und euch dann die Ladung niederstoßen ließ. Das Pulver kam würklich hinein, auch eine Kugel, aber nicht von Bley, sondern eine von dünnem geblasenen Glase, die in- und auswendig mit einer Bleyfarbe bemahlt war, daß sie einer natürlichen Bleykugel völlig ähnlich sah. Durch das Stoßen mit dem Ladestok ward sie zu Staub zermalmet, und

folglich der Schuß ganz unschädlich; ihr feuertet das Pistol auf den Taschenspieler ab, der dabey verschiedene Grimassen machte, mit dem Hirschfänger herum hieb, und eine schon vorher bereitete Bleykugel, worin ein Hieb gemacht war, von euch unbemerkt, in der Geschwindigkeit zur Erde warf, die ihr nachher für die in das Pistol geladene, und auf den Hokuspokusmacher abgefeuerte hieltet. — Seht ihr nun wohl ein, daß eure Augen doch nicht ganz recht gesehen haben, und daß ihr falsch geschworen hättet, wenn ihr dem Zeugniß eurer Augen getrauet, und nicht wäret eines bessern belehrt worden?

Wirth. Er macht mich ganz stutzig! Sag' er aufrichtig, verhält sich die Sache so, wie er sie erzählt?

Bote. Ihr könnt mir sicher glauben; ich bin zu oft Zeuge bey solchen und andern noch weit unnatürlicher scheinenden Sachen gewesen, und dachte anfänglich auch so wie ihr: was meine Augen sehen, muß ich doch wohl glauben können. Als ich aber hernach besser von der Sache unterrichtet ward, und sah, wie alle sogenannte Hexereyen zugingen, habe ich auch den Vorsatz gefaßt: nicht alles, was ich sehe, für

unbe

unbezweifelt wahr zu halten, wenn ich nicht durch die genaueste Untersuchung von der Richtigkeit und Untrüglichkeit des Gesehenen mich vorher sattsam überzeugt habe.

Schulm. Was das für Spitzbübereyen sind? Sollte man sich solche als möglich denken können! Da hätte ich doch alles darauf verwettet, daß sich die Sache so verhalten müsse, als der Gaukler sie beschrieb, und unsere Augen sie sahen. — Indessen danke ich dir, Brüderchen, für die Belehrung, sie wird uns bey andern Gelegenheiten nützlich werden. (zu den Bauern) Nicht wahr, ihr Leute?

Bauern. Gewiß, Herr Schulmeister! Wir sind recht dumm gewesen, uns so bey der Nase von dem Kerl herum führen zu lassen; dergleichen passirt wahrhaftig auch nicht wieder.

Bote. Schwört darauf nicht; denn klügere Leute als ihr seyd, sind durch wahrscheinliche, fein ausgesonnene Betrügereyen getäuscht und hintergangen worden, und haben zu spät den Betrug entdekt. Hört nur die Erzählung der versprochenen Geschichte an, die sich erst vor einigen Jahren in unserer Nachbarschaft zugetragen hat, und ihr werdet mir beypflichten.

Zu einem sehr reichen Gutsbesitzer in M**** kam ein Kaufmann aus K***, um ein Capital in seiner Handlung anzuleihen. Der Gutsherr kannte den Kaufmann nur dem Nahmen nach als einen Mann, der große Geschäfte betrieb, und dessen Handlung gut stand. Um seiner Bitte mehr Gewicht zu geben, hatte der Kaufmann einen angesehenen Mann aus K***, der Justizrath war, und der den Gutsherrn kannte, mit sich genommen, durch dessen Vorsprache die Sache auch bald zu Stande kam, und ihm ein Capital von 20000 Rthl. angeliehen ward. Der Kaufmann reis'te, nachdem er das Geld empfangen, mit den Justizrath nach K*** zurük, und die Affaire ward als abgemacht angesehen und nichts weiter davon erwähnt. Das erste Jahr erhielt der Gutsherr die richtigen Zinsen, begleitet von einem Briefe, dessen Unterschrift sehr unleserlich war, woraus dieser aber nichts Arges schloß, sondern die Quitung über den Empfang an den Boten, der das Geld gebracht hatte, zurük gab. Im zweyten Jahre blieb der Abtrag der Zinsen aus, und der Creditor wartete von einer Zeit zur andern darauf, bis beynahe der Termin des dritten Jahres darüber heranrükte, und er endlich ungeduldig ward, deshalb auf eine höfliche Art um die Bezahlung der längst verfallenen Zinsen anmahnte.

mahnte. Allein der Kaufmann in K*** schrieb zurük, es sey ihm befremdend, daß er um Bezahlung von Zinsen gemahnet werde, wofür er nie ein Capital empfangen. Man würde zuverlässig die Adresse falsch gemacht haben, indem an ihn der Brief unmöglich seyn könne, weil er nie von einem so reichen Gutsbesitzer in M**** etwas gehört, nie bey ihm gewesen, nie ihn um eine Anleihe angesprochen, noch weniger solche empfangen habe; er wäre im Gegentheil selbst ein bekanntlich wohlhabender Mann, der Gelder ausliehe, und in diesem Betracht nicht nöthig hätte, fremde Gelder zu borgen. —

Den Creditor verdroß diese so ganz unerwartete Antwort nicht wenig; er machte noch einige gütliche Versuche, als aber dessen ungeachtet sein Schuldner noch immer beym Läugnen blieb, sah' er sich genöthiget, gerichtliche Hülfe zu suchen. Der Kaufmann ward vorgefordert, ihm die Obligation vorgezeigt, und er hierauf befragt: ob er die Unterschrift für seine Hand, und das Siegel für das seinige erkenne? Er gestand ein: daß die Schrift Aehnlichkeit mit seiner Hand, und das Siegel Aehnlichkeit mit dem seinigen hätte, daß er aber weder die Obligation unterschrie-

schrieben, noch das Siegel untergedrükt habe. Die Sache kam nun zur weitern Untersuchung, und der Kläger besann sich auf die Gegenwart des Justizraths bey der Auszahlung des angeliehenen Capitals, und berief sich auf diesen als Zeugen; der auch alle angeführte Umstände durch sein Zeugniß bestätigte. Schon war er im Begriff, seine Aussage durch einen Eid zu bestärken, als der Beklagte laut einwandte: ein Dieb und Spitzbube, als der Justizrath sey; könne nicht zum Eide gelassen werden, und dessen Zeugniß sey nicht gültig. — Todtenblaß ward der Angeschuldigte vor Aerger, und die Richter erschrokken über den Frevel des Kaufmanns, der einen angesehenen Mann, auf dessen Charakter Niemand bisher auch nur das geringste nachtheilige bringen können, öffentlich vor Gericht auf eine so große Art beschimpfte, verlangten von ihm den Beweis dieser Beschuldigung. Er frug hierauf den Justizrath, ob er es läugnen könne, daß er vor ungefähr einem Jahre in seinem, des Kaufmanns, Comptoir, eine Rolle mit Dukaten heimlich vom Schreibtische genommen, und als der Diebstahl gleich entdekt worden, er anfänglich ihn begangen zu haben geläugnet, durch seine Verlegenheit sich aber verrathen, da sich dann bey einer genaue-

ren

ren Nachsuchung die nemliche Rolle Dukaten in seiner Tasche gefunden, und von ihm, dem Kläger, selbst wieder herausgenommen worden. Er berief sich auf zwo angesehene Bürger der Stadt, die Augenzeugen dieses Vorfalls gewesen. Der Angeschuldigte drang auf die strengste Untersuchung, weshalb die Bürger augenblicklich herbey gerufen wurden, und folgendes gerichtlich aussagten und beschworen:

Vor ungefähr einem Jahre wären sie, die Zeugen, zu dem Herrn N. Kaufmann in K*** gerufen worden, um einige Geschäfte mit ihm abzumachen. Während ihrer Anwesenheit hätte der Bediente des Herrn N. den Herrn Justizrath angemeldet; anfänglich hätte Herr N. ihn nicht vorlassen wollen, und zu dem Bedienten gesagt: er hätte jetzt Geschäfte, er ließe den Herrn Justizrath bitten, ein andermal wieder vorzusprechen; allein auf ihre Bitte und Versicherung, daß sie noch Zeit hätten, und gerne warten wollten, hätte er sich dazu verstanden, ihn vorkommen zu lassen. Der Bediente hätte ihn in das Zimmer geführt, worinnen sie sich befunden, und das das nächste an des Herrn N. Comptoir gewesen, Herr N. hätte sich mit ihm bekomplimentirt, und ihn gebeten, nur voran

ins

Comptoir zu treten, er würde gleich nachkommen. Der Herr Justizrath habe dieses auch gethan; Herr N. hätte noch eine Weile mit ihnen gesprochen, und dann gebeten, nur einige Minuten zu verziehn, er würde im Comptoir gleich fertig seyn. Er wäre hierauf ins Comptoir gegangen, hätte aber die Thür nicht ganz zugemacht, und sie hätten gehört, daß er eine halbe Viertelstunde mit dem Herrn Justizrath gesprochen; dann sey er wieder in ihr Zimmer gekommen, hätte sich Licht bringen lassen, einen Brief zugesiegelt, und wäre darauf wieder ins Comptoir zurük gegangen. Nach kurzer Zeit wäre er ganz unruhig wieder herausgekommen, hätte allenthalben unruhig herumgesucht und mit sich selbst geredet. Sie hätten ihn nicht fragen mögen, was ihm fehle, aber nachdem er wieder ins Comptoir gegangen, hätten sie gleich hernach ihn laut sagen hören: „die Rolle Dukaten hat ja noch vor einigen Minuten auf dem Schreibtisch gelegen, und kein Mensch als Sie, Herr Justizrath, und ich, ist hier im Zimmer gewesen! Sie haben wohl nur einen Spaß machen wollen, geben Sie die Rolle also wieder her.“ Der Justizrath hätte sehr beleidigt geschienen, und zum öftern heftig gefragt: Sind Sie toll geworden? wie können

Sie

Sie vermuthen, daß ich Ihnen Geld entwenden werde? Ihr Argwohn beleidigt mich äußerst! — Sie, die Zeugen, hätten aber auch gehört und gesehn, daß Herr N. dem Herrn Justizrath hastig zugeredet, ihm zuletzt nach der Rocktasche gegriffen, und eine Geldrolle herausgezogen, worauf dieser sehr ängstlich geboten, ihn nicht unglüklich zu machen, und die Sache zu verschweigen. Herr N. hätte ihn darauf aus der zweyten Thür des Comptoirs, die nach der Diele führte, gestoßen; indem er gesagt: Pfui! Herr Justizrath, einen solchen schlechten Streich hätte ich mir von Ihnen nicht vermuthet! Gehen Sie, aber kommen Sie nie wieder über meine Schwelle. Hierauf wäre Herr N. ganz verdrüßlich wieder zu ihnen ins Zimmer gekommen, hätte sein Geschäft mit ihnen beendigt, und sie zuletzt noch gebeten, den mit angesehenen und angehörten fatalen Vorfall geheim zu halten, weil er doch nicht gerne des Mannes Ehre zernichten, und ihn vor der Welt zu Schanden machen wolle. Dieses hätten sie ihm auch versprochen, würden auch nie von der Sache Gebrauch gemacht haben, wenn nicht einige Zeit hernach sie durch ein Ungefähr sich im Weinhause verrathen, und auf das Zureden einiger dabey gegenwärtig gewese-

wesenen Bürger die ganze Geschichte erzählt, aber diesen das strengste Stillschweigen geboten. Sie mußten die Bürger nennen, denen sie die Sache mitgetheilt hatten; diese wurden ebenfalls abgehört, und bezeugten eidlich, „daß sie schon vor ungefähr einem Jahre den ganzen Vorfall umständlich von den beyden ersten Zeugen gehört hätten.“ —

Nun ward natürlicherweise der Justizrath durch das Zeugniß so vieler unbescholtener Männer, der angeklagten Spitzbüberey überführt geachtet, und konnte deshalb in der ersten Sache unmöglich als Zeuge zugelassen werden, wodurch sich die Entscheidung auch sehr in die Länge zog, und die Sache selbst immer verwikkelter ward.

Der Justizrath fühlte sich aufs empfindlichste gekränkt; seine Ehre, sein guter Nahme, alles war dahin, und die häßliche Geschichte drang wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus; manche machten noch Zusätze, wie das denn fast immer so zu gehen pflegt, darüber grämte er sich, ward krank und starb bald darauf. —

Nun

Nun sagt mir, was würdet ihr doch geglaubt und gethan haben, wenn ihr an der beyden Zeugen Stelle gewesen wäret?

Wirth. Bedarf das noch einer Frage? Die Leute hatten ja alles deutlich gehört, hatten gesehen, daß die Dukatenrolle dem Justizrath wieder aus der Tasche gezogen worden, hatten seine ängstliche Bitte, die Sache geheim zu halten, ganz deutlich verstanden; nun mußten sie auch, als ehrliche Leute und berufene Zeugen, den Vorfall so erzählen, wie er war, konnten ihn ja auch mit gutem Gewissen beschwören. Es befremdet mich nur, warum der Justizrath die Sache so weit kommen ließ, da er doch die That nicht läugnen konnte, und wissen mußte, daß sie Leute mit angesehen hatten, die wider ihn zeugen würden.

Bote. Warum er sie soweit kommen ließ, will ich euch sagen. Er wußte sich schuldlos, war zu der angegebenen Zeit gar nicht einmal in des Kaufmanns Hause gewesen.

Schulm.

Schulm. (fällt dem Boten hastig in die Rede) Nicht? — So waren die Zeugen ja Schurken, die falsch geredet und geschworen haben. — Eines von beyden muß doch seyn!

Bote. Es ist keines von beyden. — Aber hier sind wir auf dem Punkte, der meinen Satz bestätigen soll. — Der Justizrath ist nicht zu der Zeit in des Kaufmanns Hause gewesen, und dennoch sagten und beschworen die Zeugen nicht mehr, als sie nach ihrem Gewissen und als rechtschaffene Leute zu verantworten sich getraueten.

Schulm. Das ist mir zu rund; da muß der Teufel sein Spiel gehabt haben! —

Bote. Nicht der Teufel, sondern der schelmische Kaufmann. — Doch für heute ist meine Zeit verflossen, künftige Woche sollt ihr die Entwikkelung dieses Räthsels hören.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0262
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Siebzehntes Stük.

1791.

(Die Fortsetzung der im vorigen Stükke angefangenen Erzählung.)

Herr N. hatte die vorhin bemerkten 20000 Rthl. würklich im Beyseyn des Justizraths von dem M****schen Gutsbesitzer empfangen, aber auch sogleich dabey das schelmische Projekt gemacht, dem Darleiher darum zu betrügen. Zu diesem Behuf schikte er ihm das erste Jahr die Interessen, damit die Sache erst etwas veralterte, schrieb aber seinen Nahmen so undeutlich, damit er einmal künftig sagen könne: das ist nicht mein Nahme. Nach Ablauf des zweyten Jahres bezahlte er schon keine Zinsen mehr,

konnte es sich aber leicht berechnen, daß sein Gläubiger ihn mahnen, und wenn er die Schuld abläugnete, sich auf das Zeugniß des Justizraths berufen würde. Er kannte die Rechtschaffenheit dieses Mannes, die allgemein bekannt war, und wußte, daß sein Zeugniß ihn unausbleiblich des Betrugs überführen würde. Er, schon bekannt mit Schurkenstreichen allerley Art, ersann auch hier eine Spitzbüberey, die dem ehrlichen Justizrath einen Flekken anhängen mußte, wodurch sein Zeugniß in der Sache ungültig gemacht werden konnte. — Er hatte einen Bedienten in seinem Brodte, der eben so ein Schurke war, als sein Herr; diesem vertraute er sich an, und trug ihm auf, einen Kerl anzuschaffen, der äusserliche Aehnlichkeit mit dem Justizrath habe. Einige Tage nachher brachte dieser auch würklich einen solchen fremden Menschen, der die Figur des Justizraths vollkommen hatte, und überdieß die Sprache eines Jeden, den er nur einigemal reden hören, täuschend nachahmen konnte. Dies war gerade so ein Mann, als ihn Herr N. zu seinem Vorhaben brauchte; ihm ward eine ansehnliche Belohnung versprochen, wenn er die ihm vorgegebene Rolle gut ausführen würde, welches der Patron auch gleich versprach. Herr N. ließ ihm hierauf solche Kleider machen, wie

sie

sie der Justizrath zu tragen pflegte, und verschaffte ihm die Gelegenheit, denselben einigemal zu sehen und reden zu hören. Als er den Gang und die Sprache begriffen hatte und nachahmen konnte, lehrte er ihn seine Rolle, und ließ nun eines Tages die vorhin angezeigten Bürger zu sich rufen, um Geschäfte mit ihnen abzumachen. Der Bediente des Herrn N. war nun auch schon gestempelt, daß er, wie die Bürger eine Viertelstunde da gewesen, den Justizrath melden mußte, und hernach den Spitzbuben, der des Justizraths Person vorstellte, hereinführte. Dieser kam und ward von dem Kaufmann an der Thüre empfangen, bekomplimentirt, und solchergestalt in das Comptoir geführt, daß die Bürger sein Gesicht zwar nicht sahen, weil er ihnen den Rükken zugekehret hatte; aber weil der Justizrath von jedem Kinde in der Stadt gekannt war, der Bediente ihn angemeldet, sie eine dem Manne ganz gleichende Figur sahen, sogar seine Sprache hörten, so konnte es ihnen unmöglich einfallen, daß hier ein Betrug vorhanden war. — Herr N. hatte ihn im Comptoir während des Briefsiegelns alleine gelassen; auch dies gab die wahrscheinlichste Vermuthung, daß er in der Zeit die Dukatenrolle vom Schreibtische genommen; sie sahen dieselbe

ihm wieder aus der Tasche ziehen, und hörten sehr deutlich die ängstliche Bitte: den Vorgang geheim zu halten und ihn nicht zu beschimpfen; dies ließ ihnen keinen Zweifel an der verübten That mehr übrig. — Der Kaufmann führte ihn durch die zweyte Thür des Comptoirs hinaus; dies legten sie so aus, er wolle dem Justizrath den Schimpf, von ihnen gesehen zu werden, ersparen, ob es gleich vorher überdachter Plan war, damit sie sein Gesicht nicht genauer betrachten, und den Betrug entdekken möchten; denn bisher hatte er ihn immer so zu stellen gewußt, daß sie ihn nur von hinten, oder höchstens von der Seite durch die halbgeöfnete Thüre ihres Zimmers, die ins Comptoir führte, hatten sehen können. — Mit eben solcher Ueberlegung hatte er zwey unbescholtene Bürger dazu gewählt, um ihrem Zeugnisse künftig mehr Gewicht zu geben; überdieß Rükksicht darauf genommen, daß eben diese mit mehreren Bürgern täglich ein Weinhaus besuchten, worin die Angesehensten der Stadt einen *) Cloub hatten, wovon der Justizrath ein Miglied war. Er dachte so, wie es hernach auch wirklich kam: die Bürger sind vielleicht vom Wein einmal etwas gesprächiger wie

*) Zusammenkunft.

wie gewöhnlich geworden, sehen zufällig den Justizrath in den Cloub gehen, und werden bey seinem Anblik durch Achselzukken oder einzelne bedeutende Worte ihren Kollegen zu verstehen geben, daß sie von dem Manne etwas wissen, das ihm nicht zur Ehre gereicht; diese würden dann in sie dringen, und unter dem Siegel der Verschwiegenheit würden sie die ganze Geschichte auskramen. — Dadurch hatte er denn schon wieder mehr für die Wahrscheinlichkeit der Sache gewonnen, wenn alle diese einst auftreten würden und sagen: unsere beyden Kollegen haben uns das schon vor langer Zeit, gleich nachdem die Geschichte passirt war, haarklein erzählt. —

Die Richter sowohl als wir und Mehrere hätten dieser Beschuldigung Glauben beymessen müssen, wenn nicht ein Zufall das Gegentheil an den Tag gebracht hätte. — Der Kerl, der des Justizraths Person gespielt hatte, war zwar gleich nachher an die Seite geschaft worden, auch konnte dieser nicht so leichte etwas verrathen, weil er selbst die Folgen dieses Betrugs nicht wußte, und wenn er sie nachher auch erfuhr, so hütete er sich wohl, sie selbst anzuzeigen, aus Furcht vor der verdienten Strafe;

außer ihm, dem Kaufmann und dessen Diener, wußte auch Niemand die wahre Beschaffenheit des Betrugs, allein an letzterem scheiterte die spitzbübische Klugheit des Herrn N., und er sah vielleicht zum erstenmal in seinem Leben an sich das wahre Sprichwort bestätiget: „Schurken-Treue und Freundschaft hält so dichte, wie ein mit Wasser angefülltes Sieb“ Er hatte ihn für diesen Dienst nicht hinlänglich belohnt, und des Burschen Gewissen mochte ihn auch wohl drükken, kurz er gieng hin, und zeigte die ganze Sache, nebst noch mehreren feinen Streichen seines Herrn an, die untersucht und wahr befunden wurden; hierdurch ward noch im Grabe die äußerst gekränkte Ehre des unglüklichen rechtschaffenen Justizraths gerettet, das zwar seiner Familie, aber ihm nicht mehr nutzte, weil er ein Opfer des Betrugs geworden war. —

Was denkt ihr bey dieser Geschichte? — Darf man immer seinen Augen trauen? —

Wirth. Herr! Ich bin vor Entsetzen ganz starr; mich jammert das traurige Schiksal des redlichen Mannes. — Aber nun und nimmermehr will ich das für unumstößlich wahr halten, was bloß meine Augen gesehen, oder meine

ne Ohren gehört, wenn ich es nicht vorher auch befühlt, ja sogar berochen habe! — Gott bewahre doch jeden Menschen vor solchen Spitzbübereyen! — (der Wirth sieht zum Fenster hinaus) Da kömmt noch eine Extra-Post. Peter, geh hinaus, und führe die Passagier herein.

(Ein Hofmeister kömmt mit Herrn L**, seinem Zöglinge, zur Stube herein.)

Hofmeist. Kann man hier eine ordentliche Tasse Caffee haben?

Wirth. Gleich sollen Sie bedient werden.

Hofmeist. Man mache zwey Portionen, und das geschwinde, wir haben Eile.

Wirth. Er soll gleich fertig seyn.

Schulm. Sie wollen wohl mit dem jungen Herrn nach der Universität?

Hofm. Ja, mein Herr Schulmeister, oder was Sie sonst seyn mögen, nach dem Sitz der holden Musen, nach Göttingen, führe ich diesen Jüngling, daß er an den Brüsten der Weisheit mit der lautern Milch der Erkenntniß genähret, und mit der Götterkost der Ge-

lehrsamkeit ausgerüstet, einst in die Arme seiner Vaterstadt von mir wieder zurükgeleitet werden möge.

Schulm. Ey, der Herr Hofmeister bedienen sich ja solcher hohen Redensart, daß wir unwissende Leute auf dem Lande sie nicht sogleich fassen und begreifen können. Darf ich mich wohl nach Ihrem werthgeschätzten Nahmen erkundigen?

Hofm. Man nennt mich Magister Theophilus Pronunciator; auf dreyen Akademien habe ich Philosophie, Theologie ꝛc. 10 Jahre lang studirt; manchen Lorbeerkranz um meinen Scheitel mir errungen; manchen Gegner in öffentlicher Disputation durch die Allgewalt meiner Beredsamkeit zu Paaren getrieben, daß er verstummen mußte; schon längst hätte mein Verdienst mit dem Doktor-Hut gekrönt werden müssen, wenn nicht das blinde Glük fast immer mit dem Zufall und selten mit dem Verdienste buhlte. Doch wozu die Aufzählung meines Talents bey Leuten, die mich nicht verstehen! (zu seinem Zögling) Will man nicht essen, nicht trinken?

Herr L. Ach! ich mag nicht. Sorgen Sie nur, Herr Magister, daß wir aus diesem Lum-

pen-

penneste wieder wegkommen. (weinerlich) Wie lange währt's denn noch, bis wir hinkommen nach Göttingen? Meine Mama sagte, Sie sollten immer darauf sehen, daß wir in honnete Gasthöfe auf der Reise einkehrten, und nun haben Sie mich hierher in dies Nest gebracht, wo man nichts genießen kann. Probieren Sie nur den Caffee, wie er schmekt. Pfui! —— Wenn das in Göttingen auch so ist, so bleibe ich nicht 8 Tage da, das sage ich Ihnen im voraus; denn meine Mama schikt mir Geld genug, daß ich nicht nöthig habe, mich mit solchem elenden Zeuge zu behelfen.

Hofm. Man sey nur ruhig, nur zufrieden, und gedulde sich nur, bis wir zur Stelle sind, dann will ich gleich für bessere Beguemlichkeit sorgen. Man soll an nichts Mangel haben; man soll eingeführt werden in die besten Caffeehäuser, auf Bälle, Redouten und in Komedien.

Herr L. Ach ja, lieber Herr Magister! Sie wissen wohl, so wollte die Mama es auch haben; sie sagte mir noch beym Weggehen: Frizchen, sey ja immer recht munter und lustig, und studire nicht so viel, damit du nicht krank

wirst; denn du brauchst ja nicht ums lieben Brods willen zu studiren, sondern wenn du wieder nach Hause kömmst, soll dir der Papa eine ansehnliche Bedienung kaufen, und dabey brauchst du dich nicht überstudirt zu haben.

Bote. Da hatte die Mama auch recht, junger Herr; wer Geld hat, bekömmt wohl ein Amt, und wer ein Amt hat, dem giebt der Himmel auch Verstand! So sagt ein altes Sprichwort.

Hofm. (zu seinem Zögling) Man antworte dem Pöbel nicht.

Bote. Nehmen Sie's nicht übel, Herr Magister; ich vergaß, daß man nicht gerne vom Pöbel Wahrheit hört.

Hofm. Der Postillion bläst schon, man beliebe zu kommen. Die Luft wird hier stinkend, weil man mit Wacholderbeeren räuchert, und es für Weihrauch ausgiebt.

Schulm. Glükliche Reise, und gute Verrichtung!

Hofm. (mit stolzem Kopfnikken) Schon gut.— (fährt mit seinem hofnungsvollen Zögling ab.)

Schulm.

Schulm. Das war ein grober Patron, der Herr Magister.

Bote. Laß dich das nicht befremden, er hat ja 10 Jahre studirt.

Schulm. Spaße nicht, — Sein junger Herr, der an den Brüsten der Weisheit saugen soll, wird auch einst ein großes Licht der Welt werden. — Hm, hm! Es ist doch närrisch, daß Eltern ihre Kinder nur auf die Universität schikken, um auf Caffeehäuser, Bälle und Redouten zu gehen, und sich wenig darum bekümmern, ob sie auch etwas lernen, oder als Dummköpfe wieder zurük kommen; und was noch ärger ist, sie wohl gar bitten, sich nicht zuviel mit dem Studiren zu befassen.

Bote. Unrecht ist's und bleibts; aber woher kömmt das? Gemeiniglich daher, weil die Eltern nicht hinlänglich die Talente ihrer Söhne prüfen, oder von geschikten Leuten prüfen lassen, sondern sie nur aufs Gerathewohl nach der Universität schikken, wo ihrer Meinung nach jeder Professor ein halbes Dosin Nürnberger Trichter hat, durch welche er die Weisheit in Menschen- Ochsen- und Esels-Köpfe eintrichtert.

Dem

Dem Knaben wird eine Beschreibung vom Universitätsleben gemacht, die sich herrlich anhören läßt; der Herr Informator erzählt dabey seine selbstausgeführte oder mit angesehene Geniestreiche; dem jungen Herrn gefällt diese Schilderung der freyen Lebensart, die dort herrscht, ungemein gut; er sieht, daß jeder andere Stand das ungezwungene Leben eines Studenten nicht verstattet, und wählt aus dieser Rükficht, statt eines nützlichern, seinen Geisteskräften mehr anpassenden Geschäftes, das Studiren, um auch so frey handeln zu können, um auch solche Geniestreiche auszuführen, als die sind, deren sein Herr Informator von sich selbst oder von andern rühmt. Oft hat auch der Herr Papa studirt, d. h. er hat einige Jahre auf der Universität mit fechten, reiten, trinken, spielen ꝛc. hingebracht, und das Reis eines solchen gelehrten Stammes muß eben so wieder gepfropft und verpflanzt werden, ob er sich gleich weit besser zum Pflugtreiber geschikt hätte, als zum Gelehrten. Heutiges Tages läßt fast jeder nur einigermaßen bemittelte Handwerker seinen Sohn studiren, um nur zu seinen Zunftgenossen sagen zu können: mein Sohn, der Gestudirte, hat mir dies oder jenes erzählt. Er glaubt durch seinen gelehrten Sohn sich eine Stufe über seine

Her-

Herren Kollegen erhoben. Daher kömmt es aber auch, daß wir so viele Studirte und so wenige Gelehrte haben. Mir fällt dabey die Geschichte eines Brauers ein, dessen Söhne mit aller Gewalt auch große Geister werden sollen, weil sie aber durch Fleiß und Talent es dahin hätten bringen müßen, beydes aber nicht ihre Sache war, für die menschliche Gesellschaft ganz unbrauchbare Pflastertreter geworden, weil sie studirt, und kein Handwerk oder sonst etwas gelernet.

Wirth. Sey er doch so gut, und erzähle er die Geschichte, wir wollen auch recht aufmerksam zuhören.

Bote. In einer Reichsstadt lebte ein wohlhabender Brauer, Nahmens Schroeter, schon seit einigen Jahren mit seiner theuren Hälfte in einer so ziemlich friedlichen Ehe, die der Himmel mit 3 Söhnen und einer Tochter gesegnet hatte. Schroeter war ein guter Ehemann, d. h. er war sehr phlegmatischer Natur, besorgte nach einmal eingeführter Ordnung sein Brauwesen, und bekümmerte sich weiter um nichts, als daß er strenge darauf hielt, zur festgesetzten Stunde seinen gut besetzten Mittags und Abendtisch

von

von der drükkenden Last der aufgetragenen Speisen zu erlösen, und jeden Abend mit den Glokkenschlag 10 sein weiches Federbette zu begrüßen. Niemals zankte er sich mit Frau Louisen, seiner Ehehälfte, als wenn diese Gerichte auftragen ließ, die nicht für seinen Gaumen waren, oder auch durch eine angestellte Mittag- oder Abendbewirthung guter Freunde, ihm eine Stunde von seiner gewohnten Ruhe entzog. Das ganze Haus-Regiment hieng daher allein von Frau Louise ab, worunter die Erziehung ihrer Kinder hauptsächlich mit gehörte.

Peter, der älteste Sohn, war ein gutgewachsener rothbäckiger Junge, der durch die vielen muthwilligen Streiche, die er schon in seinen ersten Kinderjahren ausübte, bey der ganzen Nachbarschaft für einen unerzogenen Buben passirte, von seiner Frau Mutter aber, die jede eingelaufene Klage sorgfältig vertuschte, mit den Nahmen eines allerliebsten lebhaften Knaben belegt ward. Hatte der kleine Peter mit Steinchen geworfen, und sich zum Ziele der Nachbarn Fensterscheiben gewählt, so bezahlte die Mama den angerichteten Schaden willig und gerne, klopfte dem lieben Peterchen statt der verdienten Strafe lächelnd den Backen, mit der liebreichen

reichen Ermahnung: künftig nicht mehr so unvorsichtig zu seyn. Der Bube hörte oft kaum der Mutter Ermahnung an, sondern lief sporenstreichs lachend davon, und übte in der nächsten Minute ein noch ärgeres Späßchen aus. —

Johann, der zweyte Sohn, war ganz die Kopie seines phlegmatischen Vaters, den dieser auch unbezweifelt für seinen Sohn erkennen mußte, weil er die besten Anlagen zu den Tugenden seines wohlbeleibten Vaters hatte. Ein voller Teller mit lekkeren Speisen war sein Element; mit dem letzten Bissen seines Abendbrodtes legte er sich ins Bette, und forderte beym ersten Erwachen schon sein gutes Frühstük, das ihm die liebe Mutter auch jedesmal gerne gab, weil ihre mütterliche Zärtlichkeit nicht zugeben konnte, daß ein so unschuldiges Kind Hunger leide. Die fette Kost schlug auch bey Hännschen so gut an, daß seine kleine Figur quatschelte, wo man sie nur berührte.

Philipp, der jüngste dieser drey Brüder, war ein sanftes gutes Kind, nur immer schwächlich und kränklich, und von den Blattern, welche seine

seine Brüder sehr leidlich ausgestanden, so gemißhandelt, daß seine Mutter ihn deswegen nie lieb gewinnen konnte. Er aß und trank, was seine Brüder übrig ließen; bekam ihre Kleider, wenn sie dieselben beschmutzt und vertragen hatten; ward von allen Vergnügungen ausgeschlossen, und sich selbst so überlassen, daß er sich jedesmal allein die Zeit vertreiben mußte, wenn nicht die Schwester sich über ihn erbarmte, und den von allen übrigen verlassenen tröstete und ermunterte. —

Von ihrer Erziehung läßt sich nicht viel rühmliches sagen; Frau Louise that auch hierin alles in allen, und dem Vater war dies ganz recht, denn wenn er bey seinem Braugeschäfte sich auch noch um die Erziehung und Bildung seiner Kinder bekümmern sollen, wo hätte er denn Zeit zum Verdauen hergenommen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0278
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Achtzehntes Stük.

1791.

(Die Fortsetzung des vorigen Stüks.)

Als Peter und Johann dem ersten Kinderrokke entlaufen waren, beliebte es Frau Louisen, einen Informator anzunehmen; aber alle halbe Jahre ward er wieder mit dem übrigen Gesinde abgedankt, weil die Madame nicht lange einerley Gesichter im Hause dulden konnte. Täglich zankte sie sich mit den Hauslehrern Peters wegen, der je älter, je ungezogener ward, den aber die liebe Mutter durchaus nicht geschlagen wissen wollte. Auch bey ihrem Hännschen, dessen Trägheit seinen Lehrern unausstehlich ward, sah sie nicht gerne Strenge, daher fiel denn auch

fast immer der von jenen erwekte Verdruß der Lehrer auf den armen Philipp, der unter allen den besten Willen, so wie die meiste Fähigkeit besaß. Unter diesen Umständen nahm die Erziehung der Knaben den Gang, den sie gewöhnlich bey einer solchen Abwechselung von Lehrern, und unter Eltern, die entweder gar nichts, oder aus Affenliebe alles verkehrt dazu beytragen, zu nehmen pflegt. Was der eine bauete, riß der andere wieder ein; was einer gut machte, ward von dem andern wieder verdorben. Lesen, Schreiben, Rechnen, und das liebe Latein, mit welchem nun einmal seit Jahrhunderten die männliche Jugend, ohne Rükficht auf ihre künftige Bestimmung, auf einerley Art geplagt wird, kam durch die Länge der Zeit endlich so weit in die Köpfe der Knaben, daß sie allenfalls für die 4te Classe einer wohlgeordneten Schule reif geachtet werden konnten. —

An einem langen Winterabende, da der Tag nicht viele Geschäfte mit sich gebracht hatte, saß Schroeter in seinem Sorgestuhle, mit Ungeduld den Glokkenschlag erwartend, der seinem lieben Magen der wohltönendste war. Seine Knaben spielten in der Stube um ihn herum, und Peter wollte eben an des Vaters rothe sammtne

Comp:

Comptoir-Mütze unbemerkt ein Lämmerschwänzchen befestigen, als dieser sich umwandte, und Peter dadurch an der Ausführung dieses Späßchens gehindert ward. Durch die Langeweile auf allerley Sachen verfallend, kam Schroetern auch zum erstenmale der Gedanke an die künftige Bestimmung seiner Kinder in den Sinn. Er rief sie alle zu sich, und fragte Petern zuerst, was er werden wolle? Ein Student! antwortete dieser geschwind. — Und warum ein Student, frug der Vater? Ja Papa, antwortete Peter, ein Student will und muß ich werden. Die Studenten leben so lustig, haben so viele Freyheiten, und es darf ihnen auch so leichte niemand etwas sagen, wenn sie einmal einen Spaß machen. Fragen Sie nur den Herrn Informator, der kann's Ihnen recht erzählen. — Aber die Studenten kosten den Eltern so viel Geld, und lernen nicht immer viel dafür. — Ey ich will schon sehen, daß ich was lerne, darum braucht der Papa sich nicht zu bekümmern. — Nun es mag mit dir hingehen, du sollst denn ein Student werden. Aber wozu hast du Lust, frug er Johannen? — Ich will auch studiren, Papa. — Du studiren, und warum denn grade das und nichts anders? — Ich will Brodt verdienen. — Nun, das war recht

geantwortet; aber du könntest ja auch Brodt verdienen, wenn du z. B. ein Kaufmann würdest. — Das wohl, antwortete Johann äußerst träge, aber ein Kaufmann muß so viel rechnen und schreiben, das mag ich nicht; Unser Herr Nachbar, der Herr Hofrath, thut dagegen nichts, und lebt doch recht gut. —

Daß arbeiten Hännschens Sache nicht war, wußte der Vater schon lange; und weil er das Vorurtheil hatte, daß sich der dümmste Sohn am besten zum Studiren schikke, so ließ er es auch mit Hännschen gut seyn. Nun kam die Reihe an Philipp, und als ihn der Vater gefragt hatte, antwortete er schüchtern: wenn Papa es mir erlauben wollen, so möchte ich auch wohl studiren, denn ich habe so viel Vergnügen beym Lesen, daß ich zeitlebens nichts anders thun möchte, und ich finde es so schön, wenn ich alle Tage was neues lerne. — Seht doch einmal, rief Frau Louise, die eben hereingetreten war, und Philipps Bitte mit angehört hatte, der Bursche will auch studiren? Für den ist doch wohl ein Handwerk gut genug! — Der Vater schwieg, kratzte den Kopf und dachte der Sache nach. — So langweilig ihm sonst auch jedes Nachdenken über eine Sache war,

so

so war's ihm doch hier zu deutlich, daß Philipps Grund, warum er studiren wollte der beste von allen sey; und er hätte auch deshalb aus Petern, der nur studiren wollte, um als Student mitzutoben, einen Husaren, und aus Johann, der nur Brodt verdienen wollte, einen Bäkker gemacht, um Philipps Hang zu befriedigen; allein er fürchtete, daß die Mutter ihm hierzu ihre Bewilligung versagen würde. Frau Louise kannte auch ihren Mann aus hundert andern Fällen schon zu gut, und wußte, daß Sachen solcher Art nur von ihrer Willkühr abhingen; sie kämpfte deshalb so eifrig für die beyden ältesten Söhne, daß Schroeter, der überhaupt zum Nachgeben in solchen Nebenpunkten des ehelichen Lebens längst von ihr gewöhnt war. nicht lange dagegen zu reden sich getrauete. Er vergaß auch in der That bald die ganze Sache, die von dem Tage an als entschieden betrachtet ward, und die Frau Mutter schaltete und waltete nun nach Belieben in den Maaßregeln, die sie wählte, um ihre lieben Söhne zu würdigen Studenten aufzuziehen. Federhüte, erst kurze und mit den Jahren längere Degen, wurden ihnen, so viel sie gebrauchten, angeschafft, nur für Philippen nicht, der sich sogar die Bücher versagt sah, die er zu den Lehrstunden nothwendig gebrauchte,

weil ihn, nach reiflicher Ueberlegung, die liebe Mama zu des Vaters Geschäften bestimmt hatte, wobey er, ihrem eigenen Ausdrukke nach, immer ein Strohkopf bleiben könne. — Peter war nunmehr 17 Jahr alt, und unter rauschenden Vergnügen, die über seinen Stand und Alter giengen, immer zügelloser geworden. Es half zu nichts, wenn auch der Vater zu Zeiten einmal aufmerksam gemacht war, und seine Freyheit einschränken wollte; Frau Louise nahm immer seine Parthey, und wußte ihm jedesmal so durchzuhelfen, daß alles gut ablief. Sie unterstützte ihn obendrein mit ihren Spaarpfenningen, und wenn diese ja einmal fehlten, so wußte Peter schon heimliche Schliche zu seines Vaters Geldkasten, der öfters den Verlust bemerkte, aber auf seinen Sohn keinen Argwohn hatte, und darüber manchen unschuldigen Dienstbothen fortjagte. —

Peter fieng allgemach an, sich nach der Universität zu sehnen, und forderte dazu seines Vaters Erlaubniß, die er auch willig erhielt, weil dieser ihn schon längst von sich gewünscht hatte. Er zog hin, und lebte dort so, wie der große Haufe zu leben pflegt, der nicht weiß, warum er dort ist, und wenn er es auch weiß, doch

keine

keine Kenntnisse mitgebracht hat, die ihn zu seiner dortigen Beschäftigung zubereitet hätten, folglich eben so sehr aus Nothwendigkeit als aus Wahl müßig geht, und dadurch liederlich wird. — Ganze Tage lag er in Caffee- und Spielhäusern, und in den zwey Jahren, die er auf der Universität zubrachte, hatte er keinen Professor gesprochen, als wenn er eines lüderlichen Streiches wegen vor das Concilium *) gefordert ward. Täglich hörte man von einer Schlägerey, oder von einem nächtlichen Spektakel, wobey Herr Peter Schroeter jedesmal der Anführer gewesen.

Vierhundert Thaler hatte ihm der Vater jährlich ausgesetzt, und als er schon im ersten halben Jahre um Nachschuß bat, der ihm aber verweigert ward, wandte er sich an die Mutter, die denn auch ihrem Herzenssöhnchen das schikte, was sie an der Haushaltung abknappen konnte, und so oft dieses nicht reichte, mußte ihres Mannes Geld-Casse herhalten. — Zwey Jahre verlebte der junge Herr solchergestalt auf der Universität, ohne nur ein Collegium zu besuchen, und beym Schluße des zweyten Jahres hatte er sich in eine unglükliche Affaire verwickelt, die seiner akademischen Laufbahn ein

*) Universitäts-Gericht.

sehr unrühmliches Ende machte. In einer Spielgesellschaft hatte er eines Tages nicht nur alle sein Geld verlohren, sondern auch sogar seine Uhr, Wäsche und Kleidungsstükke vermöbelt. Aufgebracht über die Tükke des falschen Glüks, suchte er Händel an einem seiner Spielkameraden, den er so sehr reizte, daß dieser in der Hitze ihm eine Maulschelle gab; wie ein Rasender sprang Peter auf ihn zu, und stieß ihm den Degen in die Brust, daß er todt zur Erde sank. Die Anwesenden riethen ihm, in der schleunigsten Flucht seine Rettung zu suchen, waren ihm auch dazu behülflich, und Peter wanderte nun bey Nacht und Nebel, von allem, so gar vom nothwendigsten entblößt, mit Hinterlassung einiger tausend Thaler Schulden, und mit einem schweren Herzen zum Thore hinaus.

Im nächsten Gränzstädtchen ward er Soldat; allein auch in diesem Stande, der so sehr von seinem vorigen unterschieden war, konnte er seine Universitätsstreiche nicht vergessen, und als er verschiedentlich deshalb nachdrüklich bestraft ward, desertirte er, und ließ sich unter einer andern Kriegsmacht anwerben, wo er das Spielchen von vorne wieder anfieng. —

Johann, der gutgefütterte Johann, war seinem ältern Bruder, ein Jahr nach dessen Abreise von Hause, auf die Universität gefolgt. Ob er gleich, was das Studiren beträf, Peters ganzer Meinung war, und eben so wenig als dieser die Collegia besuchte, so unterschied er sich doch dadurch von ihm sehr merklich, daß man von Johannen gar nichts hörte noch sah, wenn man von Peters Ausschweifungen täglich neuen Stoff zu reden hatte. — Selten kam er vor der Tischzeit aus dem Bette, und seine größte Sorge bestand in Herbeyschaffung lekkerer Speisen und guter Weine. Alle seine Briefe an die Frau Mutter fleheten nicht so dringend um Mutterpfenninge als um gute Lekkerbissen, weil ihm das Studenten-Essen gar nicht behagte; dafür sorgte aber auch Frau Louise wie es sich gehörte; Schroeters Geldkasten mußte auch hierzu ohne Unterlaß Rath schaffen, der sonst mit Wissen seines Herrn nichts über die bestimmten 400 Rthl herschoß. Die Frau Mama hatte die Wahl für ihr liebes Hännschen getroffen, und ihn zum Theologen bestimmt, wozu er auch willig und gerne seine Stimme gab, weil ihn dies Fach, seiner Meinung nach, den sichersten Weg führen werde, sein Brodt recht bald und ruhig zu gewinnen. Mit diesen Gedanken war

er zur Universität gereiset, aber ohne sich dort auch nur im mindesten um die dazu nöthigen Wissenschaften zu bekümmern. Er hatte seine Stube so lieb, und verließ sie so selten, daß er kaum wußte, wo die Professores wohnten; allein, als sein Vater nach Ablauf der ihm bestimmten drey Jahre sich weigerte, ihm noch länger dort zu lassen, sah er sich genöthiget, von einem halben Jahre zum andern, sich zu einer oder mehreren theologischen Lehrstunden einschreiben zu lassen, wobey er jedesmal dem Herrn Professor das Lehrgeld vorausbezahlte, und ihn zugleich um eine geneigte Fürbitte bey seinem Vater ersuchte. Durch so triftige Gründe bewogen, schrieb denn auch der Herr Professor an den alten Schroeter, daß derselbe doch nicht den wohlangewandten Fleiß seines Sohnes so frühe unterdrükken, sondern völlig ausreifen lassen möchte. Schroeter ließ sich diese Fürsprache gefallen, und alsdann hatten Vater, Sohn und Professor wieder ein halbes Jahr Ruhe, sahen und hörten nichts von einander.

So blieb er 5 Jahre in ununterbrochener Trägheit auf der Universität, ohne auch nur sich zu bestreben, einen Gran Weisheit mehr mit zu Hause zu bringen, als er von Hause

mit:

mitgenommen hatte. Er langte wieder feist und wohlgemästet am Körper, aber desto magerer am Geiste in seiner Vaterstadt an, und nahm von seinem Platze hinter dem Ofen bey seiner theuren Frau Mama aufs neue Besitz, die voller Entzükken war, ihr liebes Hännschen nun selbst pflegen und warten zu können. Sie mahlte sich schon im Geiste die Wonne, wenn das erstemal ihr Johann in der Kirche die Beweise seiner gesammelten Kenntnisse den neugierigen Bürgern seiner Vaterstadt vorlegen werde; wie dann alles staunen und ihn als ein neues Licht der Welt verehren müßte; wovon sie den größten Theil dieser Ehre auf ihre eigene Rechnung schrieb, weil sie ihrem Sohne den weisen Rath ertheilt hatte, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Auf einem nicht weit von der Stadt entlegenen Dorfe, woselbst der Prediger ein Verwandter von Madam Schroeter war, sollte der Candidat das erste Probestük machen; Alle Verwandte, Freunde und Bekannte wurden gebeten, Zeugen desselben zu seyn, welche auch in ganzen Karavanen zu Fuße, Roß und Wagen sich am zweyten Ostertage am bestimmten Orte einfanden. — Laut klopfte dem Candidaten das Herz, als die entscheidende Stunde heranrükte, und er den Schwarm der aus der

Stadt

Stadt gekommenen Zuhörer erblikte; allein, Mamachen sprach ihm Muth ein, und er, dessen Sache nicht lange anhaltende Angst war, faßte sich bald, und betrat, mit festem Vertrauen auf außerordentliche Eingebungen von oben, muthvoll die Kanzel — Mit lauter Stimme hob er an: Meine Freunde! Heut' feyern wir das Osterfest — das Osterfest — das Oster— fest!!! — und nun verhaspelte er sich so tief im Osterfeste, daß er plötzlich abbrechen mußte, und seine Zuhörer nicht erfuhren, weshalb er das liebe Osterfest erwähnt habe, dessen Feyer jedem auch ohne seine Ankündigung hinlänglich bekannt war. Solchergestalt berührte er noch einige andere Sätze, ohne einen einzigen auszuführen, und nachdem er drey Viertelstunden mit Leibes- und Seelenangst seine Zuhörer unterhalten, entließ er sie mit dem gutgemeinten Wunsche, daß jeder über das gehörte nachdenken, und solches bey sich Wurzel fassen und Früchte möge tragen lassen. —

Würklich hatten seine Reden auch Stoff genug zum Nachdenken gegeben, nur gereichte dieses Nachdenken nicht zum Vortheil des Redners; denn jeder glaubte gehört zu haben, daß der Herr Candidat wohl nicht viel gelernet

habe,

habe, und die Vernünftigern meinten wohl gar, daß es besser gewesen wäre, wenn sein Vater das viele Geld gespart, ihn nicht hätte studiren, sondern eine ehrliche Profession erlernen lassen. Selbst Frau Louisen ward es beynahe anscheinlich, daß ihr Hännschen sehr unwissend geblieben sey, und weil sie eine Freundinn von Sprüchwörtern war, auch bey jedem Vorfall eines zur Hand hatte, so fiel ihr auch hierbey das bekannte ein: Was Hännschen nicht gelernt hat, lernt Hanns nimmermehr! — Sie machte dem Sohne zärtliche Vorwürfe, denen er aber mit einem Sprüchworte aus ihrer eigenen Fabrik entgegnete: **Aller Anfang ist schwer.** —

Doch hatte dieser erste mißlungene Versuch ihm schreckliche Furcht vor einem zweyten eingeflößt; zumal da er fand, daß es bequemer sey, sich zu Hause einen guten Tag zu machen, und von der Mama pflegen zu lassen, als beym Studiren und unter griechischen und ebräischen Büchern zu schwitzen, deren bloßer Anblik ihm schon Kopfschmerzen verursachte, weil er sie nicht einmal lesen, geschweige gar verstehen konnte. Allein unangenehme Vorfälle verscheuchten ihn nach kurzer Zeit aus dieser süßen Ruhe.

Schroe-

Schroeter hatte in der That sein Vermögen durch den großen Aufwand für seine Söhne ziemlich erschöpft; nun hatte er noch das Unglük, einen beträchtlichen Theil des Ueberrestes bey bösen Schuldnern zu verlieren, überdem ward er alt, und konnte seinen Geschäften nicht mehr so recht vorstehen; dies machte ihn verdrüßlich, und dabey häuften sich seine Vorwürfe gegen Frau Louisen über die zu deutlichen Folgen der Verzärtelung ihrer zwey ältesten Söhne, daß diese nicht mehr mit ihm auskommen konnte, zumal da er sie über einem Anfalle ertappt hatte, den sie nach längst üblicher Gewohnheit auf seinen Geldkasten that, um ihrem lieben Peter, der schon aus dreyer Herren Dienste desertirt war, auszuhelfen. Böse Leute sagten sogar, daß er bey dieser Gelegenheit sie seinen Zorn hätte handgreiflich fühlen lassen, allein ich glaube es nicht, die Leute sagen vieles; dem sey nun wie ihm wolle, Frau Louise starb einen Monat nach diesem Auftritte. Niemand fühlte ihren Verlust härter als Johann, zu welchem der Vater jetzt sagte: Gehe nun hin, und lehre andere wieder, was du gelernt hast; gehe hin und verdiene Brodt. Johann mochte einwenden was er wollte, der Vater blieb unerbittlich, er muste gehn, und um nur ins Gleis zu kommen,

men, sich gefallen lassen, bey einem benachbarten Pächter, als Informator von dessen Kindern, für 24 Rthl. jährliche Besoldung in Dienste zu treten. —

Schulm. Dacht' ich's nicht, daß die saubere Erziehung solche Folgen haben würde. Du hast uns aber noch nicht gesagt, wie es Philippen, dem armen Jungen, ergangen ist.

Bote. Künftig sollt ihr auch sein Schiksal erfahren; er, der verkannte, verachtete Sohn, war noch zuletzt die redliche Stütze seines alten Vaters, und seiner durch eigne Schuld und mütterliche Verzärtelung unglüklich gewordenen Brüder.

Wirth. Sage er mir nur, wie es möglich war, daß Schroeter so gelassen alles ansehen konnte, was seine Frau zu seinem und ihrer Kinder Verderben unternahm, ohne seine männliche Autorität zu gebrauchen?

Bote.

Bote. Er war ein friedliebender Mann, und fürchtete sich nebenher vor Madam Louisens zweyschneidiger Zunge, und den Ausbrüchen ihres Zorns, dessen unaufhaltsamen Lauf er bereits aus der Erfahrung schon kannte.

Schulm. Ey! das hätte mich nicht abgehalten ein Machtwort zu sprechen; er verstand nur nicht das rechte Mittel, ein böses Weib zur Raison zu bringen.

Bote. Giebt es denn ein probates Mittel für einen solchen bösen Schaden? Ich denke, wenn vernünftige Vorstellungen und Bitten eines Mannes nichts helfen, so wird Zwang und Härte bey einer bösen Frau gar nichts fruchten. Schelten oder gar prügeln taugt im Ehestande überhaupt nicht. Zwang erbittert die Gemüther immer mehr, und eine solche Ehe ist dann die Hölle auf Erden.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0294
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Neunzehntes Stük.

1791.

Bote. Ich will versprochener Maßen euch jetzt Philipp Schroeters Schiksal erzählen. — In so vielen Jahren, die er während der Abreise seiner Brüder bis zum Tode seiner Mutter zu Hause zubrachte, hatte er manche trübe Stunde. Frau Louise suchte immer von dem, was jene durchbrachten, einen Theil an Philippen zu ersparen. Er diente von seinem 16ten Jahre an seinem Vater in dessen Angelegenheiten mit solchem Fleiße, daß er ihm ganz unentbehrlich ward. Hierdurch erwarb er sich Schroeters ganze ungetheilte Liebe, der auch so vernünftig war, und seiner noch immer fortdauernden Neigung seine Kenntnisse zu vermeh-

ren, wissentlich nichts in den Weg legte, ihn nicht mit zu kleinen Geschäften, die unter seiner Fähigkeit waren, belud, so daß ihm noch immer Zeit genug übrig blieb, den Unterricht, den er sich selbst wählte, zu genießen, und die nützlichsten Bücher zu lesen. Ein natürlicher zum Nachdenken geneigter Trieb leitete ihn zu der Mathematik, zu der Naturgeschichte, zur Kenntniß nützlicher Künste und Manufacturen. —

Mit dem abnehmenden Vermögen seines Vaters nahmen auch dessen Geschäfte ab. Eine zwar unangenehme Veranlassung zu mehrerer Freyheit und Muße für Philipps Lieblingsbeschäftigungen, die ihn aber auch um so mehr antrieb, sich zu einem einsichtsvollen brauchbaren Bürger seines Staats auszubilden, da er die Hofnung auf eine reiche Erbschaft aus dem Nachlasse seines Vaters jetzt täglich mehr schwinden sah. — Er machte für einen seiner Anverwandten in dessen Handlungsgeschäften einige Reisen, auf welcher er mit der größten Aufmerksamkeit alle ihm vorkommende nützliche Künste und Gewerbe genau beobachtete und aufzeichnete, was er einst selbst davon anwendbar zu machen glaubte. —

Er

Er war nun 24 Jahre alt geworden, als sein Vater sich entschloß, den kleinen noch übrigen Rest seines vormals beträchtlichen Vermögens durch eine gänzliche Zurükziehung von seinen bisherigen Geschäften in Sicherheit, und sich selbst zur Ruhe zu setzen. Dadurch hörte der Zwang auf, mit welchen Philipp bisher an diese Geschäfte gebunden gewesen war; und weil er zu sehr bemerkte, daß es ihm noch an Ordnung und Vollständigkeit in denen Wissenschaften mangelte, welche er bisher nur zum Vergnügen getrieben hatte, so entstanden aufs neue Wünsche bey ihm, einige Akademien zu besuchen. Sein Vater gab jetzt gerne seiner Bitte nach: konnte ihm aber nur sehr wenig, und dieses nur auf zwey Jahre, zu seinem Unterhalte festsetzen. Er ging also hin, und wandte die kurze ihm bestimmte Zeit auf eine solche Art an, wie man sie aus der kurzen Erzählung seiner bisherigen Sitten, Beschäftigungen und Absichten leicht vermuthen kann, und kam nach Ablauf derselben, vollends mit den nützlichsten und brauchbarsten Kenntnissen ausgerüstet, mit reifem Verstande und Einsichten, nebst unverderbten Sitten, in seine Vaterstadt zurük. — Freylich war er weder ein Theologe noch Jurist oder Arzt, und hatte keinen durch Geld und Schmaus

erkauften Titel von der Universität mitgenommen, weshalb ihn viele bedauerten, andere den nützlichen Bürger ganz in ihm übersahen; aber wer ihn näher kennen lernte, schätzte bald den Mann von Kopf und Kenntnissen in ihm, und gewann den braven Mann und redlichen Bürger in Philipps Person lieb. —

Zwey Jahre nach seiner Zurükkunft von der Universität ward in seiner Vaterstadt eine ansehnliche Bedienung offen, zu welcher sonst nichts als Ehrlichkeit, reife Einsichten und mannigfaltige Kenntnisse erfordert wurden, aber mit einer solchen Nothwendigkeit erfordert wurden, daß hier keine Familien-Gunst oder sonstige Bestechungen einem Unfähigen durchhelfen konnten. Er fand wegen der Schwierigkeit der Geschäfte dieses Amtes so wenig Mitwerber unter den Brodtgelehrten, daß ihm diese Bedienung ohne Hinderniß zu Theil ward, und er im 30sten Jahre seines Lebens schon eine rühmliche Stelle bekleidete, die ihn reichlich ernährte. Nicht lange nachher ward ihm ein beneidenswerthes Glük in einer liebenswürdigen Ehegattin zu Theil, deren Vater sie ihm mit einem ansehnlichen Vermögen, jedoch mit der Bedingung gab, daß er eine von ihm mit den besten Erfolg

folg eingerichtete Manufactur übernehmen und nach seinem Tode fortsetzen sollte. Philipp hatte auch für dieses Geschäft Talente genug, und konnte, ohne seine Amtspflichten zu versäumen, hinlängliche Zeit darauf verwenden. In der Stadt sagten zwar seine Neider: daß man ihm das nicht erlauben, sondern ihn ganz an sein Amt binden sollte; andere fanden es für einen Gelehrten unanständig, daß er sich mit solchen bürgerlichen Geschäften einließ; wieder andere sagten, man sähe es ihm doch noch immer an, daß er eigentlich nur ein Halbgelehrter sey, allein Philipp ließ alle schwatzen was sie wollten, und fuhr fort, der fleißige, nützliche Bürger seiner Vaterstadt zu seyn. Er schrieb zwar nicht große Werke, bot sich keiner Gelehrten-Gesellschaft zum Mitgliede an, und hatte nie die Ehrsucht, den großen Mann in der gelehrten Welt zu spielen: aber er war der Mann, der keine Arbeit scheuete, wenn es darauf ankam, seinem Vaterlande heilsame Anschläge zu geben, scheinbare gute Anschläge zu prüfen, das, was in ihnen einer Ausführung fähig war und zu einem guten Zweck eingeleitet werden konnte, hervor zu suchen und zur bestmöglichsten Ausführung zu bringen. War ihm eine Sache neu, so faßte er keine Meinung, gab kein Urtheil über dieselbe, bevor er sich

von allen Theilen derselben, durch alle ihm zur Untersuchung mögliche Wege, völlig unterrichtet hatte. —

Schroeter lebte lange genug, um Zeuge von dem feste Glükke seines Sohnes zu seyn, das er sich durch eigenen Fleiß, und redliche Nützung der kurzen Zeit, die er auf der Universität hatte zubringen können, erworben hatte; aber auch lange genug, um die Güte seines Herzens in der Art zu erfahren, mit welcher er ihm in den letzten Jahren seines Lebens die gemächliche Versorgung gab, welche er ohne diesen rechtschaffenen Sohn gänzlich hätte entbehren müssen. Er starb in einem hohen Alter in den Armen seines guten Philipps, und seine letzten Blikke redeten noch Segnungen für ihn, die sein Mund nicht mehr hervorbringen konnte.

Philipp war nun 10 Jahre lang der gesegnetste, glüklichste und geehrteste Bürger in seiner Stadt gewesen, als sein ältester Bruder, Peter, unvermuthet an seiner Thüre erschien. Er war in den Kriegsdiensten sieben verschiedener Herren 45 Jahr alt geworden In dem letzten Dienste hatte er es bis zum Corporal gebracht, und seinen Abschied als Feldwebel genommen,

sobald

sobald er von dem glüklichen Zustande seines Bruders, durch einen Werbe-Corporal zufällig etwas erfahren hatte. Sein Aufzug war erbärmlich, zumal da er wegen einiger Hiebe, die er unterweg's bey einer Schlägerey in der Schenke bekommen hatte, mit verbundenem Kopfe erschien. Indessen kam er als ein Mensch, der nun auf die uneingeschränkteste Versorgung seines bemittelten Bruders Anspruch machte, die er auch von Philipp erhielt, nachdem er ihn hatte heilen und anständig kleiden lassen. Mehr, um ihn einigermaßen zu beschäftigen, als um ihn das Brodt, das er ihm gab, abverdienen zu lassen, trug er ihm eine Aufsicht in seiner Fabrike auf, zu welcher ihn wenigstens sein Corporals-Ton und Miene einige Tüchtigkeit zu geben schien. Aber das war es auch alles, womit er seinen Bruder dienen konnte, denn für den eigentlichen Zwek seiner Aufsicht hatte er weder Verstand noch Acht; vielmehr sah er einem jeden Arbeiter gerne nach, der ihm zuweilen nur einen Trunk Brandtewein zubrachte. Endlich setzte er in betrunkenem Muthe durch sein Tobaksrauchen Philipps Haus und Waarenlager in so augenscheinliche Feuersgefahr, daß kein anderer Rath war, als ihn aufs Land in die Kost zu verdingen. Ein alter handvester Schulmeister ward dazu

ausersehen, unter dessen Aufsicht Peter bis an sein Ende blieb Nur an Sonn- und Festtagen hatte er die Erlaubniß, in seines Schulmeisters Begleitung die Schenke zu besuchen, und die Dorfschaft durch eine gemischte Erzählung seiner Universitätsstreiche und Kriegsbegebenheiten zu unterhalten. Wenn es dem Schulmeister genug zu seyn dünkte, so winkte er dem Renommisten oder dem Kriegshelden, der alsdann gelassen mit ihm zu Hause trabte, und unter dessen Aufsicht er auch sein Leben beschloß.

Für Petern war kaum auf die erzählte Weise Rath geschafft, als ein Brief von Johann einlief, und Philippen von dessen bisherigen Schiksalen Nachricht gab Johann hatte seit 23 Jahren nur 20 Informator- und 6 sogenannte Hofmeister-Stellen bekleidet. In einem Städtchen in Hinterpommern war es ihm endlich gelungen, an der öffentlichen Schule als Unterlehrer angestellt zu werden. Er hatte aber diesen Platz nach einem Jahre Schulden halber, unter welchen seine Bierrechnung die größte war, verlassen müssen. Jetzt hatte ihm sein Principal, ein Pächter im Preußischen, seinen Abschied angekündigt, da er denn auf ein dunkles Gerüchte von dem glüklichen Zustande seines jüngsten Bru-

ders

ders, seiner Vaterstadt zugereiset war. Nun aber lag er in Danzig ohne Geld und Freunde, bat also seinen Bruder freundbrüderlich um Reisegeld, um sich ihm in die Arme werfen zu können. Dieser bedachte sich nicht einen Augenblik, sondern schikte ihm Reisegeld, und das Benöthigte zur Anschaffung einer ordentlichen Kleidung. Nach 6 Wochen kam Johann, aber ganz zerlumpt, weil es ihm gefallen hatte, das zur Kleidung bestimmte Geld an andere Leibesbedürfnisse, deren er immer genug hatte, zu verwenden. Philipp ließ auch dieses gut seyn, kleidete ihn ganz neu, und setzte ihn nach einigen vergeblichen Versuchen, ob er wenigstens seine jüngsten Kinder lesen lehren könnte, ruhig auf ein Stübchen am Hofe hin; wo er noch bey hinlänglichem Genusse von gutem Essen, Bier und Tobak sein Pflanzenleben hinbringt.

An wem lag nun die Schuld, daß diese beyden, Peter und Johann, nicht so wie Philipp, dem Staate nützlich wurden? Unstreitig an der verkehrten Erziehung und Bestimmung des Standes in dem sie leben sollten. Wäre Peter in seiner Kindheit strenge gehalten worden, und hätte die Frau Mama nicht den thörichten Gedanken gehabt, ihre Söhne zu Gelehrten zu machen, son-

dern hätte sie eine nützliche Profession lernen lassen, so wäre Peters rauschendes Feuer bey Zeiten gedämpft, und er hätte ein brauchbarer Mann werden können, da er jetzt nichts als ein Herumstreicher war und blieb; hätte man Johanns Trägheit nicht nachgesehen, und etwas vorsichtiger seine Geistesfähigkeiten untersucht, so würde ihm nicht verstattet worden seyn, 5 Jahre auf der Universität dem lieben Gott auf die allerunverantwortlichste Weise abzustehlen, er hätte in dieser Zeit ein Gewerbe erlernen können, wobey eben nicht viel Witz erforderlich ist, und lebte jetzt nicht, der Menschheit und sich selbst zur Last, von der Gnade seines gutmüthigen Bruders.

(Ein Fremder tritt herein, und mit ihm ein Tablettträger.)

Tablettträger. Na, kaufens Sie mir was ab; allerhand feine Sach, schöne Dosen, Ohringe, Seifenkugel, französische Kämme, Pomaden und Schminkbüchsen. Nehmen Sie mir was ab, ick verkauf wohlfeil.

Fremder. Ich gebrauche nichts.

Tablett. (zu den Bauer) Kauf Sie nicks? Laß Sie mick Geld lös'. Ick verkauf um der halbe Preis.

Wirth.

Wirth. Solche Sachen sind nicht für unser einen; was sollten wir wohl damit machen?

Bote. Freund, wie verirrt er sich mit seinem Krame aufs Land? In der Stadt muß er dergleichen feil bieten, hier kennt man den Werth solcher Sachen nicht.

Tablett. Sie sakgt in die Stadt. Ja, da will man auch nit kauf mehr solcher Waar, da will man aal immer neuer Mood, der anzuschaft reicht nit unser Vermög. Was in der Stadt heut seyn grand Mood, passir schon Morgen für alt, der zu kauf schäm sick der Bürker, und wir muß damit haußir auf die Land, wo man nock nit kenn der Verändrung der Mood.

Wirth. Was singt er da?

Bote. Er klagt über die vielen neuen Moden in der Stadt, die verursachen, daß ihm sein Kram auf dem Halse liegen bleibt, weil niemand morgen das mehr kaufen will, was gestern und heute noch Mode war, und warum sich die Leute in diesem Augenblik so reißen, als in einer Hungersnoth ums liebe Brodt.

Wirth. Ach, das glaube ich nicht, daß es so schlimm ist. Freylich habe ich wohl gehört, daß in großen Städten oft gar närrische Dinge Mode seyn sollen, aber daß sie so bald alt werden,

kann

kann ich mir doch nicht vorstellen, denn sonst müßten die Leute, die sich immer nach der neuen Mode richten wollen, ein unermeßliches Vermögen haben, oder auch bald bankerott werden, und sich dadurch ganz zu Grunde richten.

Bote. Leider haben wir vom letzten viele Beyspiele; ich bin in mancher großen Stadt gewesen, und habe mit Erstaunen dem Unwesen zugesehen. Ihr, die ihr dergleichen nie gesehen habt, würdet es lügenhaft finden, wenn ich euch davon erzählen wollte.

Wirth. O, ihm glaub' ich schon; sey er so gut und erzähle er nur, damit unser eins doch auch einen Begriff von der Sache bekömmt.

Bote. Nun, ich will's versuchen, ob ich eine Beschreibung der Moden-Geschichte liefern kann. — In einer grosen Stadt richtet sich alles nach der Mode Gesetzen, die von den Franzosen und Engländern, die Deutschen zu brandschatzen, täglich ja stündlich erfunden, und von uns mit sklavischer Ehrfurcht angenommen und beobachtet werden Jedes deutsche Menschenkind, vom Prinzen bis zum Holzhakker; von der Gräfin bis zur Küchenmagd; vom Geheimen Finanz-Minister bis zum Büttel; vom Gelehrten bis zum Lumpensammler, schmiegt sich unter das französische Joch. Der deutsche Greis wird zum französischen Gek,

und

und die Matrone zur Närrinn, der Mann zum Stutzer und die Frau zur Kokette, der Knabe zu einer vielbedeutenden, naseweisen, altklugen Figur, und das Mädgen zu einer superklugen, aufgeputzten Personnage, so wie das Kind zum glänzendsten Gebieter des Hauses. Und diese Verkehrheit der ehemaligen deutschen Sitten rührt einzig und allein von der gesetzgebenden Macht der französischen Mode her. In ältern Zeiten kannte man diese Firlefanzereyen alle nicht; der Deutsche trug ein grobes simples Kleid von einem Schnitte den er selbst angegeben hatte, einen Kopfputz, der nicht des Staates, sondern eines Nutzeswegen da war; er gebrauchte weniger Geräthe zu seiner Bequemlichkeit, genoß Speisen, die nahr- und schmakhaft waren, machte sich Vergnügen, die den Stempel ächter, edler, deutscher Sitte hatten, und war dabey froh und zufrieden. Nach und nach schlichen sich Weichlinge in den Zirkel ächter Deutschen ein, die im Auslande gewesen, Frankreich gesehen und ihre Sitten mit zu uns herüber gebracht hatten. Sie fanden bald Anhänger, die gleich ihnen das Schöne, Natürliche der Deutschen mit dem Gesuchten, Kunstvollen der Franzosen gerne vertauschten; sie kleideten sich, wie ihre französisch gewordenen Landsleute, und lernten von ihnen ausländische Sitten, aber wechselten dennoch nur

damit

damit alle 10 höchstens alle 5 Jahre. Der Franzose bemerkte mit Vergnügen, welchen Vortheil ihm die deutsche Nachahmung seiner Narrenspossen einbrachte, und ließ sich jetzt erst die Sache recht angelegen seyn, für gutes deutsches Geld französische Schnirkeleyen in Umlauf zu bringen. Er schikte Modepuppen und lange Beschreibungen ihres Gebrauchs, und endlich gar Missionairs nach Deutschland, die französische Reiser auf deutsche Stämme pflanzen mußten. Dies Verfahren glükte auch so sehr, daß man sich nicht mehr begnügte, mit jeder Woche die Pariser Moden-Ablösung zu erhalten, sondern mit jedem französischen Posttage ungeduldig einen neuen Moden-Transport verlangte. Nun fing man an, es für ordinair zu halten, seinen Körper anders zu tragen, oder anders zu gehen, zu stehen, zu tanzen, zu singen, zu reden, ja sogar zu essen, als der französische Tanz- Sing- oder Sprachmeister, und der Himmel kennt alle die Nahmen der Meister, die Deutsche zu Franzosen ummodelten, es gelehrt hatten; kein Kleidungsstük, kein Putz, kein Geräthe, ward getragen oder auch nur im Hause geduldet, was nicht französisch war; kein Vergnügen, kein einziges Bedürfniß durfte bey ihnen statt finden, was nicht Franzosen vorgeschrieben hatten; kein

Haus

Haus, kein Garten durfte nach andern, als französischen oder englischen Regeln, angelegt werden. Es währte aber auch nicht lange, so sah man schon die Folgen und Würkung dieser Umschaffung der Deutschen zu Franzosen. — Die Mode hatte alles so verändert und verstellt, daß der Vater die Tochter, der Mann das Weib, der Bruder die Schwester, und das Kind die Mutter nicht anders, als am Muttermaal, oder an der Zahnlükke, oder am schielenden Auge, oder sonst am Geruch erkennen konnte: denn die Höhe, die Dikke, die Breite, die Figur, der Gang, die Sprache, die Bewegungen, kurz die ganze Gestalt des deutschen Weibes war und ist noch am Mittag anders, als am Morgen, und am folgenden Tage wieder anders, als am vorhergehenden. Daher kömmt es denn auch oft, daß der Vater, wenn seine Demoiselle Tochter aus der Kirche kömmt, erst mittelst eines Fernglases, oder wohl gar durch die Frage: **wen hab' ich die Ehre vor mir zu sehen?** erfährt, daß die ihm unbekannte glänzende Figur sein eigenes Fleisch und Blut ist; dem Ehemann begegnet es noch öfterer, daß wenn ihn seine vom Friseur, Schneider und Modenhändler zum Ball herausgeputzte Ehehälfte am Schreibpulte überrascht, er die Augen weit aufreißt

reißt und fragt, ob dieser Besuch ihm oder seiner Frau gelten soll; und nur der Befehl, die Börse herzugeben, und sich auf den kommenden Abend sein Butterbrodt selbst zu schneiden, oder dem Kutscher zu sagen, daß er die gnädige Frau um 4 Uhr künftigen Morgen zurük holen soll, macht es ihm begreiflich, mit wem er zu thun habe. Die thörichtesten, lächerlichsten, tollsten, abscheulichsten, beschwerlichsten Verwandlungen gingen nun mit den Häuptern unsrer deutschen Frauenzimmer vor. Der Schädel, der gestern noch eine ebene Fläche machte, ward heute schon zum Hügel, und den Tag darauf gar zum Berge umgeschaffen. Bald sah man den Berg wegnehmen, und statt desselben Hörner auf den Kopf setzen. Auch die Hörner verschwanden, und das Modell einer Bastion nahm ihre Stelle ein. Einige Tage hernach ward die Bastion zerstört, und die Haare wurden in der Gestalt eines Bienenkorbes geformt; aus dem Bienenkorbe ward ein Zukkerhut, aus diesem eine Pyramide, und aus der Pyramide die Copey des Straßburger Thurms, von dessen Schiksal ich euch künftig erzählen will.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Zwanzigstes Stük.

1791.

(Fortsetzung des vorigen Stüks.)

Bote. Einen solchen Thurm zu bauen hatte nun natürlicher Weise die reichhaltigste deutsche Kopfhaut nicht die zur Anlage nöthigen Haar-Materialien genug; aber der französische Erfindungsgeist schaffte auch in dieser Noth guten Rath. Zum Fundamente ward ein Wulst aus Leder gelegt; die Balken und Riegel machte man aus dem Schweif des Pferdes und aus der Wolle des Schafs, und um den Dachstuhl anzulegen, plünderte man die Bärte der Ziegenböcke, und die Schädel der Leichname. Statt

des Mörtels wurden für ein so hohes Gebäude 10 Pfund Pomade, und statt Kalk 12 Pfund Puder, so wie zu den Klammern und Nägeln 16 Pfund Haarnadeln nothwendig gebraucht; während dieses Thurmbaues gebrauchte der Arbeiter eine Leiter, um bis an die Spitze zu kommen, oder das thurmtragende Frauenzimmer setzte sich platt auf die Erde. Diese Thurmhaarmode richtete schreckliche Verwirrung in der sonst gewohnten Lebensart der Deutschen an; sie mußte, wenn sie Mittags um zwey Uhr würdig zur Tafel erscheinen wollte, schon des Morgens sehr frühe zur Legung des Fundaments vor dem Werkmeister sitzen, und gleichergestalt, da es doch für nothwendig gehalten ward, die bey allen Menschenkindern noch fortdauernde Mode des Schlafs mitzumachen, ihren Kopf schon wieder zur Abbrechung des Thurms Nachmittags um 5 Uhr bereit halten; falls Gesellschaften, Thee- und Lästervisiten, Abendbewirthungen ꝛc. dieses nicht zuließen, wurde Kopf und Thurm in ein besonderes dazu verfertigtes Futteral aus Pappe oder Leder gepakt, um solchergestalt den Thurm bequem mit zu Bette nehmen zu können. — Vormals waren in jedem Hause nur kleine Thüren und Fenster, aber bey der Thurmmode mußten Zimmermann und Tischler Thüren und

Fen-

Fenstern vergrößern, damit der wandelnde Thurm durchkommen konnte, und der Kopf beym Ausschauen im Fenster seine kostbare Last nicht in Gefahr war abzustossen. Der größte deutsche Mann trabte neben einer solchen Thurmträgerinn als ein Zwerg einher, und beym geringsten Sturm lief ein solcher Führer augenscheinliche Gefahr, unter den Schutt begraben zu werden.

Wirth. (lacht laut auf.) Ach geh er, er macht gewiß nur Spaß; Wie wär' es denn in aller Welt möglich, daß solche Tollhausstükchen in der Welt passiren können? Er ist heute aufgeräumt, und will uns nur zu lachen machen.

Bote. Nichts weniger als das; weinen möcht' ich, wenn ich die Verwirrung des gesunden deutschen Verstandes durch die albernen, französischen Moden noch täglich ansehe. Gebt nur acht, es kömmt noch viel ärger. —

Diese Thurmlast ward dem deutschen Frauenzimmer mit der Zeit selbst lästig, und den Franzosen lüstete nach einer neuen Modensteuer; deshalb erschien ein Gesetz, vermöge dessen die hohe Burg geschleift, der vom Schutt beladene Kopf geebnet wurde, und aus den Trümmern des

ganzen Werkes stieg plötzlich ein **Blumenbeet** empor, auf welchem die Produkte der **Blumenhändler von ganz Harlem** zur Schau prangten. Gleich hernach verschwanden auch die todten Blumen von den lebenden Blumentöpfen, und der ganze Kopf ward in große **Schleier**, wie sie der Orden der büßenden Nonnen zu tragen pflegt, eingehüllt. Manche trugen diese Bußhülle schwarz, andere weiß, und man glaubte, daß jetzt die Vernunft in ihre Köpfe zurük gekehrt sey, und sie mit diesem Gewande anzeigen wollten, wie sehr sie ihren vorigen Unverstand betrauerten, allein der Erfolg zeigte gar bald den Irrthum. — Es misfiel ihnen äußerst, daß mancher Kurzsichtige vor der größten eingehüllten Schönheit gleichgültig vorbey gieng, in Meinung, es stekke unter diesem Flor ein eisgraues, zahnloses Mütterchen, der Liebhaber umarmte oft die Kammerjungfer seiner Geliebten, weil diese in eben die Hülle gemummt war, als jene, und die Verschmähete kündigte dem unschuldigen Treulosen deshalb den Handel auf. Man beklagte sich darüber bey der französischen Moden-Regierung, die die mit Thränen begleiteten Klagen ihrer deutschen Sklavinnen, eines gnädigen Blikes würdigten, und folgende Abänderung veranstalteten: Statt

der

der finstern Nonnenkappe, die das Gesicht und den Wirbel bisher versteckte, entstand auf letzterm eine förmliche **Krambude**, worauf Straußenfedern, Paradiesvogelfedern, Pfauenfedern, Kapaunenfedern, Hahnenfedern, Hermelinzöpfchen, Fuchsschwänze, Perlenschnüre, goldene Litzen und Quäschen, Bänder und tausend andere solche Siebensachen zur Schau ausgekramt wurden. Aber auch dies Unwesen bestand nicht lange, weil Nord- und Südwinde manches Stükchen in die Luft führten, und jämmerlichen Spektakel unter dem erwähnten Kram anrichteten. Dieserhalb fingen einige an, den Firlefanz zusammen zu binden, und in den **Strauß eines Schlittenpferdes** zu verwandeln, andere hingegen warfen den ganzen Kram im Winkel, und stolzirten mit einem Kopfputz einher, der ganz dem **Weinlager** eines Kaufmanns zu Bordeaux glich, indem einige hundert große und kleine Tonnen und Fässerchen aus Leichen- und Bokshaaren gemacht, das schöne Haupt bedekten. Auch die Mode des Weinlagers ward bald alt, und es folgte eine Reihe anderer eben so abentheuerlicher Veränderungen des Kopfputzes. Bald trug man ein kleines Mützchen aus Flor, Band, Drath und Netzwerk verfertiget, das die Gestalt eines Herzens hatte, und das man auf franzö-

fisch Coeur, oder zu deutsch Herz nannte; mancher Dame war diese zarte Dekke nicht genug, den bisher mit lauter Bollwerken verschanzten Kopf gegen die Würkung der freyen Luft zu schützen, und sie verkroch sich deshalb in eine tiefe Höhle, der man den Namen **Dormeuse**, oder, zu deutsch, Schlafhaube gab. Doch betrachtete man sie blos als ein Behelf bey schlechtem Wetter, oder als Schutzmittel gegen Kopfweh; legte dagegen bey besserer Witterung oder Feyerlichkeiten eine andere Maschiene aufs Haupt, die mit einem hohen Borde, mit Rudern und Segeln einer **Halbgaleere** gleich, ausgerüstet war. Wenn viele Damen der Art auf öffentlichen Spaziergängen lustwandelten, Hekken und Alleen durchkreuzten, so konnte ein Unwissender sich ein deutliches Bild von einem Seetreffen dabey machen, und hatte überdies oft das Vergnügen, das Scheitern eines Schiffes zu sehen, wenn nemlich der Sturmwind eine solche Galeere gegen einen Baum oder sonstige Klippe warf. —

Ein Türke erschien nun in Paris, und die neueste Kopfmode war bald ein **türkischer Bund**, bald das türkische Wappen, der **halbe Mond**, der aber gleich darauf bey der Gelegenheit eines Balls wieder abgenommen wurde,

und

und einer **Windmühle** in vollem Gange Platz machen mußte. War vorher die Sucht, mit Pferde- und Ziegenhaaren zu bauen, groß gewesen, so war es jetzt die Wuth, von Flor und Band Berge aufzuthürmen, noch größer. Die Windmühle stand anfänglich auf dem flachen Schedel, nicht lange hernach auf einem Florhügel, und endlich gar auf einem **Felsengebürge**, daher auch die neue Haubenart die **Felsenmode** genannt wurde. Allein auch diese Mode trug ihren Trägerinnen manchen Schimpf zu, weil eine Figur mit einem solchen Berge auf dem Schedel aussah, als habe sie zwey Köpfe über einander, und mancher der Mode Unkundiger nicht wußte, welcher von beyden der rechte sey; noch wuchs hieraus das Unheil, daß mancher Soldat bey Nachtzeit vom Posten lief, wenn er eine solche Maschine auf sich zukommen sah, in Meinung, er sähe ein Gespenst. — Dies verursachte, daß einige Wochen die Deutschen nichts von der Pariser Mode Abhängigkeit wissen wollten, sondern zur Fahne eines wallachischen Mörders, **Horja** genannt, freywillig schwuren; und zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit Kopfputze trugen, die der Mütze des Rebellen glichen, und den Namen à la Horja führten. Man weiß aber, daß Franzosen Galle haben, und

diesen Abfall der Deutschen ernstlich ahnden wer-
den. Es währte auch nicht lange, so kehrten
die Sklavinnen zu ihren ersten Herren zurük, und
diese legten ihnen die Strafe ihrer Abtrünnig-
keit dadurch auf: daß sie ihnen Pariser Fisch-
weiber-Hauben sandten, die zur Erinnerung
an ihre Flatterhaftigkeit, den deutschen Namen
Flattermützen erhielten. In dieser Buß-
haube konnte man das Gesicht der Schönen
schwerlich anders, als bey hellem Mittage,
oder beym Schein zweyer Fakkeln finden.
Die Franzosen hatten hierdurch die herrlichste
Genugthuung; denn wenn ein junger Stuzer
mit Hülfe des Fernglases ein holdes, blühendes
Antlitz zu finden glaubte, und dagegen ein runz-
liches, triefäugiges Mütterchen aus dem Hospi-
tal entdekte, ließ er nicht selten sein Mißver-
gnügen über diesen Irrthum laut werden. —
Der Vater, getäuscht durch die Flattermütze,
nannte oft seine Tochter **Frau Schwieger-
mutter**, und konnte sich nur durch die aufge-
setzte Brille überzeugen, daß er geirrt habe. —
Der Gast gerieth durch die verdammte Flatter-
mütze nicht selten in die Verlegenheit, bey ei-
nem Abendschmause eine Grobheit zu begehen,
indem er seine junge schöne Wirthinn fragte,
ob sie in ihrem hohen Alter noch Schinken ver-
tragen

tragen könne, weil er glaubt, er spreche mit der Großtante derselben; und nur ein näher gerüktes Licht bewieß ihm das Gegentheil. Ueber solche unerhörte, schrekliche Irrthümer, die durch die Flattermützen einzig und allein veranlaßt wurden, klagten und weinten die deutschen Schönen die bittersten Thränen, indeß die Häßlichen sich sehr wohl dabey befanden, und eine ewige Flattermützen-Mode wünschten; allein die Klagen der ersten Klasse drangen durch; die Pariser Modeschöpferinn ward gerührt, und nahm ihre deutschen Püppchen wieder in gnädige Protektion; doch verordnete sie, daß künftig der Schädel ganz nakt und bloß erscheinen sollte, und nur ganz oben auf den Wirbel ein kleines, fast unsichtbares Hütlein aus Stroh, getragen werde: doch durfte dieser Gedanke von einem Hut nicht von deutschem sondern französischem Stroh geflochten werden, damit nicht die Moden-Sklavinnen außer Uebung kommen konnten, die französische Kopfsteuer zu bezahlen. Weil mit diesen Strohdekkelchen der große merkwürdige Zeitpunkt der Hutmode eröfnet ward, so dauerte die Form des ersten Wünschhütleins auch etwas länger wie sonst eine Modenveränderung; doch mit der Zeit fieng man auch an, das Hütchen auszudehnen,

eine Haut von Taft zu geben, und mit jedem Monat gewann es merklich an Größe, bis es endlich nach Ablauf eines Jahres zum Umfang eines Regenschirms angewachsen war. Eine mißgerathene Erndte machte der Strohhut-Mode ein Ende, und die Schönen trugen nun Hüte aus Corsika, die aber auch Schulknaben, Barbiergesellen, Postknechte, Vorreuter, Kammerjäger ꝛc. bald zu ihrem Modehute machten, wodurch die Schönen bewogen wurden, sie alle zu verbrennen, und fußfällig um eine neue Art Hüte baten, die sie auch in Filz von Biber-Hasen- und Katzenhaaren richtig erhielten. Diese Modehüte hatten so rasenden Abgang, daß man sich genöthiget sahe, auf andere Mittel zu sinnen, um nicht durch Ausrottung der Hasen die Beflissenen und Liebhaber des edlen Weidwerks um ihr Jagdvergnügen zu bringen, und durch den Katzenmord Gefahr zu laufen, von Ratten und Mäusen selbst verzehrt zu werden. Das Schilf, das an französischen Flüssen und Sümpfen wächst, schien das tauglichste Mittel zur Vermeidung der eben angeführten Uebel zu seyn: man flocht daraus Hüte, und schikte sie unter den Namen Basthüte nach Deutschland, die posttäglich ihre Form ändern mußten. Heute trug man den Hut schlicht; morgen die Krempe

mit

mit Bändern behangen; übermorgen mit Federn besteckt, dann mit Cocarden besetzt, ein andermal mit Blumen bepflanzt, bald darauf mit Perlen belegt, nach einigen Tagen mit Riemen geschnürt, am kommenden Ball mit Bieberhaaren bordirt, nach kurzer Zeit mit einer Schwanenhaut ausgeschlagen, im folgenden Monat mit den Stacheln des Igels gespikt, alsdann mit Guirlanden umwunden, am nächsten Sonntage mit Schnallen und Borden eingefaßt, dann einmal gar mit blitzenden Sonnenstrahlen umgeben, bald darauf mit einem aus Flor gemachten Heiligenschein umhüllt, dann mit Gardinen behangen, und einandermal gar mit ungeheuren Umhängen versehen. Bald trug man die Krempe nakt, bald mit einem taftnen Futteral, bald mit einer flornen Hülle, und bald mit einem Strohgeländer. Heute war sie in die Höhe gebogen, und morgen fiel sie ins Gesicht und Nakken. Eine eben so geschwinde Umschaffung gieng mit dem Kipf des Huthes vor; bald war er halbkugelförmig, bald tonnenförmig, bald Pyramidenförmig; bald trug man ihn nakt und blos, bald mit Stahl beschlagen oder mit Flügeln besetzt, oder mit einer Fahne bepflanzt, oder mit einem langen Tuch behängt. Bald war der Hut nur 8 Zoll, und nicht lange hernach 48

Zoll

Zoll im Durchmesser, bald nur einen Viertelfuß, am Ende aber zwey Fuß hoch, weil er erst nur aus einem Stokwerke bestand, hernach aber noch 5 bis 6 Etagen darauf gebauet wurden. Dadurch erhielten die Hüte gar sonderbare Figuren: Heute sahen sie einer **Caffee Tasse** mit Ober- und Unterschale gleich; morgen glaubte man eine Muschel zu sehen, übermorgen ein Boot, und mit jedem Posttage erhielten sie eine andere Form, so lange, bis sie durch den Filz des **römischen Harlekins** ganz verdrängt wurden, und dieser wieder durch die **Mütze des ungarischen Husaren** um seinen Credit kam. —

Noch trug man Hüte in der Form eines ägyptischen Obelisken; andere nach dem Modell der **großen Glokke zu St Denys**, sogar in der Gestalt der **Kuppel** des Taufsteins zu Rheims, deren Aehnlichkeit die Umhänge noch vermehrten. Alle diese Umschaffungen der Hüte zogen und ziehen noch den Damen mehr Aerger zu, als vormals der Haarthurm und die Flattermütze. Sie geriethen daher einst auf den sonderbaren Einfall, mitten im Sommer eine **kroatische Pelzmütze** aufzusetzen, allein die Unart der Sonnenhitze vernichtete in kurzem wieder die

die Mode, und setzte einen ungeheuren Trichter an die Stelle der Pelzmütze, der den Namen **Pferdekopf** erhielt. Hierüber ward von denen, die noch nicht so recht zur Modenfahne geschworen hatten, gespöttelt und gewitzelt, weshalb man den häßlichen Trichter vorn, hinten und an den Seiten mit ungeheuren Kokarden und einem ganzen Dutzend Bandschleifen zu bedekken suchte, allein der Pferdekopf kukte doch allenthalben hervor. Nun trägt man gar ein zusammengekräuseltes Ding von grasgrünem Taft, das ganz die Figur eines zusammengerollten Kälbergeschlinges hat, und mit einem Wetterdache oder Regenbrette versehen ist. Dieser neue Modehut dient mancher Dame zur Bedekkung ihrer schwachen und blöden Augen, die die freye Luft nicht gar wohl ertragen können, und hat daher in solchen Fällen zufälliger Weise seinen Nutzen.

Wirthin. Gott bewahre jeden vernünftigen Menschen vor solchem Greuel und Unsinn. Ich trage meine Mütze nun schon seit 40 Jahren eben so, wie sie meine Mutter getragen hat, und weiß den Himmel von einer neuen Mode. Ich denke, was bequem sitzt und nützlich ist, das ist die beste Mode!

Bote.

Bote. Sie hat Recht, Frau Wirthin! Ihr verzeiht es auch der Städter allenfalls, wenn sie so denkt und spricht; aber einer Stadtdame wollte ich es doch jetzt nicht mehr rathen, dergleichen altmodische verjährte Vorurtheile zu hegen, wenn sie nicht allgemein verspottet und ausgelacht, wohl gar verfolgt werden will. Eher kan man über die nützlichste Einrichtung, über die weiseste Staatsverfassung spötteln und Glossen machen, ohne fürchten zu dürfen, daß man zur Verantwortung gezogen wird, nur hüte man sich, über die herrschende Mode des Putzes ein Wort zu sagen, oder auch nur eine schiefe Miene zu machen, wenn man nicht verfolgt werden und für einen Ketzer passiren will.

Schulmeist. Du hast uns nun zwar ein schreckliches Gemälde vom Kopfputz der Damen gemacht, das noch fürchterlicher ist, als das vom jüngsten Gerichte, was ich einst in einer Gerichtsstube sah; aber nun erzähle uns auch von den übrigen Moden-Veränderungen des Körpers.

Bote. Nur Geduld; ich bin noch nicht mit den Hauptputz der Schönen fertig. Unter den

man-

mancherley Hüten erhält das Haar auch verschiedene absurde Formen. Das lange Haupthaar wird heute mit Pomadenpech am Hinterkopfe angekleistert, morgen läßt man es frey hängen, und übermorgen wild herumflattern. Bald hat es die Figur einer dikgefressenen Spinne, bald die Form einer Strikleiter, bald die Gestalt eines Klingelbeutels, und bald gar das Ansehen eines am Rükken hinunter hängenden Brodtsaks der Bettelmönche. Ein andermal ist es eine Mahler-Bürste, dann ein dikker Knoten, Cadogan genannt, bald darauf eine Hängematte, und dann wieder ein geflochtener und aufgeschlagener Zopf. Auf einmal bekam ein deutsches Weib den gesunden deutschen Einfall, das Haar in gefälligen Lokken, wie es die Natur verlangt, sanft am Nakken hinunterfliessen zu lassen; aber die französische Mode hinderte gleich den Durchbruch der gesunden Vernunft, und verordnete die Tragung des vorerwähnten Taufsteinhutes, von welchen zwey herabhängende 9 Zoll breite und 24 Zoll lange Bänder das

lange

lange feine lokkigte Haar der Deutschen dermaßen bedekte, daß kein sterbliches Auge die Schönheit desselben entdekken konnte, und die Hutträgerinn entweder für kahlköpfigt, oder für eine Jüdinn halten mußte. Blikte dessen ungeachtet noch ein Lökchen hindurch, so mußte ein am Hintertheil des Hutes angenageltes weißes oder schwarzes Tuch jene Spur von Haaren völlig bedekken. Eben so unsichtbar blieb das Haar unter der berühmten Herrschaft der Pferdeköpfe ꝛc.

Nun, Bruder Weidlich, nächstens will ich auch suchen, deine Wißbegierde in Ansehung der übrigen Körper-Moden zu befriedigen.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Ein und zwanzigstes Stük.

1791.

Bote. Hört jetzt nur das Ende meiner letzthin abgebrochenen Moden-Geschichte.

Man trug gar gewaltige **Fischbein-Röke**, wozu eine ungeheure Menge Zeug gebraucht wurde, und die noch die Unbequemlichkeit hatten, daß wenn eine solchergestalt angethane Dame auf der Straße gehen wollte, es nöthig gewesen wäre, vorher unter Trommelschlag bekannt machen zu lassen, daß keine Wagen, Karren, Kutschen oder Sänften sich in der Straße sehen lassen sollten, weil sonst die Kutscher, Fuhrleute, Sänftenträger und Fuß-

gänger Gefahr liefen, daß der Karren, die Kutsche, Sänfte ꝛc. vom Reifrok umgeworfen oder gar zerbrochen würde. Zwey Fischbein-Rökke mit den darin eingesperrten Damen nahmen die Breite der breitesten Straßen ein. Eine solche Dame war auch im größten Tanzsaal in Gefahr, beym zweyten Seiten-Pas an die Wand zu rennen, so wie sie zum Herumdrehen einige Minuten gebrauchte, und bey der größten Vorsicht dennoch oft den Musikanten-Tisch mit ihrem fischbeinernen Zwinger umstieß, oder den großen Baß zerschmetterte. Die Pariser Mode-Regierung gab nun auf einmal den Befehl, plötzlich aus dieser Verschanzung herauszukriechen, und eine entgegengesetzte Figur zu machen. Wie die Schmetterlinge marschirten nun die armen Geschöpfe aus ihrer Schale hervor, und wandelten, unten und oben gleich dünne, wie die Nachtlichter umher. Doch waren sie schon zu sehr zum Lasttragen gewöhnt, und konnten Gottes Geschöpf, wie es die Natur gemacht, nicht leiden; sondern setzten sich an jeder Seite des Leibes ein Pauken ähnliches Ding, aus Segeltuch, Fischbein und Eisen aufgebauet, das sie **Poschen** nannten. Hierbey stand sich nun manche Bürgerfrau sehr gut, weil sie darin, statt eines sonst gebrauchten

Kor-

Korbes, die auf dem Markte eingekauften Sachen, als Kalbsköpfe, grüne Waare ꝛc. stekte, und zu Hause trug. Diese Nachahmung behagte nicht den Dames höheren Standes; sie rissen daher sorgfältig die angesetzten Pauken wieder ab, und machten sich auf dem Hintern einen **Kameel-Höker**, und einen ähnlichen auf der Brust, so, daß nach dieser Mode der weibliche Hals dem **Kropfe** eines **Pelikans** nicht unähnlich sah; und die aus Flor, Seide oder Leinewand gemachten Brustwülste den Hals eben so dikke machten, als den Hintern; daher es den Ausländern schwer ward zu glauben, daß eine solche kropftragende Dame, die überdem mit dem mehrerwähnten Pferdekopfs-Hute bedekt war, würklich ein wahrhaftes Menschenkind sey. —

Die Veränderung der Dikke und Weite des Körpers, vermöge der angesetzten Maschinen, erforderte auch eine Verschiedenheit der Kleider. Man trug diese mit einem zwey Ellen langen Schwanze, der nachgetragen, oder am Hintern befestiget ward, wenn man ihn nicht auf der Erde nachschleppen ließ. Im letzten Falle kam es nicht selten, daß eine Dame schon längst mit ihrem eigenthümlichen Körper um die Ekke

einer Straße war, wenn man den Schweif des Kleides noch diesseits der Straße sah. — Eben so kurios war ihr Geschmak in der Wahl des Schnitts und der Farbe ihrer Kleider, welches so weit gieng, daß, als die Pariserinnen ihnen die **Pariser Kothfarbe** zu tragen anbefohlen hatten, sie mit dem größten Vergnügen Kleider von der allerliebsten Farbe Boue de Paris trugen, und mit deren langen Schleppen willig und gerne den deutschen Koth von den Gassen fegten. —

Die nemliche Abwechselung wurde mit dem Ohr- und Halsgeschmeide vorgenommen. Erst trug man in den Ohren simpeln Schmuk von zwey Birngestalten, bald ein Paar Herzen, dann zwey Triangel, hierauf zwey Maltheserkreuze, bald zwey schwarze Rosen, bald zwey Dutzend große und kleine Perlen, bald zwey gläserne Flaschen mit Riechwasser, bald die Klöppel eines Mörsers, bald ein Paar Herkules-Keulen, bald zwey lange, dikke Reife, bald zwey bis auf die Brust hängende Ketten, bald ein Paar Luftschiffe, bald ein Paar Rosenkränze, und endlich gar einige Dutzend an einander gereihete Notenblätter mit französischen Tänzen. — Ihre Leibbinde ist heute die Schärpe eines

eines Seiltänzers, morgen der Schurz eines Läufers, übermorgen einer Geldkatze der Roßhändler ähnlich, wohl gar einmal mit Schlangen, Drachen und Todtenköpfen besetzt ꝛc. Eben so unzähligen Moden-Veränderungen sind die Hals- und Armbänder der Damen unterworfen, ihre Ringe, Uhren und Uhrketten, ihre Schnallen, Dosen, und Strumpfbänder, Strümpfe und Schuhe, Handschuhe und Muffen, Halstücher und Mäntel, Schürzen und Pelze, Fächer und Sonnenschirme, Schminke, Pomade und Riechwasser. Noch Millionen Thorheiten könnte ich euch beschreiben, die unsere deutsche Frauenzimmer von den Franzosen so willig annehmen; wenn nicht das schon gesagte euch einen hinlänglichen Begriff von der Moden-Sucht derselben machen könnte. Nun hört auch, wie die deutschen Männer französische Moden-Sklaven sind.

Nicht genug, daß dies arme männliche Geschlecht schon so hart für die Moden-Sucht ihrer Weiber und Töchter büßen müssen, indem sie immerwährende Rechnungen an Schneider, Moden-Händler, Friseur, Juwelier, Tapezier ꝛc. ꝛc. zu bezahlen haben, so richten sich auch diese sehr strenge für ihre Person nach den Gesetzen, die von den Franzosen und Engelländern ihnen vor-

geschrieben werden. Ihr Kopfputz war und ist so veränderlich, als der von Frauenzimmern. Bald schwebten **Taubenflügel** an ihren Schläfen, und Haarbeutel hingen in ihren Nakken, den **Zahlbrettern** der Heeringsweiter an Größe gleich; bald strotzten Tönnchen an ihren Wangen, und statt des Haarbeutels der Stiel einer **Parforce-Peitsche**; bald waren diese Tönnchen in **Krämerduten** umgeschaffen, und der Peitschenstiel in eine **Tüncherbürste** verwandelt; hierauf schaffte man den ganzen Kram, Taubenflügel, Zahlbretter, Peitschenstiele ꝛc. weg, ebnete den Wirbel bis zur Stirne, stutzte die Seitenhaare wie den Schweif eines englischen Gauls, und trug, statt der großen und kleinen Haarbeutel, einen kurzen **Knoten** auf den Nakken. Aber auch diese Mode war von so kurzer Dauer, als die vorigen: die männliche Nation theilte sich in zwey Partheyen, davon die eine einen krausen stachlichten **Igelskopf** annahm, die andere aber gar **Zigeuner-Frisur** trug. Beyde männliche Haarmoden waren nicht nach dem Geschmakke der Damen; sie spöttelten darüber, oder schimpften wohl gar, und durch so triftige Gründe bewogen, schafften die Männer den geschornen ebenen Wirbel in ein sanftes Gewölke um, die im Nakken hängenden zottigten Haare

wurden

den in kleine fließende Wellen verwandelt; die Mode selbst trug einen französischen Namen, und man sagte, ein solchergestalt gekämmtes Männchen trage eine Frisur en Abbé. Bald trägt der Deutsche eine Frisur en dos d'ane, oder zu deutsch, Eselsrükken ꝛc. ꝛc. Euch von den mannigfaltigen Schikfalen der Bekleidungen unserer Landsleute einen Begriff zu machen, würde eine ununterbrochene Erzählung von Monaten nicht hinreichen; also nur einige Worte davon. Der Hut war z. B. heute klein, morgen groß, dann ungeheuer; bald dreyekkig, bald zweyekkig, dann rund; ein andermal weiß, über ein Paar Tage grau, hierauf wieder schwarz, grün ꝛc. Einige Zeit bedekte er bloß den Wirbel des Kopfs, nicht lange hernach berührten seine ungeheuren Flügel die Achsel; und eine andere Mode untersagte sogar, den Hut zum Schutz gegen Kälte, Regen und Sonnenschein zu gebrauchen; deshalb man anfieng, ihm seinen Platz unterm Arm anzuweisen, oder statt eines Fliegenwedels, in Gestalt eines mit Taft überzogenen Triangels, in der Hand zu tragen. —

Die Manschetten der Deutschen, die vor 30 Jahren von dem Umfange waren, daß man ein

5jähriges Mädchen darin kleiden konnte, entdekte man kaum nachher durch Hülfe eines Vergrößerungsglases. Der Zeug dazu war bald Nesseltuch, bald Kammertuch, bald Cattun und bald Seide; heute trug man sie schlicht, morgen gestreift, übermorgen gemuscht, dann geblümt, bald darauf geflochten, Tags darauf als Netz gestrikt, dann wieder gekäpert, in der folgenden Woche gewässert ꝛc. Auch wimmelten einige dieser Manschetten und Halskrausen voller darin gestikter Insekten.

Eben so oft wechselten unsere Landsleute mit den Knöpfen an ihren Kleidern, die bald in der Größe eines Thalers, bald so klein wie ein Dreyling; und bald von Stahl, bald von gelben oder weißen Metall, dann übersponnen ꝛc. getragen wurden. Die Kleider selbst, worauf man diese Maschinen trug, waren bald lang, bald kurz; bald mit weiten Aermeln und Aufschlägen, worin man neben den Arm noch ein Magazin anlegen konnte, und nicht lange hernach so enge, daß der Kreislauf des Bluts gehemmet ward; Heute waren steife Stöße daran, die man kugelfest nennen konnte, und morgen waren es nur ungefütterte dünne Lappen Zeug; bald trug man die Taille nahe am

Knie,

Knie, und bald darauf mußte man sie zwischen den Schultern suchen; zuerst war der Kragen des Kleides nur einen Zoll hoch, und gegenwärtig findet man den halben Kopf mit Ohren ꝛc. darin versteckt. Roth, blau, schwarz, weiß, gelb, grün, und der Himmel kennt alle die Namen der Zeug-Farben, die gegenwärtig Mode sind; alle vereint kann man sie auf jedem Rokke eines deutschen Stutzers erblikken; so wie man die Abbildung von Affen, Meerkatzen, Papagoyen, Ratzen, Mäusen, Schmetterlingen ꝛc. auf ihren Westen, die sie Gillets nennen, noch täglich sieht. —

Und damit alles sich hübsch zusammen passe, werden ebenfalls Beinkleider und Strümpfe getragen, die wegen ihrer Buntscheckigkeit dem gefüllten Pallette eines Oelmahlers gleichen. Den Fuß bedekt ein Schuh, dessen Hintertheil nur sichtbar ist, weil das Vordertheil eine mächtige Schnalle bedekt, die bald rund, bald viereckig, bald oval, bald dreyekkig ꝛc. ist, und die, ihrer ansehnlichen Größe wegen, noch den Rang

über die größte Schnalle an den altmodischen Pferdegeschirren behauptet. Sonst werden auch noch ganze und Halbstiefeln getragen, die von gar sonderbarer Form sind. z. B. Die eigentlichen Stiefeln sind bald schlaff, bald steif; im letzten Fall gleichen sie vollkommen den Feuereimern; und bin ich selbst einmal durch ihre Gestalt irre geführt worden, und habe mich derselben bey einer Feuersnoth zum Löschen mit Vortheil bedient. Auch Uhren, Ringe, Dosen, Stökke, Uhrketten und andere Galanterie-Sachen der deutschen Männer sind einer unbeschreiblich, öftern Abwechselung unterworfen: sogar die Pomade und der Puder, womit ihr Haar gekräuselt wird, ist nicht von dieser Moden-Umschaffung befreyet. Man siehet daher oft einen deutschen Stutzer in seiner Morgenkleidung mit schwarzem oder braunem Haupthaar erscheinen, und Nachmittags trägt er eine mit gelbem, rothem, oder falbem Puder gefärbte hohe Frisur; am Morgen war sein und seiner Donna Gesicht erdfärbig, und Mittags erblikt man die schönste Kreid- und Ziegel-Mahlerey auf selbigen, die

man

man Rosen-Couleur nennt. Daher wird es künftighin erforderlich seyn, bey der Beschreibung der Figur und des Gesichtes einer solchen Person ihr Morgen-, Mittag- und Abend-Angesicht genau anzugeben, weil man sonst schwerlich aus der gemachten Beschreibung einer Person in ihrer Morgen-Gestalt, dieselbe im Mittagsanzuge erkennen wird.

Dieselben Veränderungen und Verwirrungen betreffen alle häusliche Angelegenheiten. Wo sonst eine Gesellschaft bey einer mässigen Mahlzeit und einem Trunke selbst gezogenen deutschen Weins herzlich froh und vergnügt war, sieht man jetzt die Tafeln der Deutschen mit ausländischen Gerichten und Schüsseln bepflanzt, die man nicht mehr nach einzelnen Zahlen, sondern schokweise herrechnen muß. Selbst deutsches Obst und Fleisch ist nicht mehr Mode, auf vornehmer Leute Tafel zu finden; sondern französisches Obst, spanische Trauben, englische Gerichte, und Wein aus allen Ländern, stehen in höherm Werthe bey unsern Landsleuten, als Sachen

chen dieser Art, die der vaterländische Boden hervorgebracht. Nach eben den Regeln der Mode ist ihre Bedienung eingerichtet; Deutsche werden nur alsdann dazu genommen, wenn man nicht Vermögen genug besitzt, französische Müssiggänger bezahlen zu können. Der deutsche treue Diener muß einem solchen französischen Windbeutel jederzeit nachstehen, warum? — Die liebe Mode hat das Verhältniß seines Werths gegen das, eines Deutschen, bestimmt. Französische Hauslehrer und Gouvernanten werden noch immer mit großem Aufwande in angesehenen Häusern unterhalten, um den Kindern frühzeitig die Plumpheit der deutschen Sitten abzugewöhnen, und sie zu Franzosen und Französinnen zu bilden. In weniger bemittelten Häusern trift man zwar zu diesen Jugenderziehern noch Deutsche an; aber zum mindesten müssen sie ihre Zöglinge französisch plappern, französisch denken, französisch handeln lehren können, oder sie sind nicht geachtet, und stehen in der Achtung der Aeltern dieser Kinder sicher einen Grad tiefer, als der französische Friseur

oder

oder Koch des Hauses. — Alle Putzsachen, Mobilien, Equipagen ꝛc. dürfen auch schlechterdings nicht von Deutschen verfertigt seyn; sondern müssen ausländischen Stempel tragen, sonst haben sie keinen Werth. Niemand frägt bey der Anschaffung dieser Sachen: **Giebt's denn unter unsern Landsleuten nicht Personen, die diesen oder jenen Artikel von eben der Güte, für eben den Preis verfertigen können, als jene Ausländer? —**

Schon das Wort **Deutsch** klingt **Deutschen** fatal, und wird von **Deutschen** mit solcher Geringschätzung und Verachtung ausgesprochen, daß einer sich vor dem andern schämt, wenn er sein Vaterland angeben soll. — Der ausländische Abentheurer, Projektant und eingebildete Künstler findet deshalb auch bey Deutschen fast immer eine glänzende Aufnahme, und lustiges, sorgenfreyes Leben, während der redliche deutsche Gelehrte, Künstler, Handwerker ꝛc. durch anhaltenden Fleiß und Arbeit sich unter seinen Landsleuten

leuten kaum kümmerlich zu nähren im Stande ist, wenn er nicht wenigstens einige Jahre französische oder englische Luft eingeathmet, und bey ihnen gelernet hat: **Groß zu scheinen, ohne groß zu seyn.** —

Nun bedenkt einmal, wie viele Millionen jährlich diese Moden-Reformen den Ausländern eintragen; wie viel an Narrenspossen und Albernheiten das deutsche Vaterland täglich, ja stündlich gewinnt; aber wie arm an Kopf, Herz und Beutel es auch dadurch wird. — Jetzt frägt man auch selten mehr nach Verdienst und Rechtschaffenheit, um den Werth eines Mannes zu bestimmen; sondern, wie viel Bediente hält er? Herrscht in seinem Hause ein guter Ton? d. h. Ist die Einrichtung seines Hauswesens ausländisch? Ißt man gut bey ihm? — Diese Dinge sind der Maaßstab, der unsere Hochachtung abmißt. — Wollte man nachahmen, sagte einst ein großer Mann, warum ahmt man gerade die Thorheiten der Ausländer nach; warum

nicht

nicht ihre besseren Seiten, ihren Witz, ihre Arbeitsamkeit, selbst ihre Klugheit, aus anderer Nationen Narrheit Vortheil zu ziehen? — Wie bedaurenswürdig müssen wir nicht selbst in den Augen der Ausländer seyn, die unsere Thorheiten bereichert? wie lächerlich nicht der sklavische Nachahmungsgeist der Deutschen, selbst bey den abgeschmaktesten, unnatürlichsten Mode-Vorschriften? Wer kann es unsern heutigen Sitten noch ansehen, daß unsere Ureltern einen rühmlichen Stolz darin suchten, etwas eigenes in ihrem ganzen Betragen, in ihrer Haushaltung, in ihrer Kleidung, selbst in jeder Kleinigkeit zu haben, das deutsche Originalität andeutete? — Selbst die deutsche Sprache ist den Deutschen unverdaulich; man spricht entweder durchaus französisch, oder spikt doch das Deutsche mit so vielen französischen Brokken, die noch überdem oft so zur Unzeit angebracht sind, daß ein Holländer, der große Reisen durch alle Welttheile gemacht, eidlich versicherte, die deutsche Sprache sey völlig einem französischen Ra-

Ragout ähnlich; und wolle er lieber die Sprache, die Gänse und Enten unter sich führten, entziffern, als das Gespräch eines deutschen Petitmaitres, oder den Aufsatz eines deutschen modernen Schriftstellers.

Schulmeist. Genug, Freund! Wohl mir, daß ich auf dem Lande lebe, wo man doch noch nach der Väter Weise handelt, wo man noch nicht die Moden-Sucht so sehr, als der Städter, kennt und übt. Aber bald wird es auch hier nöthig seyn, in der Litaney die Bitte einzuschalten: „Für Modesucht und Ueppigkeit, behüt uns Gott in Ewigkeit!“

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Zwey und zwanzigstes Stük.

1791.

Wirth. Da kommt Freund Werner, der soll an unserm Vergnügen Theil nehmen.

Bote. Nun! — was habt ihr denn heute? — Der Tisch ist ja so stark besetzet, daß ich kaum noch ein Plätzgen finden kann, und ihr seyd alle so festlich gekleidet, als wenn's Hochzeit wäre.

Schulmeist. Komm her zu mir, Bruder Werner!

Bote. In meinem Kittel?

Schulm. Komm nur; du bist uns in deinem Kittel eben so angenehm, als hättest du deinen Bratenrock an. Sieh, dieser junge Mann ist der Sohn unsers Schmids; der Vater hielt ihn schon lange für todt, nun hat er sich aber wieder gefunden, und besucht seinen alten Vater, darüber ist dieser so voller Freuden, daß er heute alles znm Besten giebt, was wir verzehren.

Bote. Das glaube ich: das muß für Eltern große Freude seyn, wenn sie ihre Kinder nach vielen Jahren wiedersehen, und dabey hören, daß es ihnen wohl gehet. Mir ist eine ähnliche Geschichte bekannt, die ich euch erzählen will, wenn ihr mir zuhören wollet.

Alle. O ja, wir hören gewiß alle recht gerne zu.

Bote. Elias Grumbach war ein Böttcher, wohnte auf dem Dorfe, war unverheyrathet, und dachte noch an keine Veränderung, ob er schon sein sechs und dreyßigstes Jahr zurükgelegt hatte. Sein Nachbar Meinhard war ein verarmter Kaufmann, der jetzt den Bauern im Dorfe Schwamm, Schwefel, Oehl und andere Kleinigkeiten pfenningweise verkaufte, und dessen

Frau

Frau durch Nähen und Waschen so viel dazu verdiente, daß beyde mit zwey Knaben doch den Hunger abwenden konnten.

Grumbach war ein Mann — ein guter ehrlicher Schlag — der schlecht und recht dachte, redete wie er es meinte, und nie anders, als nach seinem guten Wissen und Begriffen handelte. Sein Nachbar, der Kaufmann, starb, und hinterließ eine Wittwe mit zwey unerzogenen Knaben in Armuth und Noth. Grumbach gab das Geld zum Begräbnisse von seinem Nothpfenning her, den er sich zurükgelegt hatte, und fragte, wenn er die Knaben sah: seyd ihr hungrig, Kinder? kommt zu mir, mein Brodschrank steht euch offen.

Du hast Muth und Kraft zum Arbeiten, sagte einst Grumbach zu sich selbst, als er an einem Sommerabend die beyden Knaben abgespeist, und sich auf die Bank vor seiner Thür niedergesetzt hatte, du verdienst dein Brodt reichlich, und leicht kannst du noch mehr verdienen, wenn du dich noch mehr anstrengst, — ich denke die Meinhard — wenn ich ihr es sagte, daß ich wohl ihr Mann seyn und Vatersstelle bey ihren Kindern vertreten wollte, — sie würde nichts dagegen haben. Die Knaben dauern mich. Friedrich

drich ist zwar ein Wildfang, und nicht so gut wie Karl; können aber beyde das Handwerk lernen, und verdienen dann ihr Brodt.

Wenn Grumbach von einer Sache überzeugt zu seyn glaubte, daß sie gut wäre, so zauderte er mit der Ausführung derselben nicht lange, und fast hätte er der Frau Meinhard seinen ausgedachten Plan noch diesen Abend mitgetheilt. Endlich aber wollte er ihn noch beschlafen und zusehen, ob er morgen noch eben so geneigt seyn würde, wie heute. Wer sich gewöhnt hat, nach Grundsätzen zu denken, wird selten seine Entschlüße ändern, und so war auch Grumbach am folgenden Tage noch eben der Meinung, wie gestern.

Frau Meinhard war arm, und war in allem Betracht eine sehr gute vernünftige Frau, aber bey aller Armuth drängte sich doch der Dünkel ihres Standes hervor. Sie war die Tochter eines Stadtpredigers, und ihr verstorbener Mann war einmal angesehener Kaufmann in der Stadt gewesen, und Grumbach — ein gemeiner Handwerksmann! ein Böttcher! —— Diese Vergleichung mochte ihr unstreitig durch den Kopf fliegen, als Meister Grumbach in klaren dürren Worten seinen Antrag that, weil sie

sie — ihn eben nicht verächtlich abwies, doch aber auch keine Neigung zeigte, seinen gutgemeinten Vorschlag anzunehmen. Grumbach war verdrüßlich, weil er sich einen, wohl nicht ganz eigentlichen, aber doch immer einen Korb gehohlt zu haben glaubte, da er doch aus bloßer Gutmüthigkeit diesen Schritt gethan haben wollte.

Indessen mochte die Frau Meinhard wohl nur in dem Augenblikke des Antrags so ein Standesschwindel angewandelt haben; sie mochte finden, daß die gute Absicht Grumbachs nicht so verwerflich, im Gegentheil bey ihren drangvollen Umständen ganz annehmlich wäre, und also nach einigen Tagen, als sie ihn Abends, wie gewöhnlich, vor seiner Thür auf der Bank sitzen sahe, machte sie — einen nachbarlichen Besuch bey ihm. Grumbach rieth gleich auf eine Sinnesänderung seiner Frau Nachbarinn und — nach dem Sinne der meisten, hätte er sie nun eine Zeitlang quälen, und seinen Antrag nicht wiederhohlen sollen; allein dis war wider Grumbachs Grundsätze; er empfing sie artig, und nach einigen Bewillkommungs-Reden fragte er ohne Umschweife: ob sie seinen Antrag überlegt und sich bedacht hätte?

Die Heyrath kam zu Stande, und Frau Meinhard fand in der Folge keine Ursache, diesen Schritt zu bereuen, weil Grumbachs Fleiß sie vor dem Mangel schützte, und sie die Genügsamkeit mit Wenigem und dem Nothdürftigen lehrte, die allein des Menschen Erdenglük ausmacht. Grumbach behandelte seine Söhne brav; ließ es sie auf keine Weise fühlen, daß er ihr Stiefvater war, und unerachtet ihm nachher eine leibliche Tochter zu theil ward, so veränderte diese in nichts seine Gesinnung. Wenn ich ihn ein Muster der guten Stiefväter nenne, so wird man mich keiner Uebertreibung beschuldigen, da hier der Fall nicht war, der bisweilen gute Stiefväter macht, die, wenn sie eine reiche Wittwe belugst haben, bloß darum gut scheinen, damit sie die Reue nicht ankomme, daß sie das Vermögen ihrer Kinder um zwey Drittheile schmälert, und es einem Fremdlinge zuwendet.

Grumbachs Meinung war freylich, daß Friedrich und Karl das Handwerk lernen sollten, aber diese konnte er seiner Frau auf keine Weise beybringen: ihre Söhne sollten studiren! und diese Meinung bestärkten Prediger und Schulmeister aus allen Kräften. Wovon studiren? bey ihrer Armuth? Diese Frage kam bey ihr in keine Betrachtung: genug daß der liebe Gott schon

man:

manchem Armen durchgeholfen hatte. Da es nun einmal nicht anders seyn sollte, so fügte sich Grumbach, brachte seine Söhne auf die Schule in der nächsten Stadt, und unterstützte sie, so viel er konnte; das heißt, er trug ihnen selbst, oder schikte ihnen wöchentlich ein hausbakkenes Brodt und ein Pfund Butter, und so oft es ging, gab er jedem noch die Woche einen baaren Groschen Taschengeld. Durch ihre gute Aufführung und ihren Fleiß brachten es die beyden Brüder auch wirklich dahin, daß sie Unterstützung fanden. Mehr aber Karl noch, als sein Bruder Friedrich, der durch seine Wildheit und sein aufbrausendes Temperament sich vielen Verdruß und Schaden zuzog. Die Schuljahre waren nun bald zu Ende, und schon sprach man fleißig von der Universität. Ehe aber dieser Zeitpunkt eintrat, nahm Friedrich die Flucht, weil er einen Unterofficier von der Garnison, mit dem er Händel bekam, tödtlich verwundete.

Grumbach war unzufrieden, weil er ihn so oft gewarnt, und ihm seinen Jachzorn und seine Wildheit verwiesen hatte, und die Mutter — weinte. Man forschte, wohin er wäre, und bekam keine Nachricht. Karl bezog indessen zur bestimmten Zeit die Universität, und ohne alle Unterstützung, durch eigenen Fleiß und Arbeit-

samkeit erwarb er sich seine nöthigsten Bedürfnisse, und bereicherte sich mit Kenntnissen. Nach zwey Jahren ward er Hofmeister bey einem jungen Kavalier aus dem Fürstenthum Mannsfeld. Er begleitete diesen auf seinen Reisen, und auf Empfehlung und Anerkennung seiner Talente ernannte ihn der Fürst von Mannsfeld nach einigen Jahren zum Justiz-Sekretär.

Die Freude, die Grumbach hatte, wenn er Nachricht von seinem Karl erhielt, ist über alle Beschreibung, und wie tief gerührt saß er da, wenn fast jede Nachricht von seinem Sohne mit einer Beysteuer zum Gütlichthun begleitet war! Dann jammerte er jedesmahl über Friedrichen, nicht, daß er nicht eben so handelte, sondern daß er gar keine Nachricht von sich gab.

Schon war es gegen 20 Jahre, daß Friedrich fort war, und daß die guten Alten ihren Karl nicht gesehen hatten. Ein so langes Stillschweigen von Friedrichen, und eine so besondere Dankbarkeit von Karln, erregte Unwillen auf jenen, und den Wunsch, diesen zu sehen. Alle Vierteljahre schrieb Karl gewiß, und um diese Zeit wurde fleißige Nachfrage nach Briefen von ihm auf der Post gehalten.

Nach

Nach Michael war es, als Röschen, Grumbachs Tochter, auch in der Stadt war, und fragen wollte: ob ein Brief von ihrem Bruder angekommen wäre? Schon einige Posttage hatte sie vergeblich nachgefragt, und diesen blieb sie ungewöhnlich lange aus. Mit Ungeduld erwarteten beyde ihre Ankunft, Vater Grumbach saß auf seiner Schnitzelbank und arbeitete, und Anne, seine Frau, saß am Spinnrokken, sah aber weniger auf diesen, als zum Fenster hinaus, ob Röschen noch nicht kommen wollte!

(Bis hieher habe ich nach der Reihe her erzählt, nun müßt ihr mir aber erlauben, daß ich euch manchmal die Gespräche just so, wie sie unter diesen guten Leuten gehalten worden, mittheile, weil ihr sonst vieles von dem Interessanten der Geschichte verlieren würdet.)

Grumbach ruhte, nahm die Mütze von seinem grauen Kopfe, strich den Schweiß von der Stirne. Ist mir doch heiß! sagte er, ist's, Ungeduld, daß Röse nicht kommt, oder ist's das Alter?

Anne, seine Frau. Sie bleibt auch heute erstaunend lange.

Grumbach. Nein, Mutter, die Ungeduld möchte mir wohl so warm nicht machen. Es

will überhaupt mit mir nicht mehr so recht fort. Sonst war das ganz anders!

Anne. Sonst, ja wohl! Sonst! warst du da nicht jünger, Vater, als es anders war?

Grumbach. Ja freylich wohl jünger! Aber — wenn ich nun meinen Stiefsohn nicht hätte, wie da?

Anne. Immer Stiefsohn!

Grumbach. Laß du mich ihn immer so nennen. Du glaubst nicht, wenn ich Stiefsohn und Stiefvater so zusammen denke, und nehme nun das, was mein Karl thut, wie wohl mir da ums Herz wird. Können mir nun Worte so wohl thun — Gott! wie würd' es seyn, wenn ich ihn erst von Angesicht sehen sollte.

Anne. Das gebe Gott uns noch zu gute! Nicht wahr, Vater, nun bist du 68 Jahr?

Grumbach. Ja, Mutter, 68 sind heraus, und ich fühle, daß ich schwach bin! Mein Trost, meine freudige Beruhigung ist, daß ich mit Vergnügen in meine zurükgelegten Jahre hinsehen kann, daß ich mir vor Gott bezeugen kann, ich habe meine Zeit nicht im Müßiggange und unnütz verlebt, und das, Mutter, macht die Schwäche des Alters sanft und selig.

Anne. Ja wohl, ja wohl! — Aber wo Rose heute so lange bleibt!

Grum-

Grumbach. Was gilts, daß das Gehänge mit dem Verwalter Schuld daran ist!

Anne. Laß du das nur gut seyn, Vater! unsere Röse kann nicht besser ankommen. Herr Ehrenfried ist ein guter Mann, und ist reich; Noch letzlich habe ichs aus seinem Munde gehört, daß er ein Gut pachten wolle. Nu sage selbst, ob unsere Tochter besser ankommen kann?

Grumbach. Ja wohl, ja wohl kann sie ankommen! — Das ist wahr, was die Vortheile einer Heyrath anlangt, die könnt ihr Mütter ganz scharmant berechnen. Nur ist's der Henker, daß ihr fast immer in der Summe irrt und sie doppelt und dreyfach herausbringt. Mutter, Mutter! wenn Röse sich bethören ließe?

Anne. I, sie hat ja Verstand!

Grumbach. Siehst du, Mutter, das ist wieder ganz weiblich gesprochen. Ihr Weiber redet immer von Verstand, und wenn es am nöthigsten ist ihn anzuwenden, ist er selten zu Hause. Glaube mir, Mutter, vor dem Thore steht aller Verstand stille, besonders wenn man jung ist. Ehrenfried ist reich, und Röse ist arm; reiche Junggesellen mißbrauchen gerne arme Mädchen, und arme Mädchen lassen ihren Verstand gar zu leicht mit dem bloßen Worte Reichthum einschläfern.

Anne.

Anne. Daß du auch so argwöhnisch bist! Ehrenfried ist ein rechtschaffener Mann, das sagen alle Leute.

Grumbach. Bewahre, daß ich allen Leuten widersprechen sollte! Ich will seine Rechtschaffenheit nicht in Zweifel ziehen; aber für meine Tochter will ich auf der Hut seyn.

Dieser Wiederspruch verursachte ein kleines Stillschweigen; schon mehrmals war er vorgefallen, und hatte jedesmal diese Wirkung hervorgebracht. Mutter Anne wagte es nicht, sich deutlicher zu erklären, weil — sie ein Geheimniß für sich haben wollte.

Und das Geheimniß? — Ich habe die Ursache nicht, es zu verschweigen, wie Mutter Anne, wenn sie ja eine hatte, und also kann ichs euch entdekken. Der Herr Verwalter Ehrenfried hatte bey der Mutter so ganz insgeheim um Röschens Hand angehalten, und sie sehr dringend gebeten, keine Sylbe zu verrathen, weil seine geizige Mutter seine Liebe nicht billigen würde. Hätte er sich mit ihr wegen seines Vermögens auseinander gesetzt, so wollte er eine Pachtung übernehmen, und dann sogleich Röschen zum Altare führen.

Grum-

Grumbach brach endlich das Stillschweigen, und sagte: Neugierig bin ich doch, ob Röse einen Brief bringen wird.

Anne. Ganz gewiß! ich habe nun schon drey Nächte nach einander von einem Briefe geträumt.

Grumbach. (lächelnd) I du alte Traum-Anne du! Ist es denn Wunder, da wir alle Posttage einen Brief erwarten, daß du davon träumst? Die Zeit ist da, daß unser guter Karl schreibt, wir reden täglich, ja stündlich davon, so kann dir's ja wohl auch im Traume einfallen.

Anne. Nun, du wirst's schon sehen. Alle Träume sind nicht zu verwerfen, dabey bleibe ich.

Grumbach. Da thust du sehr wohl daran! Mutter, daß du's immer vergißt, was dir unser Karl für Lehren gab, als du ihm einmal deinen fürchterlichen Traum schriebst? „Mutter, macht euch euer Leben nicht ohne Noth schwer," das war der Anfang vom Briefe.

Anne. Ja Karl! der ist auch ein Gelehrter!

Grumbach. Gut das! wenn du glaubst, daß er ein Gelehrter ist, so glaube auch, daß er bessere und gründlichere Einsichten hat. Alle Traumdeutung ist Thorheit, sagt er, und rührt aus den finstern Zeiten des Aberglaubens her. Man

kannte

kannte damals die Natur der Seele gar nicht, und wußte nicht, daß sie auch im Schlafe fortdenkt und Gedanken mit einander verbindet, und glaubte daher, daß alle Träume von guten oder bösen Geistern herrührten, nachdem die Träume angenehm oder unangenehm waren.

Anne. Aber warum treffen denn manche Träume so genau ein?

Grumbach. Weil man das Eintreffen nach dem Traume abmißt, und den Traum hintennach so auslegt, daß er auf den Vorfall passen muß. Trifft dein Traum dismahl ein, so ist das nicht Wunder, weil unser Karl richtig alle drey Monate schreibt. Wenn deine Träume richtig einträfen, so hätten wir auch Nachricht von unserm Friedrich, von diesem hast du nun seit zwanzig Jahren so oft geträumt.

Anne. Ach Gott, Friedrich!

Grumbach Ich kann es nicht verhindern; allemal wenn ich an ihn denke, so werd' ich ärgerlich. Wenn ich ihn noch hart gehalten hätte.

Anne. Ja du und hart halten!

Grumbach. Wer kann wissen, wie Kinder denken! er kann es doch wohl geglaubt haben, da

da ich ihm seine Wildheit bisweilen verwiesen habe. Aber wenn er auch auf mich nicht wohl zu sprechen gewesen wäre, so ist es doch grundunrecht, daß er seiner Mutter keine Nachricht von sich gab. War er eine Zeitlang ein liederlicher Taugenichts, so hatte das nichts zu bedeuten, wenn er sich änderte.

Anne. (tröknet sich die Thränen) Gott weiß, wie schlimm es ihm gegangen ist.

Grumbach. Dafür können wir nicht, Mutter! Ließe er etwas von sich wissen, und es gienge ihm schlimm, so wäre ich der erste, der an Karln schriebe. Karl, wollte ich schreiben, deinem Bruder geht es schlecht, gieb ihm das, was du deinem alten Stiefvater bisher gegeben hast, bis es ihm besser geht.

Anne. (fällt ihm um den Hals und weint) Du guter Vater du! deine Stiefsöhne —

Grumbach. Meine Stiefsöhne sind es; aber Mutter, konnte ich sie mehr lieben, wenn sie meine rechten Söhne waren? Hatt' ich doch nichts, als meine Liebe, die ich ihnen geben konnte, sonst gab ich ihnen auch mehr. Und Friedrich — mußte mir den Streich spielen — (bewegt)

konnte

konnte Mörder werden! — Die Wunde war gefährlich! —

Anne. Hör' auf, Vater, ich bitte dich!

Anne trat ans Fenster und weinte. Er war ihr Sohn, war als Knabe ihr Liebling gewesen, und wenn sie nun ihn sich dachte elend, arm, verlassen — welche Mutter wird gleichgültig seyn, die ihren Sohn auf so eine Weise verlohr, ohne zu wissen und zu erfahren, ob er todt sey oder lebe? Jetzt aber sahe sie ihre Tochter in vollem Sprunge gelaufen kommen. Ihre Thränen waren trokken. „Röse, Röse kommt!„ rief sie freudig, und lief hinaus ihr entgegen. „Hat sie einen Brief von meinem Karl, sagte Grunnbach gelassen, und setzte seine Schnitzelbank beyseite, so hab' ich wieder einen frohen Abend! Ich danke dir, guter Gott! schon manche frohe Stunde hast du mir durch ihn gegeben.“

Bote. Was kommen da vor Leute? Musikanten? Ja, dann ist es mit meiner Erzählung wohl nichts, da will ich machen, daß ich fortkomme, und euch das übrige das nächstemal erzählen. Adieu.

Schulm. Adieu, Bruder Werner, lebe wohl!

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Drey und zwanzigstes Stük.

1791.

Bote. (fährt in der letzt abgebrochenen Geschichte fort.)

Mutter Anne brachte Röschen an der Hand hineingeführt, und fragte ohne Aufhören, ob sie einen Brief von Karln habe? und Röschen war so außer Athem, daß sie nicht antworten konnte; sie stellte ihr Handkörbchen neben sich, und setzte sich nieder, um sich zu erholen.

Grumbach. Nun, was soll den daraus werden? Was bringt dich denn so außer Athem.

Anne. So sage nur, ob du einen Brief hast! Ja oder Nein!

Röschen. Nu, ja doch, Mutter, ja!

Grumbach. Aber was ist dir denn begegnet?

Röschen. I nun, Vater, weil ich so lange blieb, und ich konnte gewiß nicht dazu! ich dachte, ihr würdet brav schmählen, und da bin ich so gelaufen; gewiß keine volle Stunde, und es sind doch bald zwey Stunden Weges.

Anne. Du hast also einen Brief von unserm Karl?

Röschen. Ja wohl, Mutter, und lieber Vater, es ist auch wieder Geld drin! Aber nicht von der Post, Vater — wie ich dahin kam und fragte; so sagte der Postmeister: Jungfer Grumbach, geh' sie nur in den goldenen Löwen, dort ist ein fremder Herr, der wird ihr schon einen Brief geben.

Anne. Wenn du einen Brief hast, so gib ihn nur her, und erzähle hernach. Ich will nur gleich Licht hohlen.

Grumbach. So habe doch Geduld, Mutter! Ein fremder Herr sagst du, Röse? nicht wahr? Nun weiter!

Röschen. Nun sieht er, Vater, ich wußte nicht, was ich machen sollte. Ich sann hin und sann her. Ein fremder Herr im Gasthofe, dacht' ich, du bist in deinem Leben nicht im Gasthofe gewesen, und nun sollst du dort einen Brief bey einem fremden Herrn vom Bruder Karl holen. Wenn du doch den Brief hättest, dacht' ich, möchte

doch

doch der Fremde seyn, wo er wollte. Wie ich nun so stand und hin und her sann, so —

Grumbach. So? — nun?

Röschen. (schlägt die Augen nieder) I nu, so kam Herr Ehrenfried —

Grumbach. Hörst du, Mutter? Herr Ehrenfried hat den Brief gehohlt, darum blieb Röse so lange.

Anne. Sie wird sich geschämt haben —

Grumbach. Recht, Mutter! sie hat sich geschämt! Nun Röse? vor dem Verwalter hast du dich doch nicht geschämt?

Röschen. I nein doch, Vater! seyd nur nicht böse!

Grumbach. Nein, nein! erzähle nur fort!

Röschen. Ich bat den Herrn Verwalter, er möchte so gut seyn, und mir den Brief vom Bruder Karl von dem fremden Herrn im Gasthofe hohlen.

Grumbach. (lächelnd) Und das that auch der Herr Verwalter.

Anne. So unterbrich sie doch nicht immer, Vater!

Grumbach. Nun, Röse?

Röschen. Der Verwalter ging hin, aber er kam auch gleich wieder und sagte: ich müßte schon selbst hingehen; der Herr hätte einen Brief, aber er wollte ihn niemanden, als mir selbst, geben.

Was wollt' ich thun? nun mußt' ich schon, wenn ich den Brief haben wollte. Der Herr stand an der Hausthüre, und wie er mich kommen sahe, so kam er mir entgegen, nahm mich bey der Hand und fragte recht freundlich: ob ich die Jungfer Grumbach aus Liebdorf wäre Ich sagte ja, und bath ihn, daß er mir den Brief vom Bruder Karl geben möchte. Den soll sie haben, mein Kind, sagte er, komme sie nur mit mir auf meine Stube. Mir ward himmelangst! Er fragte allerley, was ich aber geantwortet habe, das weiß ich nicht, denn ich zitterte an allen Gliedern.

Anne. Bist du ein albern Ding! Du gingst mit, ließest dir den Brief geben und gingst deiner Wege.

Röschen. Ja Mutter! wenn er das gethan hätte. Er rufte einen Bedienten, und der brachte gleich Semmeln und Wein. Glaubt mir, Mutter, ich habe geschwitzt, wie ein Braten. Ich bat, er sollte mir nur den Brief geben und mich gehn lassen, ich möchte weder essen noch trinken. Ja, ich hatte gut bitten! Da half nichts, ich mußte essen und trinken. Er fragte auch nach allen Kleinigkeiten, sagte, er wäre ein sehr guter Freund von meinem Bruder, und morgen wollte er uns besuchen, heute könnte er nicht, und ich sollte euch nur schön grüßen, sein Nahme wäre Ehrenberg.

Grumbach. Warum denn nicht Ehrenfried? Mädchen, Mädchen! wenn alles das Finte wäre.

Anne.

Anne. I wird sie doch! Herr Gott, wenn es unser Karl selbst wäre!

Grumbach. I ja doch, Karl!

Anne. Hast du nicht gesehen, Röse, ob er ein kleines braunes Flekchen über dem linken Auge hatte? Daran kann ich meine Kinder kennen: Friedrich hat einen großen braunen Flek auf dem rechten Arme, und Karl ein winzig kleines Flekchen über dem linken Auge. Wenn du doch darnach gesehen hättest!

Röschen. Das hab' ich nicht gesehn. Ach, er sah mich immer so starr an, und that aber doch auch so freundlich — ich dächte, wenn er mir begegnete — ja wer weiß, ob ich ihn kennen würde, so wenig hab' ich ihn angesehen.

Grumbach. Nun, wir wollen sehen, wenn er morgen kommt! wenn du zu Ende bist, so gib den Brief her.

Röschen. (nimmt den Brief aus dem Körbchen und gibt ihn hin) Hier, Vater!

Grumbach. (liest die Adresse) An Meister Grumbach — inliegend 4 Dukaten. (legt den Brief hin) Vier Dukaten! Sonst alle Vierteljahr zwey Dukaten, und das zu viel! nun gar viere. — Was hab ich dir gegeben, Karl, daß du mein so eingedenk bist? Das Bißchen Brodt, das ich dir gab, so lange du auf der Schule warst, das hast du mir schon zehnfach bezahlt. Mutter, durch diesen

Sohn hast du mir mein Erdenleben zur Himmelfreude gemacht.

Anne. Nun, so lies nur, Vater! hast du deine Brille?

Grumbach. Karl war ein ordentlicher, fleißiger Junge, aber daß er es so weit bringen, daß er gegen mich so denken würde? — nein, das hätt' ich nicht geglaubt. Wenn ich ihm so bisweilen das Brodt selbst in die Stadt trug, da dacht ich wohl: wenn dir's im Alter gebricht, so werden deine Stiefsöhne doch dran denken, und dich nicht darben lassen. Aber Karl, was du thust! — und Friedrich! —

Anne. Laß es doch gut seyn, Vater! Lies nur den Brief, daß wir hören, was er schreibt. Ich will geschwind Licht hohlen.

(Mutter Anne war bald mit dem Lichte da. Nun fehlte die Brille. Mutter und Tochter suchten gleich eifrig, und — konnten die Brille nicht finden. Vater Grumbach hatte sie in der Tasche, und aus Rührung über seinen dankbaren Stiefsohn, dachte er nicht daran. Indem so hörte man jemanden an der Hausthüre. Mutter Anne war verdrüßlich.)

Anne. Wer muß denn auch jetzt kommen!

Grumbach. Laß das ganze Dorf kommen! Alle Welt kann hören, wie ein Stiefsohn an seinen Stiefvater schreibt.

(Man klopft an der Thüre und ruft: Hollah heh! Niemand hier?)

Grum-

Grumb. Nun, so geh doch, Röse, und mach auf.

(Röschen ging hinaus und machte auf Eilig kam sie vorher gesprungen und rief: O jemine, Vater, ein Soldat!)

Anne. Doch nicht der fremde Herr?

Röschen. Ich dachte gar.

(Ein Officier trat herein, ihm folgte sein Bedienter.)

von Altenstädt. (so nannte er sich) Guten Abend, lieben Leute! dacht' ich doch schon, ihr wolltet mich gar nicht herein lassen! Ich bin doch recht? man hat mich an euch gewiesen. Meister Grumbach, der Böttcher.

Grumb. (ist aufgestanden und tritt ihm nahe) Willkommen bey uns! Ich bin Grumbach, das ist ganz recht; aber warum man Sie hieher gewiesen hat, das kann ich nicht errathen.

v. Altenstädt. Das glaub' ich dir schon, ehrlicher Alter! — Hört nur, lieben Leute, ich will mich bey euch einquartiren, denn in dem Wirthshause da im Dorfe — bey meiner Ehre! ich bedaure meinen Jakob und meine Pferde, daß ich die dort lassen muß.

Anne. Ja warum nicht auch! wir können niemanden beherbergen.

v. Altenst. J warum denn nicht! Mütterchen? Aus Gefälligkeit könnt ihr doch wohl ein übriges thun? Ich bezahl' es doppelt und dreyfach!

Anne. Bey uns geht das nicht an, wir sind arme Leute.

v. Altenst. Schlimm genug für euch, daß ihr arm seyd! aber um so mehr wunderts mich, daß ihr mich nicht behalten wollt; denn arme Leute habe ich in meinem Leben noch immer gefälliger gefunden, als reiche. Ich bin Soldat, lieben Leute! Bequemlichkeiten kann ich entbehren, aber nicht so gut die Reinlichkeit. Nicht wahr, alter Vater, du behältst mich?

Grumb. Wie man Sie aber an mich gewiesen hat!

Anne. Es geht auch bey uns gar nicht an! Das Stroh ist bey uns rar, wir haben keinen Feldbau.

Grumb. Dazu müßte wohl noch Rath werden; aber ich sehe nur nicht ein, wie Sie an mich kommen!

v. Altenst. Beym Element, das ist doch kein Himmelswunder! Sollte man mich zum Pfarrer oder Schulmeister weisen? Der Soldat und die Geistlichkeit stallt sich nicht gut mit einander, (reicht ihm die Hand) Top, ehrlicher Alter, ich bleibe bey dir!

Anne. (winkt Grumbachen verneinend) Es geht aber nun nicht an, lieber Herr! Wo sollen wir Sie hinlegen in unserm engen Hüttchen?

v. Altenst. Platz genug, Mütterchen! — Ohne weiteres Reden, ich bleibe bey euch.

Jakob

Jakob geh, bring mein Flaschenfutter und die kalte Küche!

Jakob. Sehr wohl, Herr Hauptmann. (geht ab)

v. Altenst. Nun, Mütterchen, mache mir nur kein so saures Gesicht! Wir wollen schon bekannter mit einander werden, nur Geduld! Du siehst nun wohl, los wirst du mich nicht wieder. (legt Huth, Stok und Degen ab.)

Grumb. I nun in Gottes Nahmen, wenn es nicht anders seyn kann! — Aber dürfen wir denn um ihren Nahmen bitten?

v. Altenst. Alles einerley, lieben Leute! nennt mich von Altenstädt, nennt mich Hauptmann, nennt mich Freund, nennt mich Sohn, wie ihr wollt.

Grumb. Das klingt gut, gnädiger Herr! Auf solche Art machen Sie freylich, daß man Zutrauen zu Ihnen gewinnt.

v. Altenst. Aber Vater, mein Zutrauen werdet ihr euch nicht erwerben, wenn ihr den gnädigen Herrn nicht beyseite setzt, weil ich glaube, kein Mensch kann dem andern gnädig seyn!

Grumb. Auch gut! — Also Herr Hauptmann; in was für Diensten?

v. Altenst. In Baierschen Diensten. — Aber Mutter, erhalte ich denn immer noch kein freundliches Gesicht?

Grumb. (lächelnd) Nur zufrieden, Mutter, wir wollen unsern Brief schon lesen; kann ihn doch der Herr Hauptmann mit anhören.

v. Altenst. Was für einen Brief? (erblikt den Brief auf dem Tische) doch da liegt ja einer! Leset, lieben Leutchen, ich will euch ja nicht stören!

Grumb Nicht doch, Herr Hauptmann! Sehn Sie, dieser Brief ist von meinem Stiefsohne Karl. So lange er auf Schulen war, gab ich ihm alle Woche ein Brodt; dafür hat er mir denn nun bisweilen immer so etwas geschikt, daß ich mir in meinem Alter gütlich thun sollte. Das hat er schon gethan, wie er noch auf der Universität war; und nun, seitdem er Sekretär bey dem Fürsten von Mannsfeld —

v. Altenst. (verwundernd) Sekretär bey dem Fürsten von Mannsfeld?

Grumb. Ja, Herr Hauptmann, so weit hat es mein Karl gebracht, und seitdem er Sekretär ist, seitdem schikte er mir alle Quartale richtig zwey Dukaten, und diesmal schikt er mir gar vier. Sehn Sie, Herr Hauptmann, das ist (weinerlich) ein Stiefsohn.

v. Altenst. Das ist brav! bey meiner Seele brav! Habt ihr noch mehr Kinder, guter Vater?

Grumb. Diese ist meine leibliche Tochter. Ich habe noch einen Stiefsohn, — den Bruder von meinem braven Karl, — Gott vergeb's ihm, daß — davon ein andermal, Herr Hauptmann! Wenn Sie meinen Karl ganz wollen kennen lernen, so lesen Sie seinen Brief. Lesen Sie ihn, und dann sagen Sie mir es aufrichtig, ob Sie jemals besser an ih-

ren

ren leiblichen Vater geschrieben haben. — Aber nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Hauptmann, daß ich so vertraut thue; ich kann aber nicht anders — wenn ich so recht lebhaft an meinen Karl denke — so vergesse ich mich gar zu leicht, und achte alle Menschen geringer als ihn. (wehmüthig) Gott weiß es! — und er nur kann ihn für sein kindliches gutes Herz belohnen. — Ja, Herr Hauptmann! — ich alter Mann — keinen Wunsch habe ich mehr auf dieser Welt; aber sehen möcht' ich ihn! nur einmal sehen möcht' ich ihn, und dann will ich gern meine Augen schließen.

v. Altenst. (will seine Thränen verbergen.)

Grumb. Was seh' ich? Sie troknen die Augen, Herr Hauptmann? Wahrlich Sie müssen auch ein guter Sohn seyn, da Sie durch meine Vaterfreuden so gerührt werden können.

v. Altenst. (beyseite) Fast kann ich nicht mehr! (laut) Guter, lieber, ehrlicher Alter, wer dir gleichgültig zuhören kann — du verdienst einen solchen Sohn.

(Jakob kommt, bringt ein Flaschenfutter und eine kleine kalte Küche.)

Anne. Geschwind, Röse, dekke den Tisch.

(Röse dekt den Tisch, von Altenstädt sagt seinem Bedienten etwas ins Ohr, der darauf abgeht, und Grumbach und Anne gestehen einander ihre Zufriedenheit über ihren Gast.)

v. Altenst. Ihr sagtet doch vorhin von einem zweyten Stiefsohne, lieber Alter.

Grumb. Ja, Herr Hauptmann, ich habe noch einen Stiefsohn.

v. Altenst. Und der ist? —

Grumb. Die Gemüther sind verschieden, Herr Hauptmann! Es sind nun zwanzig Jahre, daß er nichts von sich hat hören lassen.

Anne. Mein armer Friedrich wird wohl lange schon todt seyn!

v. Altenst. Wo kam er hin, wenn ich fragen darf?

Grumb. Die Knaben waren beyde auf der Schule. Friedrich brannte sehr leicht vor der Stirne, er bekam Händel mit einem Unterofficier, griff ihn mit dem Degen an, und brachte ihm eine harte Wunde bey. Ohne uns eine Sylbe zu sagen, nahm er die Flucht, und hat uns auch seitdem keine Nachricht von sich gegeben.

v. Altenst. Vielleicht aus Furcht.

Grumb. Immer möglich! aber sehr unrecht, wenn er glaubte, daß ihn sein Stiefvater verrathen würde. — Davon wollen wir abbrechen. —

Anne. Nun, Herr Hauptmann, so seyn Sie doch so gut, und lesen Sie den Brief, mich verlangt gar herzlich!

Röse. Ich will Sie auch recht schön bitten!

v. Altenst. Du gutes Mädchen! — Wollen wir nicht vorher etwas Abendbrodt genießen?

Grum-

Grumb. Auch wahr! Sie werden hungrig seyn, Herr Hauptmann; nun, nehmen Sie's nur nicht übel! J Röse, so hole doch Brodt; dann mache mir meine Suppe, und daß die Mutter nicht zu lange warten darf, will ich ihr den Brief vorlesen.

v. Altenst. Nein, lieber Alter, wir essen und trinken alle zusammen; es ist Vorrath genug da, und ich denke, ein Gläschen von meinem Weine soll auch gut schmekken.

Grumb. Ich danke, Herr Hauptmann; wir wollen unser Abendbrodt schon noch genießen. —

Anne. (heimlich) Es ist doch ein guter Herr!

v. Altenst. Nicht doch, Vater Grumbach, wir essen zusammen! Mutter, setzt euch! und du gutes Röschen setz' dich hier neben mich!

Röschen. J bewahre! ich muß dem Vater erst die Suppe kochen. Er ißt alle Abende Suppe, und ich habe sie auch schon zum Feuer gesetzt, sie wird nun bald kochen.

v. Altenst. Auch gut, so wart' ich auch noch!

Anne. Nein, Herr Hauptmann, essen Sie immer, wir wollen schon hernach essen. Ehe die Suppe fertig wird, liest mir der Vater den Brief vor.

v. Altenst. Ohne Gesellschaft schmekt es mir nicht! So setzen wir uns wenigstens und warten auf die Suppe. Doch vorher ein Glas Wein! ihr habt doch Gläser?

Anne. Geschwind, Röse! (Röse bringt Gläser)

Grum-

Grumb. Mein Herr Hauptmann, ihre Flaschen werden schon noch leer werden, ehe sie ins Baierland zurükkommen.

v. Altenst. Sie können auch wieder gefüllt werden! Nun setzen wir uns. (Er schenkt ein und gibt Grumbach das Glas.)

Anne. Nun Vater, den Brief von meinem Karl. —

v. Altenst. (trinkt) — Zur Gesundheit, lieben Alten! es lebe euer Karl! — Nun Röschen? — dein Bruder Karl, wenn du ihn auch lieb hast! (stoßen mit den Gläsern an)

Röschen. O von Herzen, Herr Hauptmann! —

Grumb. Sie sind zu gütig, Herr Hauptmann! — Nun meine Brille! I da hab' ich sie in der Tasche. Wenn ich aber nicht recht fort kann, Herr Hauptmann, so müssen sie mir das zu gute halten. Mein Karl schreibt herrliche Worte, aber meistens sehr schlechte Buchstaben.

v. Altenst. Dafür ist er auch ein Gelehrter!

Grumb. Es muß doch so was seyn, denn sonst schrieb er wirklich besser.

Anne. Nun Röse, geh und mache, daß die Suppe fertig wird!

Röse. Ich wollte doch auch gern hören.

Anne. Geh du nur! da bleibst du nicht lange, und wirst noch genug hören, und dann kannst du ihn ja auch alleine lesen! du bekömmst ihn ja hernach zum Aufheben.

Röse.

Röse. I ja! alleine lesen! (Röse geht verdrüßlich ab, und Grumbach macht sich fertig zum Lesen)

Grumb. Nun wollen wir sehen! (liest)

„Meine guten alten Eltern!

„Ich freue mich von Herzen, daß ich Euch wie„der eine rechte gute Neuigkeit berichten kann.

Nu? was wird denn das seyn!

„Mein Durchlauchtigster Fürst hat mich zum „Rath ernannt.

Zum Rath? Nun du mein Gott! — Also Rath!

v. Altenst. Ich wünsche euch Glük, ihr lieben Eltern! —

Grumb. Ich danke, Herr Hauptmann! Ja Karl ist ein Kopf!

v. Altenst. Wie lange ist wohl euer Sohn bey dem Fürsten von Mannsfeld in Diensten?

Grumb. Wie lange wird's nun seyn, Mutter? Ich glaube vier Jahre.

Anne. Ja so um Johanni war es, und da sind es vier Jahre gewesen. Nu mein Gott! Gar Rath ist unser Karl worden? lies, Vater, lies weiter!

Grumb Ja ja! Rath! -- wo war ich denn? ja! -- „und hat meinen Gehalt bis auf 500 Thaler er„höht. Ich würd' mich darüber wenig freuen, „wenn ich dadurch nicht in den Stand gesetzt „würde, Euch nun noch besser zu unterstützen. „Ich mache den Anfang damit, daß ich Euch „vorerst anstatt der gewöhnlichen zwey Dukaten „vier überschikke, und versichere Euch, daß es „dabey nicht bleiben soll, so bald ich mich nur et„was eingerichtet habe.

Nein Karl! nein, das sollst du nicht! nicht mehr! ist das zu viel! Dein neuer Stand wird Ausgaben genug haben.

Anne.

Anne. Der gute Karl!

Grumb. Nun weiter! — Merken Sie, Herr Hauptmann, daß ich nicht geprahlt habe? So denkt mein Stiefsohn!

v. Altenst. O glüklicher Vater! — (beyseit) O Gott! —

Grumb. Nun weiter!

„Bald, bald will ich Euch besuchen; ich muß „Euch sehen —

Anne. (ruft laut) Karl! mein Karl uns besuchen? nun Gottlob, daß ich ihn noch sehen soll!

Grumb. (legt die Brille hin und faltet die Hände) Nu Gott, wenn du mir vor meinem Ende noch das Glük gewährst — wenn ich meinen Karl noch sehen soll, — dann — habe ich alles Glük genossen, was ein Mensch hier auf Erden genießen kann.

Anne. Auf meinen Knien will ich Gott danken, wenn er mir das Glük beschert! — Und Friedrich, wenn ich nur wissen sollte, ob du noch lebtest!

Grumb. Mutter, die Traurigkeit, die uns Friedrich gemacht hat, ersetzt uns Karl zehnfach und tausendfach.

v. Altenst. (steht auf, ist bewegt, geht hin und her)

Grumb. Was fehlt Ihnen, Herr Hauptmann?

v. Altenst. Nichts, gar nichts —

(Grumbach und Anne beyde beobachteten den Hauptmann, und seine Antwort, daß ihm gar nichts fehle, schien ihnen zu seinem Betragen gar nicht zu passen. Indem kam Röschen hereingesprungen, und rufte: Vater, Mutter!

Bote. Das Uebrige, wenn ich wiederkomme; für heute ist meine Zeit verflossen.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0374
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Vier und zwanzigstes Stük.

1791.

Bote. Wollt ihr nun das Ende der letzt abgebrochenen Geschichte hören?

Alle. O ja!

Bote. Vater, Mutter, rief Röse, der Herr ist draußen, der den Brief von unserm Karl mitgebracht hat.

Grumbach. So spät am Abend? du träumst, Röse!

Röse. Ganz gewiß, Vater!

Anne. Nun, warum führst du ihn denn nicht herein? (Grumbach und Anne stehen auf)

(Der Fremde, in einen Mantel gehüllt, tritt herein.)

Der Fremde. Guten Abend, liebe Eltern meines Freundes Meinhard!

Grumbach. Nun so hat meine Tochter doch recht! Ja wohl müssen Sie ein Freund von meinem Sohne seyn, da Sie sich noch so spät zu seinen armen Eltern bemühen. Arm sind sie, aber doch glüklich, und glüklich durch ihren Sohn. Nun, lieber Herr, so legen Sie ab!

Anne. Ja seyn Sie so gut! Ach wenn Sie doch mein Karl selbst wären! er schreibt doch, daß er uns besuchen will.

(Grumbach will ihm den Mantel abnehmen, prallt zurük und läßt seine Mütze aus der Hand fallen; er faltet die Hände und steht erstaunt. Anne erschrikt, tritt näher, schreyt laut: „Mein Karl!)“

Karl. (wirft den Mantel ab, umarmt beyde) Wie glüklich bin ich, liebe, gute, theure Eltern! GOtt! wie lange habe ich den Augenblik gewünscht! nun bin ich so glüklich! —

Röse. Mein Bruder Karl ist das? O Gott! mein Bruder Karl (ergreift eine von seinen Händen und küßt sie)

v. Altenstädt. (vor sich) Wie schwer werd' ich gestraft! Ihn erkennen sie auf den ersten Anblik, und mich — mich kennen sie nicht!

Meinhard. Meine gute Schwester! du hast mich nicht gekannt, und hast also mein Vergnügen ganz vollkommen gemacht.

Grumbach. Mein guter Karl — daß ich dich

dich wieder sehe! — glaube mir — ich habe keine Worte — Verzeihen Sie, Herr Hauptmann — o Gott, die Freude! —

v. Altenstädt. (sehr gerührt) Vater! Mutter! — erkennt ihr euren Sohn Friedrich nicht? Bruder Karl, auch du erkennst den Bruder nicht?

Alle. (erstaunt.) Friedrich!

Grumbach. Täuschen Sie das graue Alter nicht, Herr Hauptmann!

v. Altenst. Mutter, euren Friedrich! — (Er entblößt den Arm, und zeigt den braunen Flek vor)

Anne. (umarmt ihn) O Gott, mein Friedrich! er ist's, Vater!

v. Altenst. Ich stellte mir so großes Vergnügen vor, daß ich meine Eltern überraschen würde, wie ich erfuhr, daß sie noch lebten! — und Bruder — Bruder! in dem Augenblikke fühle ich schwere Strafe meines jugendlichen Leichtsinnes. Vergebt mir, Vater! — Mutter! —

Meinhard. (umarmt ihn) Bruder Friedrich! — O Gott, wie viele Freude gewährst du mir! —

v. Altenst. Rein und vollkommen genießest du das Glük des Wiedersehens. — Bruder, du beschämst mich vor meinen Eltern. — Mein Vater! vergebt mir!

Grumbach. (breitet seine Arme aus) Komm

an meine Brust, mein Sohn! ich habe dir nichts zu vergeben, wenn du dir es nur selbst vergeben kannst, daß du deine Mutter und mich deinetwegen so lange in Ungewißheit lassen konntest.

v. Altenst. O die Vorwürfe, die mein Herz drükken! — Vater — Mutter — Bruder! — So kan man in früher Jugend den Grund legen, daß in spätern Jahren der Genuß einer Glükseligkeit verhindert wird. Vergebt mir, liebe, alte, gute Eltern, die ich so sehr kränkte! — Von nun an will ich mit meinem Bruder Karl wetteifern, euch euer Alter süß und milde zu machen.

Grumbach. Die Freude — Kinder! — entkräftet mich. Ich zittre an allen Gliedern. (Friedrich und Karl bringen ihm einen Stuhl, er setzt sich) Aber dein Nahme, Friedrich! —

v. Altenst. Meine Gewissensangst, Mörder zu seyn, trieb mich vor zwanzig Jahren in den Krieg. Ich suchte meinen Tod, indem ich mich in die größte Gefahr wagte. Was Verzweiflung bey mir war, legte man als Herzhaftigkeit aus; und ich ward bald Officier. Wo in der Zeit Krieg gewesen ist, da bin auch ich gewesen, und ich möchte sagen: das Glük hat mich verfolgt. Mein Obrister von Altenstädt, dem ich in einem Gefechte das Leben rettete, nahm mich an Kindes Statt an, und machte mich zum Erben aller

ler seiner Güter. Ich habe einigemahl an euch geschrieben, aber nie habe ich Antwort erhalten. Ich hielt euch also für todt, und jetzt — da mir das ruhige Leben lange Weile machte, beschloß ich, eine Reise hieher zu thun, um zu erfahren, wo mein Bruder und meine Schwester wäre, und ihnen, da ich reich bin, meinen Beystand anzubiethen; und Gott, ich finde meine braven, alten Eltern noch am Leben! — Mutter! — Gott sey Dank!

Man braucht eben kein Empfindling zu seyn, um bey dieser Scene gerührt zu werden.

Wenn aber Friedrich bey euch verlohren hat, so werdet ihr ihm nun auch wohl wieder gewogen werden, da er so reuig um Vergebung bittet. War sein Herz wirklich böse, und hätte sein jetziger Stand und sein Vermögen, das sehr ansehnlich war, solche Gewalt über sein Herz gehabt, daß er sich seiner niedrigen Herkunft, seiner Eltern, seines Stiefvaters schämte, wie es leider Kinder genug gibt, denen das Glük vorzüglich wohl will: so würde er sich ganz anders betragen haben, als er sich wirklich betrug.

Er konnte seinen Bruder Karl niemals ansehen, ohne daß er sich die bittersten Vorwürfe machte, daß er nicht ehor genauere Erkundigung von seinen Eltern eingezogen hatte; und die

Freude, die seine Eltern über das unverhoffte Wiedersehen äußerten, drängten ihm oft Thränen in die Augen, daß er sie so lange in Ungewißheit, in Sorge und Kummer wegen seines bessern Schiksals gelassen hatte.

Beyde Brüder hielten sich einige Monate bey ihren alten Eltern auf, und jeder Tag gewährte dieser Familie neue Freuden und Vergnügungen. Herr Ehrenfried hielt um Röschens Hand an, seine Mutter gab jetzt ihre Einwilligung gern, weil Röschen von ihrem Bruder Friedrich tausend Thaler Brautschatz erhielt, und beyde Brüder waren noch bey der Hochzeit.

Friedrich setzte seinen alten Eltern jährlich hundert Thaler aus; und sobald Herr Ehrenfried eine Pachtung unternehmen würde, sollten sie so lange bey ihm sich aufhalten, bis er selbst Gelegenheit fände, hier in der Gegend ein Gut zu kaufen, da er sie denn zu sich nehmen wollte. Er wollte jährlich zweyhundert Thaler aussetzen, allein Grumbach gab das nicht zu; und eben so wenig wollte er sein Häuschen verlassen, in dem er so alt geworden war.

Unter den herzlichsten Segenswünschen ihrer Eltern, und von vielen Menschen bewundert, reiseten endlich die beyden Brüder wieder ab. Friedrich begleitete seinen Bruder bis nach Mannsfeld.

Grum-

Grumbach versicherte oft mit nassen Augen, daß er nun schon auf Erden wahre Seligkeit genossen habe.

Nach einigen Jahren kaufte Herr Ehrenfried wirklich ein Gut für seinen Schwager von Altenstädt, und nun gab endlich Grumbach den Bitten seines Sohnes nach, zog zu ihm, und erreichte in Ruhe und Zufriedenheit ein hohes Alter.

Schulmeister. Ja! ich kann mir die Freude dieser guten Eltern so lebhaft vorstellen, die sie bey dem Wiedersehen ihrer wohlgerathenen Söhne gehabt haben. Welches Glük es ist, gute Kinder zu haben, empfinden nur solche Eltern, denen es die erste Sorge ist, ihren Kindern mit guten Beyspielen vorzugehen. Es begehet mancher eine Handlung, die er nicht für sündlich hält, weil er in der Jugend nicht davor gewarnt ist. Daraus entstehen nachher ganz falsche Begriffe von Recht und Unrecht. Ich fand letzt ein Gespräch zwischen zwey Hannöverschen Bauern, **Jürgen** und **Velten**, das ich euch vorlesen will; es ist betitelt:

Der Vaterlands-Betrüger.

Jürgen. Das ist eine delikate Pfeife Tobak, Velten, die ist mir kürzlich nicht geboten.

Velten. Das glaub' ich, Jürgen, ich hab' ihn auch nicht verlicentet.

Jürgen. Nicht verlicentet? Ne, Velten, nun thu ich keinen Zug mehr. (er leeret die gestopfte Pfeife wieder aus und stopft von seinem eigenen Tobak) da, Velten, ich mag kein ungerechtes Gut, sollts auch nur eine Pfeife Tobak seyn.

Velten. Jürgen, seyd ihr ein Narr, oder was fehlt euch?

Jürgen. (die Pfeife anzündend) Es ist zwar elendes Zeug, aber er schmekt mir doch besser, als eure Betrugswaare.

Velten. Ich sags euch nochmal, seyd ihr nicht klug? Meinet ihr denn im Ernst, daß das was Böses ist, wenn ich einmal ein Paar Pfund Tobak ohne Stempel kaufe?

Jürgen. Velten, seyd ihr ein Unterthan unsers gnädigsten Königs?

Velten. Das hoff' ich, und das so gut wie ihr, ich hab' ihm Gehorsam und Treue geschworen, wißt ihr das?

Jürgen. Noch dazu geschworen? Wie nennt man denn das, Velten, wenn man seine Pflicht übertritt, die man mit einem Eide angelobt hat? He?

Velten. Hm, das wollen wir nun so genau nicht untersuchen. Wenn unser gnädigster König sonst bey niemanden zu kurz kömmt, als bey mir, so bringt das eine Kleinigkeit, höchstens lumpichte zwey Mariengroschen monatlich.

Jür-

Jürgen. (spottisch) Höchstens lumpichte zwey Mariengroschen? Und wie viel des Jahrs?

Velten. I das könnt ihr ja selbst nachrechnen, 24 Mariengroschen.

Jürgen. Wenn nun unser gnädigster König lauter solche getreue Unterthanen hätte, als ihr seyd, wie da?

Velten. Wenn sonst niemand mehr betrügt als ich, so wird das nicht viel bringen.

Jürgen. (etwas nachsinnend) Nicht mehr im Jahr, als **eine Tonne Goldes.**

Velten. Ich merke, ihr wollt mich heute zum besten haben, da kommt ihr aber blind, verstehe ihr mich?

Jürgen. Unser Herr Pastor sagte mir neulich, es wären im Lande wenigstens **hundert und funfzig tausend** erwachsene Mannspersonen. Wenn nun alle diese Leute so schurkisch denken wollten, wie ihr, wie viel müßte also unser gnädigster Landesherr jährlich einbüßen?

Velten. Bleibt mir mit den dummen Fragen vom Leibe! Ich hab's euch ja schon gesagt, es bringt eine **Kleinigkeit.**

Jürgen. Hundert und funfzig tausendmal 24 Mariengroschen bringen 150,000 Gulden, oder 100,000 Thaler, oder **eine Tonne Goldes.** Ist das eine **Kleinigkeit?** He?

Velten. Potz tausend Stern! ne Jürgen, das

hätt' ich nicht geglaubt; aber mich deucht doch, ihr habt Recht. — Aber, Jürgen, so muß unser gnädigster König auch eine erstaunliche Menge Geld einnehmen, und da kann er leicht — —

Jürgen. (ihn ins Wort fallend) Ich frage euch noch einmal, habt ihr nicht den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen?

Velten. Das hab' ich, und ich denke, es wird mir sonst niemand nachsagen können, daß ich meinem Landesherrn nicht ergeben wäre.

Jürgen. So ist's desto schlimmer, Velten, um einer Kleinigkeit willen, wie ihrs nennt, ein Meineidiger zu werden. Habt ihr das noch nicht gelernt, was das heißt, seinen Eid brechen?

Velten. O ihr fallt auch mit der Thür ins Haus; ich habe ja nicht geschworen, daß ich den Tobak verlieren will.

Jürgen. Pfui, Velten, ist das euer Ernst? Nehmt mirs nicht übel, Velten, wir sind gute Freunde, aber wißt ihr wohl, daß ihr jetzt wie ein Spitzbube redet?

Velten. Alle Wetter, Jürgen, das sagt mir nicht noch einmal, oder — —

Jürgen. (ihn bey der Hand ergreifend) Werdet nicht böse, Velten; wenn ich unrecht habe, so sollt ihr mich verklagen; jetzt aber antwortet mir einmal, habt ihr nicht geschworen, daß ihr

alle

alle Befehle unsers gnädigsten Königs getreu erfüllen wollet? Oder habt ihr bey eurem theuren Eide euch die Licentfreyheit ausdrüklich ausbedungen?

Velten. Daß dich der Hammerschlag, Jürgen, ihr sprecht so gelahrt, als ein Pastor.

Jürgen. Nicht wahr, Velten, ihr seyd ein meineidiger Unterthan unsers besten Königs?

Velten. (seine Pfeife wegwerfend, und den Kopf auf den Arm stützend) Aber, Jürgen, seyd ihr denn wirklich so gewissenhaft, daß — —

Jürgen. Ja, Velten, ohne mich zu rühmen. Es wird mir zwar, wie ihr wißt, herzlich sauer, Frau und Kinder zu ernähren. In der Schlacht bey Minden habe ich meine Gesundheit eingebüßt, und bey Einbek schoß mir ein französischer Husar das linke Bein lahm; aber den will ich sehen, der mir nachsagen will, ich wäre meinem guten Könige nicht getreu. Was meint ihr wohl, Velten, wenn unser lieber Landesherr, Gott laß ihn lange leben, nun auch so denken und uns sein Versprechen nicht halten wollte? Er hat uns versprochen, uns gegen unsere Feinde zu beschützen, uns bey unserm Glauben zu erhalten, unser Eigenthum zu beschirmen. Was meint ihr wohl, wenn er das auch zuweilen nicht thäte.

Velten. Jürgen, ihr sprecht gelahrter, als unser

unser Pastor. Aber das muß ich mir ausbitten, kommt mir nicht wieder mit Spitzbube.

Jürgen. Ich hoffe nicht, daß ihrs wieder werden wollt; oder meint ihr, ein Mann, der, um eine Kleinigkeit zu gewinnen, einen Meineid begeht, und das noch dazu zum Schaden des besten Königs, ein solcher Mann wäre ein ehrlicher Kerl?

Velten. Hört auf, Jürgen, ich wills ja nicht wieder thun. (er nimmt seine Pfeife wieder und stopft) Nun will er mir auch nicht schmekken. Jürgen, gebt mir von eurem, künftig will ich euch auch verlicenteten vorsetzen.

Jürgen. Das ist recht gut, Velten, aber wer bezahlt unserm gnädigsten König die Gulden, um die ihr ihn betrogen habt?

Velten. Sollt' ich denn die wieder herausgeben?

Jürgen. Das versteht sich, wenn ihr ein ruhiges Gewissen haben wollt.

Velten. Narrenspossen! ich bin kein Schelm und kein Mörder.

Jürgen. Ein Mörder zwar nicht, aber der erstere doch, und ein Meineidiger dazu.

Velten. Alle Wetter, Jürgen, ich gehe zum Amtmann, wißt ihr wohl, was das heißt, einem seinen ehrlichen Nahmen nehmen? He?

Jür-

Jürgen. Den habt ihr euch selbst genommen, aber ich nicht.

Velten. Ich hab euch ja gesagt, daß ich den Plunder künftig verlicenten will.

Jürgen. Wenn mir ein Schurke ein falsches Pensionsbuch nachmachte, und nun auf meinen Nahmen meine monatlichen drey Thaler ein ganzes Jahr lang wegnähme, und mir nun der Schelm sagte, ich will künftig euer Dieb nicht mehr seyn, Jürgen, gibt mir aber meine 36 Rthl. nicht wieder: ist denn der Schurke kein Dieb mehr?

Velten. Ihr müßt ihn hinsetzen lassen.

Jürgen. Macht ihn denn das Gefängniß zum ehrlichen Kerl?

Velten. Das nun wohl nicht, aber — —

Jürgen. So lange ich unrechtmäßiges, gestohlnes Gut nicht wieder herausgebe, so lange bleibe ich ein Dieb, und wenn ich das Diebesgut auch 50 Jahr in Händen hätte.

Velten. (stutzt, und legt seine Pfeife wieder hin) Nein, Jürgen, so gelahrt hätt' ich euch nicht gehalten, ihr seyd gewiß ein Gestudirter. Aber was meint ihr wohl, wenn ich nun unserm gnädigsten König nicht geschworen hätte, so käm's doch wohl auf eine solche Kleinigkeit nicht an?

Jürgen. Ich habs euch schon gesagt, daß die geringste Kleinigkeit, um die man den Lan-

des

desherrn betrügt, im Grunde keine Kleinigkeit ist; denn wenn nun unser gnädigster König noch 149,999 eures gleichen im Lande hat, so muß er jährlich eine Tonne Goldes einbüßen. Wir wollen hernach darüber weiter sprechen. Erst antwortet mir einmal auf meine Frage. Ich habe einen rechtschaffenen Vater gehabt; er hatte uns Kinder herzlich lieb, hätte sein Leben für uns gelassen, das weiß ich. Er ließ uns alles Gutes lernen, theilte den letzten Bissen mit uns Kindern, und arbeitete Tag und Nacht, daß ihm das Blut aus den Adern hätte springen mögen, blos um uns Kinder fromm und christlich zu erziehen. Einst schikte er mich aufs Land, wo er etwas Geld stehen hatte; er wußte nicht, wie viel die Schuld betrug, ich wußt's allein: was meint ihr, Velten, wenn ich meinen Vater auch nur um **einen Groschen** betrogen hätte?

Velten. So wahr ich ehrlich bin, Jürgen, ihr hättet gehandelt wie ein undankbarer Schurke.

Jürgen. Dieser undankbare Schurke, nehmt mirs nicht übel, sitzt jetzt neben mir. Haben wir nicht an unserm König, Gott laß ihn lange leben, den besten Vater? Sorgt er nicht für unser leibliches und geistliches Wohl, wie ein Vater für seine Kinder? Ich habe gestern unserm Herrn Pastor drey ganze Stunden zugehört, der konnte nicht aufhören mit Rühmen. Er ist in London gewe-

gewesen, und hat unsern gnädigsten Herrn selbst gesehen, und die gnädigste Königinn auch. Er sagte, so ein gottesfürchtiges Ehepaar kennte er unter Königen gar nicht. Jürgen, sagte er zu mir, wenn ihr den zärtlichen Vater und die gütige Mutter sehen solltet, ihr fielet gleich vor ihnen nieder und böthet ihnen euer Leben an. Das hab' ich gethan, Herr Pastor, sagte ich, in der Schlacht bey — — Doch, Velten, ich wollte euch ja sagen, was unser gnädigster König alles für uns thut. Das wißt ihr selbst, wie mitleidig er mit solchen Landleuten verfährt, die durch Unglüksfälle herunter gekommen sind, wie oft er ihnen die Abgaben erläßt, oder ihnen wohl gar Korn zur Einsaat schenkt. Und habt ihr nicht gesehen, wie gnädig und gelinde er gegen solche Bauern ist, die durch eigene Schuld, durchs vertrakte Caffeesaufen, durchs lange Schlafen, und durch Müßiggang ihren Hof verschuldet haben? Heißt das nicht, seine Unterthanen **lieben, wie ein Vater seine Kinder?** — Seine Universität in Göttingen soll die beste in der Welt seyn. Was meint ihr, wie viel brave Prediger, wie viel geschikte Doktoren, wie viel rechtschaffene Amtmänner und andere nützliche Leute da jährlich gezogen werden? Unser Pastor sagt, an die tausend. Das würde aber nicht geschehen, wenn unser gnädigster König nicht so viel Geld daran wendete. Heißt das nicht für seine Unterthanen **sorgen, wie ein**

Vater

Vater für seine Kinder? — Und seine Soldaten! ach, das Herz im Leibe schlägt mir, wenn ich an die Hannoveraner gedenke. Habt ihr nicht gehört, wie sie neulich in den Zeitungen gerühmt wurden? Und wer hat denn diese braven Leute gezogen, nicht wahr, unser große König? Laßt mir einmahl die Franzosen wieder ins Land kommen: wie die Kohlköpfe müssen sie fallen, wenn unsre Reiterey darzwischen kömmt. Heißt das nicht seine Unterthanen **beschützen, wie ein Vater seine Kinder?** Und wie gnädig bedenkt er die Armen? Wie viel hundert Wittwen gibt er Jahrgeld, wie viel tausend alten Soldaten gibt er Pension? Selbst unsere Kinder auf dem Lande vergißt er nicht: Hat er nicht neulich ein großes Kapital für solche Landschulmeister hergegeben, die eine kleine Einnahme haben? Nun sagt selbst, Velten, so einen frommen, herzlich guten, lieben **Vater** zu betrügen, ist das nicht die **schändlichste Undankbarkeit** von der Welt?

Velten. Ihr macht, daß ich weine, Jürgen, und das hab' ich seit der Zeit nicht gethan, da ich meinen Jungen verloren habe.

(Die Fortsetzung im nächsten Stükke.)

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Fünf und zwanzigstes Stük.

1791.

(Fortsetzung des im vorigen Stükke abgebrochenen Gespräches.)

Velten. Sagt mir doch, Jürgen, was macht denn unser gnädigster Herr mit alle dem Gelde?

Jürgen. Was ein Vater mit seinem Gelde macht, er verwendet es zum Besten seiner Kinder. Denkt einmahl, was muß ihm nicht die Unterhaltung seiner Soldaten kosten? Wie viel Geld erfordert die Besoldung seiner Räthe und anderer geschikten und nützlichen Männer des Landes? Wie viel Kosten nehmen die Postanstalten, die

Anlegung der Landstraßen und Deiche, die Unterhaltung der Armen- Zucht- Waisen- und Arbeitshäuser, und so viele andere Anstalten zum Besten seiner Unterthanen weg? Was meint ihr nun, Velten, wenn jährlich so eine Tonne Goldes ausbleibt, worauf unser gnädigster König gerechnet hat, was muß er alsdenn thun?

Velten. Ja da muß er ja wohl **neue Auflagen** machen?

Jürgen. Nicht wahr, Velten? Und wer wird da also noch mehr betrogen, als unser gnädigster König, wenn ihr und eures gleichen Unterschleife macht?

Velten. Ihr habt Recht, Jürgen, das **Land** wird betrogen.

Jürgen. Ihr werdet also nicht allein ein **Meineidiger** und ein **undankbarer** Unterthan eines so gütigen Landesherrn, sondern auch ein **Betrüger** eurer Mitunterthanen.

Velten. Aber mich deucht doch, Jürgen, ich will euch einmal fangen, so gut euchs auch immer vom Maule geht: ist denn das auch recht, wenn die Vornehmen so viel verdominiren und herdurchbringen, und das noch dazu mit unserm Gelde, unterdessen, daß wir im sauren Schweiße arbeiten müssen? He?

Jür-

Jürgen. Erstlich geschiehet das nicht allemal mit unserm Gelde, wenn die Großen Aufwand machen, sondern sie haben außer ihrem Gehalt oft große Einkünfte von ihren Gütern. Zweytens müssen solche rechtschaffene Männer, die dem Lande so große Dienste thun, sich deswegen erholen, damit sie desto gestärkter und vergnügter wieder an ihre oft sehr mühsamen Arbeiten gehen. Denn der Minister, der das Glük vieler tausend Menschen kennen und besorgen muß; der Officier, der außer seinem Leben auch noch seine Ehre und die Gnade des Königs zu wagen hat, und folglich auf mehr, als auf die Hauptgriffe denken muß; der Arzt, der Tag und Nacht für uns gefaßt ist, und seine eigene Gesundheit nicht achten darf; der Richter, der so vieles zu verantworten und folglich auch so vieles zu überdenken hat: alle diese Leute brauchen auch ganz andere Vergnügungen, als wir. Unser Pastor sagt, sie müßten sich da gleichsam selbst vergessen, damit sie sich durch solche Erhohlungen zu unserm Besten wieder stärkten. Es ist also schlecht von euch gedacht, Velten, wenn ihr solchen Männern ihre Freude nicht gönnen wollt. Endlich drittens so gereichen diese Freuden zum Vortheil des Landes.

Velten. Das müßt ihr einem Narren weiß machen, aber mir nicht, daß das zum Besten des Landes geschiehet. Wenn die Vornehmen in Hannover tanzen, sie nennens, glaub' ich, eine Redoute halten, geschieht das auch zu unserm Besten? He? Nicht wahr, ich hab' euch in der Falle?

Jürgen. Vors erste noch nicht, Velten; wenn eine Redoute in einer großen Stadt gehalten wird, so werden dadurch viele Schneider, Schuster, Handschuhmacher, Lichtzieher, Friseurs, Putzmacherinnen, Kaufleute, Gastwirthe, Schlächter, Bekker, Brauer, Conditoren, Weinhändler, Musikanten, Soldaten, Portechaisenträger und Miethkutscher in Nahrung gesetzt, die das Geld wieder andern Leuten und also uns Bauern zu verdienen geben.

Velten. Pots tausend Stern, das hätt ich fürwahr nicht gedacht! No ich sags und bleib dabey, ihr müßt mehr können als Brodt fressen. Aber, Jürgen, solche Leute können doch unmöglich bey ihrem Wohlleben an Gott und ihren armen Nächsten gedenken.

Jürgen. Sie thun es gewiß mehr, als ihr, wenn ihr ins Hessische geht, und euren gnädigsten Landesherrn betrügt; denn sie geben den Ueberschuß von ihren Kosten an die Armen: vorm

Jahr

Jahr haben die Armen mehr als hundert Thaler von den Redouten gekriegt; und habt ihr nicht gehört, daß einmal vor zwey Jahren für eine arme Wittwe bloß in 2 Redouten einige hundert Thaler gesammlet sind?

Velten. Das glaub ich nicht, Jürgen, das andre mag wohl wahr seyn, aber das letzte glaub ich nicht, das haben euch lustige Städter weiß gemacht.

Jürgen. Wenn ihrs nicht glauben wollt, so fragt unsern Herrn Pastor, der hats in den Anzeigen gelesen, und der hat mirs selber gesagt.

Velten. Das macht, daß ihr auch so ein Gelahrter seyd; mit mir spricht er so was nicht. Aber gehört denn das auch zum Besten des Landes, Jürgen: ich war im verwichenen Sommer in Hannover, da arbeiteten viele Leute, es mochten wohl ein Paar hundert seyn, am Walle, den schmissen sie um, der doch so viel Geld gekostet hat. Ist das auch zum Besten des Landes?

Jürgen. Wer waren denn die Arbeiter?

Velten. J, es waren arme Bauern und Soldaten.

Jürgen. Wo waren sie denn her?

Velten. Das ist eine Frage, es waren Hannöverische.

Jürgen. Thaten sie denn die Arbeit umsonst?

Velten. I, stellt euch doch nicht so dumm, sie werden sich ja nicht umsonst quälen?

Jürgen. Nun seht einmal, diese Arbeit setzt nicht allein einige hundert Soldaten und Bauern in größere Nahrung, sondern sie gibt auch der Stadt noch eine größere Zierde, zugleich verschafft sie den Einwohnern freyere und folglich gesundere Luft.

Velten. Mit euch kann doch kein Mensch fertig werden. Aber mich deucht, wenn die Sache der Stadt, wie ihr sagt, nicht eine größere Zierde gäbe: des übrigen wegen würden sie in Hannover so was wohl nicht thun?

Jürgen. Gesetzt auch, man thäte das und viele andre Dinge bloß deswegen, um Hannover schön zu machen, wäre denn das was Böses?

Velten. Nicht? daß dich der Hammerschlag, das Geld so wegzuwerfen, und Bäume und Sand dafür zu kaufen; könnte man es nicht den Armen geben? Was gilts, ihr sollt mir einmal Recht geben, hochgelahrter Herr Jürgen.

Jür-

Jürgen. Wißt ihr nicht, daß unser gnädigster König den Armen Arbeit und Nahrung gibt?

Velten. Aber so müssen ja die Armen ihre Almosen verdienen!

Jürgen. Habt ihr den alten Steffen noch gekannt?

Velten. So gut wie ihr, er lag ja täglich vor meinem Hause, und schlief seinen Rausch aus, der alte Taugenichts.

Jürgen. Warum mochte der Kerl nicht arbeiten?

Velten. Das hatt' er nicht nöthig, denn er kriegte so viele Almosen, daß er täglich in der Schenke liegen konnte.

Jürgen. Gabt ihr ihm denn auch was?

Velten. Das ließ ich wohl bleiben, da hätt' ich ja den Kerl in seiner Faulheit und liederlichem Wesen nur noch mehr gestärkt.

Jürgen. Nun seht einmal, ihr seyd ein Kerl, der den Landesherrn betrieget, und ihr machtet euch schon ein Gewissen, andere in ihrer Faulheit zu stärken: wie viel weniger wird es also unser gnädigster König, der ein so frommer Herr ist, lei-

den können, daß es Müßiggänger in seinem Lande giebt.

Velten. Ihr seyd ein Hexenmeister, ihr könnet einem die Reden vom Herzen lokken, wie ihr sie haben wollt. Aber ihr habt Recht: Almosen an Faule taugen nichts, sie machen nur Trunkenbolde und Müssiggänger. Aber wenn nun das Geld an **rechtschaffene** Arme wäre gegeben worden?

Jürgen. Wer waren denn die Arbeiter? ihr habt sie doch gesehen.

Velten. Bauern.

Jürgen. Arme oder Reiche; Schurken oder brave Leute?

Velten. Ich sehe, ihr habt mich schon wieder in der Falle, es waren Leute, die das Geld wohl nöthig haben mochten, und denen also dieser Nebenverdienst sehr gelegen kam. — Aber brauchten sie denn gerade am Walle zu arbeiten, wie die Gefangenen?

Jürgen. Ihr wolltet also nicht, daß Hannover verschönert würde?

Velten. Hm, das kann **mir** gleich viel **seyn.**

Jür-

Jürgen. Mir nicht, denn ein so großer König, als mein gnädigster Landesherr ist, muß auch eine schöne Residenz haben. Ich wollte deswegen, wenns nöthig wäre, gern was von meiner jährlichen Pension dazu hergeben. Aber das ist nicht die einzige Ursache, warum ichs gerne sehe, daß Hannover recht schön — —

Velten. (ins Wort fallend und spöttisch) Bringts etwa auch dem Lande was ein, wenn Hannover schön ist? Ha, ha, ha, Herr Gelahrter!

Jürgen. Das versteht sich; was meint ihr wohl, wenn Hannover eine häßliche Stadt, und ohne alle Freude wäre, würden denn die Fremden hinein reisen, oder gerade vorbey gehen?

Velten. Das gilt mir gleich viel, ob Fremde in Hannover sind, oder nicht, sie geben mir dort so wenig, als hier.

Jürgen. Was thatet ihr vorm Jahr' in Hannover?

Velten. Närrscher Kerl, ich bin ja kein Fremder.

Jürgen. Ich frage, was thatet ihr in Hannover?

Velten. Ich verkaufte vor sechszig Thaler Dunen?

Jürgen. An wen?

Velten. Auf eine Schenke.

Jürgen. Was machen denn die Gastwirthe mit so vielen Federn?

Velten. J, ihr thut einfältige Fragen: kochen werden sie sie ja wohl nicht; zu Betten brauchen sie sie.

Jürgen. Wozu haben sie denn so viele Betten nöthig?

Velten. J, so frag du und der Teufel! für die Fremden müssen sie sie ja haben.

Jürgen. Es gilt ja aber Nachbar Velten gleich viel, ob Fremde in Hannover sind, oder nicht, folglich auch, ob er seine Federn verkauft hätte, oder nicht.

Velten. Ihr seyd ein Wetterkerl, Jürgen, das muß ich sagen, so ein Bauer, wie ihr, muß in unserm Dorfe noch nie gelebt haben. Ihr eßt künftigen Sonntag einen braunen Kohl mit mir, gebt mir die Hand darauf.

Jür-

Jürgen. Also meint ihr doch nun, daß es besser ist, wenn Hannover verschönert wird?

Velten. Ja, ich glaub's, denn wenn es eine schlechte Stadt wäre, so zögen die Fremden daneben weg, und so würden so viele Leute in der Stadt, und auch so manche Bauern nicht so viel Geld einnehmen; hab ich recht?

Jürgen. Ja, Velten; aber hab ich denn nicht auch recht?

Velten. Ich glaube nun, daß alle Anstalten unsers gnädigsten Königs zu unserem Besten sind; und der ist ein schlechter Kerl, der sich diesen Anstalten widersetzt. — Aber hört einmal, Jürgen, das kann ich nicht klar kriegen, was wir mit der Caffee-Verordnung machen sollen, kommt die auch von unserm gnädigsten Könige?

Jürgen. Ja, Velten, Gott segne ihn da, für tausendmal.

Velten. Ist das euer Ernst, Jürgen?

Jürgen. Ja, Velten, ich wollte, daß der Caffee ganz verboten würde; über meine Zunge kommt kein Tropfen.

Velten. So wißt ihr nicht, was gut schmekt.

Jür-

Jürgen. Das wohl, so gut, wie ihr; aber ich wollte mich lieber aufs Maul schlagen, ehe ich einen Tropfen Caffee in den Mund nähme; er ist und bleibt ein Geld- und Gesundheitsverderber, und deswegen hat ihn unser gnädigster König verbothen. Habt ihrs nicht in den Anzeigen gelesen?

Velten. Das wohl; aber bin ich denn nicht so gesund, wie ihr, und habe doch schon mancher Tasse den Hals gebrochen; er kostet mir schon manchen Groschen.

Jürgen. Besser, wenn ihr ihn euren Kindern gespart hättet, davon wollen wir aber hernach sprechen. Daß ihr so gesund seyd, Velten, wie ich, das macht euch deswegen noch nicht gesund. Unser Herr Pastor sagt, zur Gesundheit gehört mehr, als daß man just nicht krank ist; er sagt, unsere Vorfahren, die keinen Caffee getrunken hätten, wären eiserne, baumstarke, riesenmäßige, breitschulterige, rothbäckige Leute gewesen, die jedem Wind und Wellen Trotz geboten hätten; und das hieße gesund. Der Caffee, sagte er, brächte den Leuten gerade keine Krankheiten auf einmal, sondern er machte matt, schwach, mager, träge, zitternd, und das, was

man

man kränklich nennte; kurz, er wäre ein langsamer Mörder.

Velten. Mich deucht, Jürgen, so was spür' ich auch; wenigstens krieg' ich immer so ein Zittern, wenn ich das braune Wasser im Leibe habe.

Jürgen. Nicht wahr, Velten? Unser Herr Pastor sagte noch mehr, er nannte eine Krankheit her, die kann ich aber nicht aussprechen, und sagte, es gäbe mehr Narren in der Welt, seitdem der Caffee unter uns bekannt wäre. Kurz, ich mag das Zeug nicht, und wenn ihr mirs auch schenken wolltet. Ich kann deswegen nicht begreifen, warum wir so viel Geld dafür aus dem Lande schikken.

Velten. Wächst er denn nicht hier zu Lande?

Jürgen. Nicht doch! er kommt aus Amerika herüber, das Ding, wo er wächst, gehört den Franzosen.

Velten. So weit kommt er her?

Jürgen. Ja freylich, wir müssen ihn alle den Franzosen für baares Geld abkaufen, und ihnen gute Worte dazu geben.

Velten. Das hätt' ich wissen sollen; ich dachte, wir machten ihn im Lande.

Jürgen. Seyd kein Narr, es ist ein Gewächs; ein Baum ists, worauf er wächst. Rathet einmal, wie viel jährlich Geld dafür an die Franzosen bezahlt wird?

Velten. Das mögt ihr wohl wissen, aber ich nicht

Jürgen. Unser Herr Pastor sagte, wenn der vierte Theil Menschen täglich nur für **zwey Pfennige** Caffee und für **zwey Pfennige** Zukker tränke, (denn den Zukker kriegen wir auch daher) und wenn man Milch und Holz und Mühe nicht rechnen wollte, so giengen doch alle Tage aus dem Hannöverischen über zwey tausend Thaler nach Frankreich.

Velten. Was sagt ihr: alle Jahr, oder alle Tage?

Jürgen. Alle Tage, über **zwey tausend Thaler**; und aus ganz Deutschland alle Tage über **eine Tonne Goldes.** Das macht im Jahre **sechs und dreyßig Millionen Thaler.**

Velten. Sechs und dreyßig Millionen Thaler? Wie viel Geld ist das, Jürgen?

Jürgen. So viel in Cassenmünze, als nicht in eure Scheune geht.

Velten. Ihr habt mich zum Besten.

Jürgen. Mit einem Worte: 36 Millionen Thaler sind so viel, als unser gnädigster König in sechs Jahren einnimmt; so viel, und wohl noch einmal so viel Geld geht jährlich für Caffee und Zukker aus Deutschland nach Frankreich.

Velten. Daß dich alle Wetter! ne, so wollt ich, daß ich das Zeug mein Lebetag nicht gesehen hätte! Kommt mit mir, Jürgen, wir wollen alle Caffeepötte in tausend Stükken schmeissen.

Jürgen. Rechnet nun noch die Milch, die Feurung und die Zeit, die darauf geht, dazu, so — — —

Velten. Schweigt stille, Jürgen, ich bin nun dem Caffee so feind, daß mir schon ekelt. Wenn ihr künftigen Sonntag zu mir kommt, und ihr findet eine Caffeetasse, oder dergleichen

Plun-

Plunder in meinem Hause, so sollt ihr sagen, Velten ist ein Schurke.

Jürgen. Auch unverlicenteten Tobak?

Velten. Nein, Jürgen, in meinem Leben nicht wieder; und ihr sollt Zeuge seyn, daß ich dafür, was ich unsern gnädigsten König betrogen habe, die beste Pistole an die Armen geben will. Denn ich habe nun von euch gelernt, daß **alle Verordnungen unsers gnädigsten Königs die besten sind.** Gott laß ihn lange leben, den besten Vater!

Jürgen. Und segne ihn und die beste Landesmutter, so wie es dies große Paar verdient.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Sechs und zwanzigstes Stük.

1791.

Bote. Was war denn das hier für ein Lärmen?

Wirth. Man brachte einen Einwohner des Dorfes nach Hause, der zu viel getrunken hat.

Wirthinn. Winkt' ich dir nicht lange, du solltest ihm nicht mehr geben?

Wirth. Je, Mutter, ich verstand dich anfangs nicht. Und wenn man Wirth ist, kann man ja auch den Leuten nicht gut abschlagen, was sie fordern. Man hat sonst nichts, als tausendfältigen Verdruß.

Wirthinn. Da hast du Recht. Aber du hättest doch den Menschen in Gutem nach Hause zu bringen suchen sollen.

Wirth. Nun, Mutter, künftig will ich eher daran denken. Du weißt sonst ja, daß ich selbst das Saufen nicht leiden kann.

Wirthinn. Wenn der Kerl das verdammte Saufen nicht an sich hätte, so wäre er herzensgut. Allein es ist, als wenn er's gar nicht lassen könnte. Der Teufel hat ihn ordentlich in seinen Strikken.

Bote. Es ist erstaunlich, wie weit der Hang zu dergleichen gehen kann. Indessen ist es auch gewiß, daß der Mensch nur rechten Muth haben, sichs nur recht ernstlich vornehmen darf, um Herr über sich zu werden. So erinnere ich mich eines Böttichers in meinem Vaterlande, der sieben Kinder und eine wakkere Frau hatte. Der verfiel auch in den Fehler, daß er keinen Tag aus dem Kruge bleiben konnte. Wenn er sich auch nicht oft besoff, so verzehrte er doch so viel Geld in Bier und Branntewein, und dazu waren immer Schlauköpfe bey der Hand, die darauf ausgingen, ihn und andere einfältige Leute beym Spiele auszuziehen. Ob Niklas also gleich etwas verdiente, so mußte doch seine arme Frau nebst ihren Kindern Noth leiden, so blutsauer sie sichs auch werden ließ. Und sein Verdienst nahm auch immer mehr ab, weil er bey der Arbeit immer an den Krug dachte, und sie also untüchtig machte und die Leute lange aufhielt. Allemahl,

mahl, wenn er sich des Abends hatte verführen lassen, reuete es ihn des andern Morgens. Aber er konnte doch nicht zu Hause bleiben, oder glaubte vielmehr, daß ers nicht könnte, und daß ihn, wie die Frau Wirthin vorhin sagte, der Teufel in seinen Strikken hätte und ihn nicht loslassen wollte. Endlich aber zeigte sich auch an ihm, daß es nur am Menschen liegt, wenn er sich nicht losmacht, und daß der liebe Gott Gelegenheiten genug dazu veranstaltet.

Wirthinn. Nun, und wie denn?

Bote. Seiner Frau gelang es endlich, ihn auf andere Wege zu bringen.

Wirthinn. Seine Frau! — Da siehst du, Väterchen! was eine Frau kann; was die werth ist.

Schulmeister. Das steht ja auch in der Bibel: „Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes.“ Und, „durch weise Weiber wird das Haus erbauet.“

Schulze. Steht aber nicht auch dabey: „Eine Närrinn zerbricht das Haus mit ihrem Thun?“

Schulm. Ja, allerdings.

Bote. Lene, Niklas Frau, war ein gutes vernünftiges Weib, und es paßt recht auf sie, was auch in der Bibel steht: „Wem ein tugendsames Weib bescheret ist, die ist viel edler, als die köstlichsten Perlen. Sie geht mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen.

Ihr Schmuk ist, daß sie reinlich und fleißig ist. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre."

Wirth. Wie unser Herr Werner in der Bibel bewandert ist!

Bote. Das gereuet mich nicht, daß ich sie fleißig gelesen habe; denn sie hat mir so oft Rath und Trost gegeben. — Doch, wieder auf meine Geschichte zu kommen. Lene und ihr Mann und ihre Kinder waren in Gefahr, in das äußerste Elend zu gerathen, weil Niklas den Branntewein und das Spiel nicht meiden konnte. Oft weinte sie im Stillen, daß ihre Kinder es nur nicht gewahr werden sollten. Denn so sehr ihr Elend sie auch drükte, so konnte und wollte sie doch bey ihren Kindern den Vater nicht um sein Ansehen bringen; denn sie wußte wohl, daß es kein Gut thut, wenn die Kinder gewahr werden, daß die Eltern schwach oder gar böse sind. Einmahl aber, als ihr Mann gar zu lange blieb, war ihr Schmerz zu stark, und die Kinder bemerkten, daß sie weinte. Ach, Mutter! riefen sie aus, ihr weint! Sie drängten sich an die Mutter, waren voll Angst und voll Sorge, und weinten mit ihr. Dies brach ihr das Herz; sie warf sich mit dem Gesichte auf das Bette; und es war ein allgemeines Jammergeschrey. Niklas öffnete die Thür, ohne daß

Lene

Lene und die Kinder ihn bemerkten. Er erschrak, ward blaß und konnte kaum ausrufen: Herr Jesus! Was ist das? — Da erst sah ihn die Mutter; da erst sahn ihn die Kinder. Ach! riefen die Kleinen freudig, der Vater ist da! — Niklas fragte: Lene: Warum bist du so traurig? Warum weinst du? O Vater! antwortete sie, ich bin schon seit langer Zeit gewöhnlich traurig; und wenn du weg bist, so nimmt mein Kummer zu. — Ach! rief er aus, ach! ich weiß, was du meinest. Ich Elender! — Lene winkte ihm mit bittendem Blikke, zu schweigen, und entfernte ihre Kinder. Dies that sie wiederum, um keinen nachtheiligen Eindruk auf sie zu machen. Als die Kinder hinaus waren, fiel Niklas seiner Lene um den Hals und konnte nicht reden. Auch Lene schwieg eine Zeitlang und lehnte sich wehmüthig an ihren Mann Sie sammelte aber alle ihre Stärke und ihren Muth. Ach Niklas! sagte sie endlich. — Ich weiß, unterbrach sie der Mann, ich weiß, was du sagen willst. Ja, ich bin werth, daß du über mich seufzest und weinest. Ach Gott! ich habe es mir nun schon so oft vorgenommen, besser zu werden; aber Satan hat mich so in Strikken, daß ich nicht widerstehen kann. — O Niklas! Niklas! antwortete die Frau, Satan hat keine Gewalt an dem Menschen, wenn der Mensch nicht selbst Luft zum

Bösen hat. Die eigne böse Lust, die ist der Satan, der dich in Strikken hält. Niklas! fasse nur Muth, und traue auf unsern lieben Vater im Himmel, der auch dein Vater ist; so wird alles wieder besser gehen, so wirst du ganz gut werden. Es thut mir weh, daß ich so mit dir reden muß. Ach! ich wollte gern alles tragen, ich wollte dir gern jeden Kummer verschweigen, ich wollte gern mich mit Wasser und Brodt behelfen und bis in die späte Nacht hinein arbeiten — für dich und unsere Kinder arbeiten. Aber so kann ich dir meine Sorgen nicht verhehlen, oder ich handelte nicht wie eine rechtschaffene Mutter an meinen Kindern, und an dir nicht treu. Lieber Niklas! Noch sind unsere Kinder dankbar gegen uns, noch lieben sie uns; aber, Mann! wenn wir keine Eltern bleiben, so muß ihre Liebe verlohren gehen. O Gott! wenn unsere Kinder einst über uns seufzten, daß wir sie zu Bettlern gemacht, oder gar, daß wir sie durch Nachläßigkeit und schlechte Beyspiele verwahrloset und verführt hätten! — Unter Weinen sprach Lene dieses, und Niklas konnte sich der Thränen auch nicht enthalten. — Topp! liebe Lene! rief er endlich aus, ich will nun mit Ernst anfangen, mich zu bessern. Topp! ich gehe nicht mehr in den Krug.

Wirthinn. Dabey würde aber unsere Wirthschaft

schaft schlecht bestehen, wenn alle Leute in unserem Dorfe so denken wollten; dann würden wir Hunger und Kummer leiden. Bier und Branntewein ist ja auch Gottes Gabe; und hieher zu kommen doch keine Sünde.

Schulze. Bey unserer Wirthinn spricht gleich der liebe Eigennutz. Alles muß seine Ordnung haben. Alles was Gott geschaffen hat, kann und soll von Menschen gebraucht werden, aber mit Mäßigkeit und Ordnung; und wer ein Ding nicht mäßig und ordentlich gebrauchen kann, muß ganz davon bleiben.

Bote. Ganz recht. An und für sich ist es nichts Böses, in den Krug zu gehen, wenn man nicht mehr trinkt, als man vertragen und als man bezahlen kann, ohne daß Frau und Kinder Noth leiden und der Hausstand in Unordnung geräth, und wenn man darüber seine Pflicht nicht versäumt und nicht müßig geht. Wenn aber ein Mensch einen zu starken Hang zur Unmäßigkeit oder zum Spiel, oder zu sonst etwas dergleichen an sich wahrnimmt, so muß er auch die Gelegenheit meiden. Im Allgemeinen ist es leicht ausgemacht, was erlaubt ist und was nicht erlaubt ist. Aber wenn der Mensch nun handeln will, so kommt noch viel darauf an, wie er beschaffen ist, was für Neigungen und Leidenschaften er hat. Was ihm Gelegenheit gibt, daß

diese ausschweifen, das muß er vermeiden; wenn gleich viele Andere ohne Gefahr dasselbe genießen oder mitmachen können.

Wirth. Aber wie ward's denn mit seinem Niklas weiter?

Bote. Er überwand sich wirklich, nicht mehr in den Krug zu gehen. Seine Frau hohlte ihm dafür zu trinken ins Haus. Anfangs ward's ihm sauer, zu Hause zu bleiben, wenn die Stunde kam, da er sonst auszugehen pflegte; aber bald ward er's gewohnt, bey seiner Frau zu bleiben, und es war ihm recht wohl dabey. Nun arbeitete er natürlicher Weise auch mehr, und weil er bey seiner Arbeit nicht mehr so viel an den Krug und an das Spiel dachte, so gerieth sie ihm auch besser, und seine Nahrung nahm zu. Er ward ein wohlhabender Mann, lebte in einer sehr vergnügten Ehe, und erzog nebst seiner Frau seine Kinder so gut, daß sie ihm im Alter Freude machten. — So gewiß ist es, daß dem Menschen gar vieles möglich ist, wenn er sich's nur recht fest vornimmt. Und wer redlich für Noth und Brodt arbeitet, dem hilft Gott.

Wirth. Doch nicht allemahl. Manchem gehts elend, er mag sichs auch noch so sauer werden lassen.

Bote. Wohl wahr. Ich glaube aber, daß dann der liebe Gott auch seine guten Absichten darunter hat.

Wirth. Manchmahl scheint das so zu seyn; aber oft weiß mans doch nicht zu erklären.

Bote. Wenn wir aber nur oft sehen, daß das zum Guten ausschlägt, was gar keinen Anschein dazu hatte, und wenn wir Gottes Güte an so vielen Orten in der Natur offenbart finden; so müssen wir auch da, wo wir nicht errathen können, was Gott für eine Absicht hat, ihm das Beste zutrauen. Gar oft läßt sich auch der Nutzen dessen, was uns unangenehm ist, sehr wohl einsehen. Was hilft alles, wenn doch das Herz nicht in Ordnung ist? Das muß bey Reichen und Armen in Ordnung seyn, wenn's ihnen recht wohl seyn soll. Aber dazu gelangen die meisten Menschen eher durch Noth und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden. Wenn das nicht wäre, so würde uns Gott gewiß lauter Freude gönnen und geben. Ich glaube das an mir selbst zu fühlen. Das Bißchen Glük und Ruhe, das ich genieße, möchte ich wohl nicht so gut ertragen und genießen können, wenn mein Herz nicht vorher manches Unangenehme überwunden, wenn mich nicht Noth und Elend erst standhafter, stärker, geduldiger und weiser gemacht hätte. Der Mensch, der alles hat, was er haben will, vergißt gar zu leicht seines Gottes, und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist.

Schulm. Daraus läßt sichs denn auch schon

begreifen, warum so viel Elend und Noth in der Welt ist und seyn muß.

Bote. Auch scheint das Elend oft größer, als es ist. Mancher Arme ist eben so glüklich, ja oft noch glüklicher, als der, welcher Ueberfluß hat.

Wirthinn. Und mancher Mensch ist auch an seinem Elende selbst Schuld.

Bote. Vielleicht die meisten Menschen. Wenn Niklas fortgefahren wäre, so wäre er es ja auch gewesen. Die Menschen, die sich selbst ins Unglük stürzen, verdienen zwar immer unser Mitleiden; allein es ist doch gut, daß wir's glauben und oft daran denken, daß der liebe Gott es dem Menschen nicht ohne Noth übel ergehen läßt.

Schulm. Wir haben hier im Dorfe auch einen Menschen, der auf keinen grünen Zweig kommt; aber er ist selbst Schuld daran. Sonst war er wohlhabend, und trieb in einer kleinen Stadt Handelschaft Aber er wollte zu hoch hinaus, und seine Frau mit; sie mußte sich putzen, wie die reichen und vornehmen Weiber; und so konnte seine Wirthschaft nicht Stand halten. Sich nun an demselben Orte einzuschränken, das konnt' er nicht übers Herz bringen; er zog also zu uns her. Aber auch hier blieb er hochmüthig, und bleibt es immerfort. Und wenn er auch bettelt, so ist er selbst beym Betteln hochmüthig.

Bote. Ja, das geht so. Der Hochmuth plagt den,

den, der ihm einmal Raum gegeben hat, nie stärker, als wenn er im Elende steckt. So lange alles gut geht, und so lange niemand zweifelt, daß man oben am Brete sey, so thut man nicht so gar dik; aber dann, wann es heißt, es stehe nicht mehr so, wie sonst, dann regt sich das Blut, dann schäumt es, dann wallt es auf. —

Wirth. Das hat vielen Grund, was unser Herr Werner da gesagt hat.

Schulze. Ja. Aber zuweilen geht's doch gar zu bunt im menschlichen Leben her, und mancher Mensch kann doch fast gar keine Freude genießen. Zum Exempel, einer der blind ist.

Bote. Freylich können wir Gott nicht genug danken, daß er uns das Gesicht gegeben, und bis hieher gelassen hat; aber auch für die Blinden hat Gott gesorgt. Was wir durchs Gesicht haben, hat der Blinde oft durchs Gehör, durchs Gefühl, oder auf eine andere Weise. Es hat Blinde gegeben, die alles in ihrem Hause in Ordnung gehalten, ja sogar die Bäume im Garten beschnitten haben. Wenigstens von Einem solchen habe ich eine glaubhafte Nachricht gelesen. *) Dieser hatte schon in seinem vierten Jahre sein Gesicht in den Pokken verlohren. Damals konnte er also wohl das Beschneiden der Bäume noch nicht gelernet haben. — Der Schwager dieses Man-

*) Reich d. Natur u. Sitt. 1. Th. S. 146. ꝛc.

Mannes hatte ihm einmahl von seinem Akker etwas abgepflüget. Als sie sich deshalb erzürnten, schalt dieser Schwager ihn einen blinden Teufel.

Schulm. Ein schlechter Kerl!

Schulze. Ja wahrhaftig. Erst begeht er den niederträchtigen Streich an ihm, und macht sich seine Blindheit zu Nutzen; und nachher hält er ihm noch ein Gebrechen vor, an dem er keine Schuld hat.

Bote. Ja wohl ist das niederträchtig. Der Blinde ward auch so aufgebracht darüber, daß er in der Nacht über eine Viertelmeile aus seinem Städtchen ging, seines Schwagers Pflug suchte, ihn fand und zerschmiß. So genau konnte er, ob er gleich blind war, die Gegenden seiner Aekker finden. Ein andermahl stieg er über Mauern und Gärten und Höfe in der Nacht, um in einem entfernten Brauhause um 12 Uhr dem Braumeister durch die Hinterthür einen Besuch abzustatten. Und diesen Weg hatte er noch dazu sonst niemahls gemacht, sondern er fand ihn durch eine Richtung, die er sich in Gedanken gemacht hatte.

Wirth. Das ist zum Erstaunen! Und wo ist dieser Mann gewesen?

Bote. Drey Meilen von Magdeburg in einer kleinen Stadt. — Aber noch mehr! eben dieser Mann hatte es am Gefühl, ob Kinder schön o er häßlich waren; und er traf es so, daß er die niemahls häßlich nannte, die es nicht waren. —

Ein

Ein anderer Blinder fädelte seine Nähnadel ein, wie andere Leute; konnte auch selbst nähen und flikken. *) — Besonders aber lehret die Erfahrung, daß Blinde einen nur einmahl reden hören durften, und ihn nach vielen Jahren an der Stimme wieder erkannten. In Magdeburg ist auch ein sehr geschikter Organist gewesen, Namens **Jakobi**: der war blind gebohren, und konnte doch Stükke in Noten setzen.

Wirthinn. Aber wie geht das zu, daß Blinde dergleichen können, was oft Sehende nicht können?

Bote. Da sie durch das Gesicht keine Kennzeichen haben, so sind sie gezwungen, mehr auf das Achtung zu geben, was sich an den Gegenständen durch das Gehör oder das Gefühl unterscheiden läßt, und sie üben also diese Sinne an solchen Gegenständen nun mehr, als wir, die wir den Sinn des Gesichtes haben. Sie können das auch darum mehr, weil sie nicht durch das, was ins Gesicht fällt, zerstreuet werden. Aus dieser Ursache bringen sie es auch oft weit in demjenigen, worauf sie sich legen. — Zu Halle, im Herzogthum Magdeburg, ist ehemahls einer gewesen, den man den **blinden Hans** genannt hat. **) Dieser hat auf zwey Waldhörnern zugleich blasen können, so, daß eines schön zu dem andern gestimmt und gepaßt hat. — Ein junger blinder Flötenspieler, Namens

Dûlon,

*) Ebendaselbst **) Ebendaselbst.

Dülon, reisete noch vor etlichen Jahren herum, und ließ sich in großen Städten hören. Vielleicht reiset er noch jetzt herum.

Schulm. Von dem blinden Hans erinnere ich mich, auch einmahl etwas gehört zu haben.

Bote. Eben dieser blinde Hans kannte auch jedermann, selbst nach langer Abwesenheit an der Stimme, wenn er ihn sonst schon einmahl gehört hatte, und irrete unter hundert Personen niemahls. Er kannte das Geld am Gefühle, und konnte das falsche vom guten unterscheiden. Auch in Farben irrte er niemahls, wenn er ein Kleid oder ein Pferd anfühlte. Ja sogar die Spielcharten kannte er, ob sie gleich geglättet sind. Dieses Unterscheiden des Geldes und der Farben weiß man auch von andern Blinden. **Johann Veermasen** zu Mastricht war seit seinem zweyten Jahre stockblind. Wenn er noch nichts genossen hatte, so konnte er den Unterscheid der Farben vollkommen bemerken; hatte er aber nur einen Löffel voll getrunken, so konnte er es nicht *) — Zu Amsterdam ist ein Blindgebohrner gewesen, **) der hat sich auch selten in der Unterscheidung der Farben durch das Anfühlen geirret. Man hat ihn gefragt, wie ihm denn das wäre.

Schulm. Nun, und was sagte er denn?

Bote. Die schwarze Farbe steche wie Nadelspitzen.

*) Eb. und Seltenheit der Natur u. Kunst.

**) Reich d. Nat. u. Sitt. am a. O.

spitzen, und die weiße wäre nicht leicht von der schwarzen zu unterscheiden, aber doch nicht völlig so spitzig und hökkerigt; darauf folgte die grüne, nach der grünen die blaue; die gelbe und die rothe wären am glattsten.

Wirthinn. J Jemine! Das müßten wir ja auch fühlen können.

Wirth. Du hast ja schon gehört, daß die Blinden genauer und feiner fühlen, weil sie mehr darauf Acht geben und ihr Gefühl mehr üben.

Bote. So hat man auch Blinde gekannt, die Krebse gefangen, Charte gespielet, oder geschossen haben; auch blinde Maler und Setzer in der Buchdrukkerey.

Wirthinn. Was ist das — ein Setzer?

Bote. Setzer nennt man den Mann in der Buchdrukkerey, der die aus Metall gegossenen Lettern oder Buchstaben zusammen setzen muß. Diese werden dann fest gemacht, mit Buchdrukker-Farbe überstrichen, und dann werden sie auf Papier abgedrukt. So entstehen die Bücher.

Wirthinn. Ich möchte aber doch nicht blind seyn; ich danke Gott, daß ich sehen kann.

Bote. Und gewiß mit Recht. Wir kamen auf dieses Gespräch nur, um auch an den Blinden zu sehen, daß Gott auch da gut ist, wo es uns nicht immer so scheinet, daß er keinen ganz verläßt, und daß wir also nicht murren und ihn nicht tadeln sollten.

sollten. Wo er ein Gutes entzieht, ersetzt er es gewöhnlich auf eine andere Art. Ein jeder Mensch thut nun am besten und vernünftigsten, wenn er das Gute, was ihm Gott verleihet, recht erkennt, und zu seinem eigenen und seiner Nebenmenschen Nutzen und Vergnügen anwendet.

Schulm. Also der Blinde suche die Freuden, die er haben kann, und thue das Gute, was er thun kann; und wir genießen die Freuden, die uns das Gesicht gewähret.

Bote. Recht so — genießen sie — danken Gott dafür — beleidigen keinen Menschen; sondern suchen jedermann, wie der Katechismus sagt, förderlich und dienstlich zu seyn.

Wirth. Darauf laßt uns einmal anstoßen!

Bote. Kommt her, das wollen wir!

Recht thun, und edel seyn und gut,
Ist mehr, als Gold und Ehr.
Da hat man immer frohen Muth,
Und Freuden um sich her;
Und man ist immer mit sich eins,
Scheucht kein Geschöpf und fürchtet keins.

Wirth. Ein schöner Spruch, den müssen wir auswendig lernen.

Nachricht.

Jetzt, beym Schluße des zweyten Quartals dieser Wochenschrift, werden die Herren Interessenten ersucht, den vierteljährigen Betrag von 24 fl. gütigst zu berichtigen. Schwerin im Michaelis Termin 1791.

Bödnersche Buchhandlung.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Sieben und zwanzigstes Stük.

1791.

Bote. Der Weg ist mir heute recht unangenehm gewesen.

Wirth. Ey, warum denn? Das Wetter ist doch so heiter und schön.

Bote. Ja, aber ich hatte recht traurige Gedanken, und daran war die Nachricht von einer schrecklichen Geschichte Schuld, die ich kurz vorher, ehe ich abging, erfuhr.

Wirthinn O, theil' er uns die doch mit, lieber Herr Werner. Was ist es für eine schreckliche Geschichte?

Bote. Hier hab' ich sie in meinem Bündel. Sie ist zur Warnung öffentlich bekannt gemacht.

Wirth. Hier in unserm Lande geschehen?

Bote. Nein, in Hessen-Cassel. (Hessen-Cassel, eine Landgrafschaft, liegt im oberrheinischen Kreise. In diesen Kreis kommen wir, wenn wir in unserm niedersächsischen Kreise gegen Süden oder Mittag zu reisen. Die Hauptstadt in Hessen-Cassel ist Cassel.) Hört, ich will euch die Nachricht vorlesen. (Sie steht im Anzeiger 1791, 1. B. 155. St.)

„Wenn es auch Fälle gibt, wo Obrigkeiten das „ihnen von dem allerhöchsten Richter verliehene „Schwerdt nicht immer geradezu zur Vertilgung „des Verbrechers gebrauchen, sondern Gnade für „Recht ergehen lassen; so stellen sich doch auch „hingegen unter den Klassen von Menschen solche „Teufel dar, wider die sich die ganze Natur empört, und wo sich sogar rächende und strafende „Gerechtigkeit vereinigen müssen, um auch den „mildesten Regenten zu vermögen, seinem obersten „Richteramte darum ein Genüge zu thun, weil „es Pflicht gegen Religion und Rettung des bessern Theils der Menschheit will. Gewiß gab „es während der ganzen Regierung unsers Durchlauchtigsten Landesherrn, sowohl vorhin über „die Grafschaft Hanau *), als auch nun über „Hessen überhaupt, kein Beyspiel, wo nicht Gnade „für

*) Ehe der Landgraf die Regierung von ganz Hessencassel bekam, regierte er bloß über die Grafschaft Hanau.

„für Recht bey vorgekommenen Umständen er„gangen wäre; gewiß aber auch sprechen die gött„lichen und menschlichen Gesetze nie lauter gegen „die landesväterliche Milde und Gnade, als „da, wo es möglich war, daß ein Ungeheuer sich „von andern erkaufen lassen konnte, mit Ueber„legung, mit vollem Bedacht Mörder eines Un„schuldigen zu werden. Dieses letzteren, Namens „**Schneider** in Gallnhausen, Eheweib, und ein an„derer mit ihr Verstandener, Namens **Schmidt**, „schlossen, um das Hinderniß ihrer Vertraulich„keit ganz aus dem Wege zu räumen, mit einem „vorhin mehrmahls in Inquisition befangen ge„wesenen, Namens **Christans**, einen schriftlichen „Akkord, gegen eine gewisse Summe Geldes je„nen Ehemann, **Schneider**, zu ermorden. Die „That wurde vollbracht, entdekt, bekannt. Nach„dem der benannte **Schmidt** während des Pro„cesses durch einen natürlichen Tod seinem zeit„lichen Richter entgangen, jedoch aber auf einem „Henkerkarren unter den Galgen geschleift und „eingescharrt worden; so hat man hingegen am „7ten dieses an den beyden Andern die Hinrich„tung vollzogen; **Christans** ist von oben gerädert „und auf das Rad geflochten, dem **Schneideri„schen Eheweibe** aber der Kopf abgeschlagen „und aufs Rad gestekt worden. Cassel den 20. „Jun. 1791."

Wirth. Gott bewahre!

Bote. Wenn man hört, daß Menschen so handeln, sollte einem das nicht nahe gehen?

Wirth. Ja, da hat er Recht. — Daß doch der liebe Gott so etwas zulassen kann!

Bote. Warum er das thun mag, können wir nicht immer wissen; so viel aber glaube ich steif und fest, daß der liebe Gott an dem Bösen in der Welt ganz unschuldig ist. Wir haben neulich schon darüber gesprochen, daß manches, was wir Menschen Uebel nennen, den Menschen sehr gut und nützlich ist.

Wirth. Ja, aber solche Bosheiten können doch nicht gut und nützlich seyn, und daran sollte doch der liebe Gott wohl keinen Gefallen haben.

Bote. Das hat er auch nicht. Der Mensch wird ja aber nicht durch den lieben Gott boshaft gemacht.

Wirth. Allein es kann doch nichts ohne Gottes Willen geschehen.

Bote. Ganz recht! wenn Gott nicht will, daß etwas geschehe, so geschiehts nicht; und wenn der Mensch etwas unternimmt, wovon der liebe Gott nicht will, daß es zum Ausbruch komme, so hintertreibt ers. Allein dem Menschen hat Gott einen freyen Willen gegeben; das heißt so viel: den Menschen hat Gott so eingerichtet, daß

er

er lernen und darüber nachdenken kann, was gut und böse ist, und sich nun, ohne daß er gezwungen wird, entschließen kann, wie er handeln will, und wie er nicht handeln will. Wenn der Mensch dieses Vermögen nicht hätte, wenn der liebe Gott ihn immer zwänge, wie und wozu er sich entschließen sollte; so könnte man ja gar nicht sagen, der Mensch handle; so wäre ja der Mensch bloß ein Uhrwerk, das von einem andern aufgezogen würde; so wäre ja der Mensch an keinem Bösen und keinem Guten Schuld, und ich sehe nicht ein, wie er denn ein böses oder ein gutes Gewissen haben könnte. Nicht wahr, wenn er einem Nothleidenden geholfen, oder einem Nachbarn einen nützlichen Rath gegeben hat; so freut er sich über sich selbst, und ihm ist so wohl zu Muthe?

Wirth. Ja freylich.

Bote. Nun, worüber freut er sich denn, und weshalb ist ihm denn so wohl zu Muthe?

Wirth. Je, weilich etwas Gutes gethan habe.

Bote. Aber wenn er nun das Gute nothwendig hätte thun müssen, wenn er dazu gezwungen und es also gar nicht auf ihn angekommen wäre, so oder anders zu handeln; könnte und würde er sich denn auch so freuen?

Wirth. Nein, das ginge nicht an.

Bote. Nicht wahr? dann hätte er selbst nicht

einmahl eigentlich gehandelt; sondern der, der ihn gezwungen hätte?

Wirth. Richtig.

Bote. Wenn man sich über etwas Gutes freut, das man gethan hat, so freuet man sich eigentlich an sich selbst, darüber, daß man fähig und willig war, so zu handeln; darüber, daß man gute Eigenschaften und guten Willen bey sich wahrnimmt?

Wirth. Das habe ich nie so genau bedacht; aber es ist wohl wahr.

Bote. Handlungen aber, die wir nicht freywillig, nicht aus eigener Entschließung, nicht aus gutem Willen thun, können die wohl als Beweis gelten, daß wir gut denken und gut sind?

Wirth. Nein.

Bote. Wollte er aber wohl die Freude missen, die er darüber empfindet, wenn er etwas Gutes an sich findet?

Wirth. Bey leibe nicht!

Bote. Nicht wahr, diese Freude, — die Freude, die uns ein gutes Gewissen und die guten Eigenschaften, die wir an uns finden, verursachen, — diese Freude ist recht ein großer Vorzug des Menschen?

Wirth. Allerdings.

Bote. Soll nun der Mensch im Stande seyn, diese Freuden zu schmekken, so muß Gott ihm

freyen

freyen Willen lassen; so muß der Mensch wählen können, wie er handeln will; es muß ihm also auch möglich seyn, böse zu werden.

Wirth. Das sehe ich wohl ein. Denn machte es Gott ihm unmöglich, böse zu seyn; so wäre es ja gezwungen, gut zu seyn.

Bote. Recht — und gut aus Zwang seyn — das heißt gar nicht, gut seyn — Er wird nun aber auch leicht zugeben, daß nicht eigentlich die Handlung, und das, was aus der Handlung entsteht, den Menschen gut macht, sondern — was wohl?

Wirth. Das Herz, woraus die Handlung kommt.

Bote. Richtig — der Wille, die Absicht, die der Mensch dabey hat. — Also, wenn einem das Gute auch nicht gelingt, was er zu thun suchte, wird er dadurch schlechter?

Wirth. Ey nicht doch! dafür kann er ja nichts.

Bote. Also auch, wenn einer Böses thun will und böse Absichten hat, und das Böse gelingt ihm nicht, ja es entsteht wohl gar etwas Gutes daraus — wird der Mensch dadurch weniger böse? wird er dadurch gut?

Wirth. Nein.

Bote. Zum Exempel, ein Dieb bräche bey ihm ein. Er erwachte, störte ihn und setzte ihm

nach. Nun würde er gewahr, daß sein eigenes Haus oder ein anderes Gebäude in Feuersgefahr wäre. Er wekte seine Leute im Hause und die Nachbaren, und die Gefahr würde abgewandt, — nicht wahr, dann wäre der Dieb die Veranlassung zur Verhütung des Unglüks?

Wirth. Ja.

Bote. Ohne seinen Einbruch wären vielleicht viele Leute in großes Elend gerathen. — Aber wird dadurch das Vorhaben des Diebes recht?

Wirth. Nein.

Bote. Also auf den Willen des Menschen kommt es an. Den muß auch Gott ihm frey lassen, wenn er wirklich Mensch seyn soll. Allein was dieser Wille für einen Erfolg haben soll, das kann Gott immer lenken, ohne die Freyheit des Menschen einzuschränken oder aufzuheben. Diese Erfolge der menschlichen Unternehmungen lenkt nun Gott, so wie er es für gut hält. Wenn die boshafte That, von der ich vorhin die Nachricht gelesen habe, auch nicht gelungen wäre, so wären die Bösewichter doch Bösewichter gewesen, und dadurch, daß sie gelungen ist, sind sie nichts schlimmer geworden.

Wirth. Das begreife ich alles; allein die Handlung hätte doch Gott hintertreiben können!

Bote. Ganz wohl; er muß aber seine guten Absichten darunter gehabt haben, sie diesmahl gelin-

gelingen zu lassen. Was dies für Absichten seyn mögen, das, — ich wiederhohle es — das weiß ich nicht. Wir Menschen können das Allgemeine nicht übersehen, und also nicht wissen, wozu dies und jenes gut seyn mag. Allein gar oft finden wir doch, daß etwas gut ist, was wir für schädlich hielten; es lag nur an unserer Unwissenheit. Wir schließen also mit Recht, daß da, wo wir das Gute nicht gewahr werden können, Gottes Absichten uns nur verborgen seyn. Wer weiß, wie viel Böses daraus entstanden wäre, wenn diese Sache einen andern Ausgang gehabt hätte? Vielleicht dient ihre Strafe vielen andern Menschen zur Warnung. Vielleicht ließ Gott den Mord an dem Ehemanne gelingen, weil dessen Zeit zu sterben ohnehin nahe war; und längeres Leben möchte für ihn nicht heilsam gewesen seyn. — Doch davon läßt sich mit Gewißheit nichts sagen, weil der liebe Gott uns nicht zu Rathe zieht, wenn er etwas thun will. Wir würden auch wohl erbärmliche Rathgeber seyn!

Wirth. Freylich wohl. Oft aber scheints denn doch, als wenn es noch wohl besser in der Welt seyn könnte. Er hat mir darüber sonst schon etwas gesagt, und ich murre auch nicht; aber es steigen einem doch zuweilen solche Gedanken auf, und man vertieft sich denn hinein —

Bote. Das Denken ist recht gut; der Mensch

hat Verstand zum Denken; und der liebe Gott will es auch haben, daß wir durch Nachdenken seine Absichten kennen zu lernen suchen sollen. Das sehen wir daraus, daß er es den nachdenkenden Menschen sehr oft gelingen läßt, und sie auf gar viel heilsame Dinge führt. Nur muß man niemahls dabey vergessen, daß unsere Einsicht immer noch äußerst unvollkommen bleibt, und daß gar vieles gut seyn könne, wovon wir es nicht einsehen. Darauf muß man vielmehr denken, ob wir nicht etwas Gutes in dem finden können, was uns bis jetzt noch bloß schädlich, oder doch unnütz zu seyn schien.

Wirth. Das ist vernünftig. Den Rath will ich immer zu befolgen suchen

Bote. Vorhin habe ich ein Beyspiel von schlechter Denkungsart mitgetheilt; und das hatte mich selbst ganz traurig gemacht, traurig darüber, daß die Menschen so unverständig und oft bösartig sind, und sich und andern so manche Freude verderben, und so viel Elend hervorbringen, was dann nicht seyn würde, wenn die Menschen alle gut wären; wir wollen uns nun wieder zur Freude an den Menschen erwekken, durch einige Beyspiele von guter Gesinnung, die ich seit einiger Zeit gelesen oder gehört habe.

Wirth. Nur erst noch eine Frage! Er sagt: Die Menschen bringen durch ihre bösen Handlungen

lungen viel Elend hervor; widerspricht das nicht dem, was er vorhin sagte, nähmlich, daß Gott den Erfolg immer zum Besten lenke?

Bote. Nein, das widerspricht sich nicht.

Wirth. Es kommt mir doch so vor.

Bote. Ich will ihm das durch ein Exempel deutlich machen. Warum werden Kinder gestraft?

Wirth. Daß sie sich bessern sollen.

Bote. Wenn die Strafe nun bessert, so ist der Erfolg gut?

Wirth. Das versteht sich.

Bote. Wenn aber ein Kind sich ohne Strafe regieren ließe, müßte man es denn auch strafen?

Wirth. Das wäre ja unvernünftig.

Bote. Das denke ich auch. Also ist die Strafe an sich selbst ein Uebel?

Wirth. Gewiß.

Bote. Das aber nothwendig wird, um noch größere Uebel zu verhüten!

Wirth. Ja.

Bote. Er sieht also: Etwas kann an sich selbst ein Uebel seyn; allein es ist darum gut und nöthig, weil sonst noch größere Uebel entstehen würden. — Der liebe Gott läßt den Menschen ihren Willen frey; daher können sie gut und böse seyn. Wären nun alle Menschen gut, so bedürfte Gott auch keiner Mittel, sie vom Bösen zurük zu rufen und andere zu warnen. Nun aber wendet

bet Gott solche Mittel oft an; und die müssen oft hart seyn, machen oft den Menschen elend: aber um noch viel mehr Elend zu verhindern, sind sie nöthig, und also darum nun gut und die besten. Wenn man keine Arzeney nöthig hat, so ist es am besten; wenn man aber krank ist, so ist doch die unangenehme Arzeney, die uns gesund macht, besser, als wenn man immer krank bliebe und noch schlimmer würde — und also ist sie gut. — So ungefähr können wir begreifen, daß viel Unangenehmes in der Welt seyn kann, wenn Gott gleich alles zum Besten zu lenken sucht. Mit manchem Guten in der Welt, ohne das wir gar nicht leben und glüklich seyn könnten, ist unzertrennlich etwas verbunden, das zuweilen unangenehm wird. Wenn das Feuer uns den Nutzen schaffen soll, den es schafft, so muß es zünden und verzehren: aus dieser Eigenschaft entsteht zuweilen auch viel Unheil. Wollten wir lieber das Feuer gar nicht haben?

Wirth. Nun glaube ich ihn zu verstehen. — Er wollte uns ja noch etwas erzählen.

Bote. Ja, Beyspiele von guten Handlungen. — Es ist noch kein halbes Jahr her, als in dem Dorfe **Sumte** im Lüneburgischen eine Feuersbrunst entstand, in welcher 12 wohlhabende Bauerfamilien alles das Ihrige verlohren. Und

diese

diese Verunglükten sollen sich immer durch gute Denkungsart gegen ihre Nachbaren ausgezeichnet haben. Es vereinigten sich daher 12 der benachbarten Dorfschaften sogleich nach dem Brande dazu, daß jede die Sorge für einen abgebrannten Hof, so wie ihnen dieser durch das Los zufiel, übernehmen sollte. Jede Dorfschaft versprach und hielt ihr Versprechen, die Familie, die ihr zugefallen war, zu versorgen, ihren Akker zu bestellen, selbst die nöthige Aussaat zu reichen, die Wiederaufbauung ihrer Wohnungen zu besorgen, und am Ende jedes Haus mit den nöthigen Geräthschaften auszusteuern. Die armen Verunglükten empfanden auf diese Art kaum ihren Verlust *). Nicht wahr — das ist recht ein christliches Beyspiel? das verdient Nachahmung?

Wirth. Ja, das ist brav gehandelt. — Noch mehr solche Geschichten!

Bote. Der Schiffer **Lange** aus Warnemünde fuhr mit seiner Frau und einem Verwandten den 31. März dieses Jahres 1791 auf einem Bothe von Rostok ab. Es war halb fünf Uhr. Sie setzten ihr Segel auf; allein der Wind kehrte bald ihr Both so herum, daß das Segel über dem Wasser lag. Als sich das Both endlich wieder drehte,

*) **Bekkers deutsche Zeitung**, 1791. 25. St.

drehte, so riß der Sturm das Segel fort und sie schienen alle verlohren zu seyn. Joachim Möller, Sohn des Fischerältesten, Jakob Möller zu Rostok, sah dieses von ferne aus seinem Kahne, und rief seinen Brüdern, die bey der Fischwade waren, zu, sie möchten doch mit ihrem Bothe hinrudern. Sie thaten es so geschwinde, als möglich war. Die Unglüklichen waren schon anderthalb Stunden fast über die Brust im Wasser gewesen. Der Schiffer Lange konnte sich gar nicht mehr selbst helfen, und ward mit vieler Mühe ins Both der Fischer gebracht. Die Frau hatte noch Kraft selbst hineinzusteigen; so auch der andere Mann. Nun wurden sie nach Bramow in Sicherheit gebracht. Der Schiffer Lange wollte dem einen der Fischer zwey Thaler geben; aber dieser sagte: **Bewahre mich Gott, dafür Geld zu nehmen, daß ich meinen Nebenmenschen das Leben gerettet habe. Das ist ja Christenpflicht. Ueberdem bin ich ein Wassermann und was ihnen begegnet ist, kann mir auch widerfahren.** Er nahm auch nichts *)

Wirth. Schön, schön! — Ja, es ist Christenpflicht; aber die meisten Christen denken gar nicht

*) Josephi rostokkisches Wochenblatt, 5. St.

nicht an ihre Pflicht, ihren Nebenmenschen zu helfen.

Bote. Sehr viele wenigstens denken nicht daran; ob nun grade die meisten, — das wage ich doch nicht zu sagen.

Wirth. Ja, die meisten Menschen taugen doch nichts.

Bote. Das ist sehr rasch geurtheilt.

Wirth. Aber doch richtig.

Bote. Wohl schwerlich richtig; wenigstens haben wir gewiß keinen hinlänglichen Grund so zu urtheilen.

Wirth. Je, man sieht's ja doch vor Augen.

Bote. Was sieht man vor Augen?

Wirth. Daß die meisten Menschen schlecht denken, nichts werth sind.

Bote. Wie kann man das sehen?

Wirth. Wie er doch auch fragt! Man kann ja wohl sehen, ob die Menschen gut handeln oder böse.

Bote. Das scheint freylich wohl so. Allein wir können doch eigentlich nur das Aeußere, die Handlung sehen? Was in dem Menschen vorgeht, das können wir doch nicht sehen?

Wirth. Freylich nicht.

Bote.

Bote. Er hat mir aber vorhin schon eingestanden, daß nicht die Handlung selbst, sondern die Absichten, die Bewegungsgründe, welche der Mensch dabey hat, ihn gut oder böse machen. Er gab mir zu: die Handlung möchte gelingen, oder nicht gelingen, der Mensch würde dadurch nicht besser und nicht schlechter. Wer das Gute will, ist gut, es mag ihm sein Vorhabe auch noch so oft mißlingen. Nicht wahr — das hat er mir zugegeben?

Wirth. Ja.

Bote. Es kommt also auf die Absichten und die Bewegungsgründe an, welche der Mensch bey seinen Handlungen hat. — Haben aber alle Menschen einerley Einsicht?

Wirth. Nein; die Einsichten der Menschen sind sehr verschieden.

Bote. Sind die Menschen immer daran Schuld, wenn sie weniger oder nicht so richtige Einsichten haben?

Wirth. Das sind sie nicht.

Bote. Nun, hierüber wollen wir mehr sprechen, wenn ich wiederkomme.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Acht und zwanzigstes Stük.

1791.

Bote. In unserm jüngst abgebrochenen Gespräche hat er, Herr Wirth, zugegeben, daß die Menschen nicht immer Schuld daran sind, wenn sie weniger oder nicht so richtige Einsichten haben. Wenn nun ein Mensch eine unrichtige Vorstellung davon hat, wie er handeln soll, er hält aber diese unrichtige Vorstellung für richtig, und handelt nun darnach: so werden andere, die die Handlung mit ihrer Vorstellung vergleichen, dieselbe für unrecht oder schlecht halten; allein wenn wir die Vorstellung des Handelnden hätten, würden wir dann auch so urtheilen? oder würden wir dann nicht die Handlung für gut halten?

Ee Wirth.

Wirth. Dann würden wir anders urtheilen und die Handlung für gut halten.

Bote. Wornach kann aber ein Mensch nur mit Recht beurtheilt werden, nach anderer Leute Einsicht oder nach seiner eigenen?

Wirth. Nur nach seiner eigenen.

Bote. Können wir nun die Einsichten aller Menschen hinlänglich beurtheilen?

Wirth. Nein.

Bote. Und die Absichten ihrer Handlungen?

Wirth. Nein.

Bote. Haben wir also hinlänglichen Grund, zu sagen, die meisten Menschen denken schlecht?

Wirth. Ich merke, daß ich nicht ganz Recht habe. Wir sehen eigentlich nur die Handlungen der Menschen.

Bote. Richtig. Und da wir nun nicht wissen können, wie die Menschen jedesmal darauf kommen, so zu handeln, wie sie handeln, und ob sie sich das, was nach unseren Begriffen böse ist, gerade eben so vorstellen, oder ob sie nicht nach ihren Einsichten mehr zu entschuldigen seyn; so sind wir nicht im Stande, ein richtiges Urtheil darüber zu fällen, wie viele Schuld ein jeder hat; am allerwenigsten kommt es uns zu, zu behaupten, daß die meisten Menschen nichts taugen.

Wirth.

Wirth. Er hat Recht. Darüber habe ich niemals so recht nachgedacht. Unser eins wird auch leider selten darauf geführt, über dergleichen zu denken; und wenn wir auch darüber denken, so können wir nicht so recht hindurch finden. — In der Jugend hätte man so angeführt werden sollen.

Bote. Ja freylich, darauf kommt alles an. Man pflegt zu sagen: Was Hänschen nicht lernt, das wird Hans nicht lernen. Was man in der Jugend versäumt hat, das hohlt man nie in seinem ganzen Leben vollkommen nach. Eben darum sollten aber die Leute recht angelegentlich dafür sorgen, daß ihre Kinder nicht so wild und ohne alles Nachdenken aufwachsen. Allein manche Aeltern, die wirklich Gelegenheit haben, ihre Kinder besser unterrichten zu lassen, als sie selbst unterrichtet sind, benutzen diese Gelegenheit nicht, und meinen, ihre Kinder müssen nicht klüger und besser werden, als sie, die Aeltern, selbst. Sie verhindern oftmahls aus allen Kräften das Gute, was an ihren Kindern könnte gestiftet werden. So hat man ja viele Beyspiele, daß unvernünftige Aeltern den Kindern alles Gute wieder ausreden, was ein vernünftiger Prediger oder Schulmeister ihnen beyzubrin-

gen sucht. Ja nicht selten sucht man Leute, die vernünftig sind, und andere, besonders Kinder, auch gern vernünftig machen wollen, zu verläumden und verhaßt zu machen. — Es soll immer alles beym Alten bleiben, das ist das ewige Lied. Wenn alle Leute so dächten, oder von jeher so gedacht hätten, so würde es schlimm um uns aussehen. Wenn man niemals weiter gegangen wäre, und weiter gedacht hätte, als die Vorfahren; so würden jetzt noch da wilde Thiere, und Sümpfe und Moräste seyn, wo man jetzt Rokken und Waizen und Gartenfrüchte bauet.

Wirth. Das ist wohl wahr. Einer muß doch der Erste gewesen seyn, der dieses oder jenes gesäet, gepflanzt oder eingerichtet hat.

Bote. Allerdings. Wo jetzo Schafe und Rinder gehen, heulten ehemals Bären und Wölfe. Sein Garten, der jetzo so schönes Obst gibt, war vermuthlich ein Wald; denn Deutschland ist sonst fast ganz Wald gewesen. — Ja wahrhaftig, die Leute sind recht thöricht, die alles Neue nur darum verachten, weil es neu ist. Häuser bauen, Tuch und Leinewand weben, Lesen und Schreiben, ist alles einmahl neu gewesen und zuerst aufgebracht worden; und das wollten wir doch wohl nicht gern missen?

Wirth.

Wirth. Nein, fürwahr nicht.

Bote. Dadurch würden wir viel Gutes entbehren.

Wirth. Was wollten wir nicht!

Bote. Also haben doch die Neuerungen, die von Zeit zu Zeit gemacht sind, gemacht, daß wir es in vielen Stükken weit besser haben, als unsere Vorfahren. Wir haben es darum besser, als unsere Vorfahren, weil die Welt klüger geworden ist. Je klüger der Mensch ist, destomehr kann er seine Umstände verbessern. Immer nur fein nachgedacht und überlegt! Wenn irgend etwas nicht recht von Statten gehen will, oder nicht nach unserm Kopfe ist; müssen wir uns nicht hinter den Ohren kratzen und das Maul hängen, sondern lieber nachdenken, wie wir's abändern und besser machen wollen. Hätten die Deutschen immer so dumm bleiben wollen, als sie vor diesem waren, so könnten wir sitzen und Eicheln essen.

Wirth. Und doch mögen auch schon vor Alters viele immer gebrummt haben, wenn ein kluger Mann etwas Neues angegeben hat!

Bote. Ohne Zweifel. Der Mann, der zum erstenmahl einen Baum pfropfte, mag seine liebe Noth gehabt haben. Wenn er sich aber an das

Brummen der Leute gekehrt hätte, so müßten wir uns mit Holzäpfeln behelfen. Darum hal: te ich es so: Wenn ich von einer neuen Mei: nung, Einrichtung, oder einem neuen Gebrau: che höre, so denke ich nach, ob diese Meinung, diese Einrichtung oder dieser Gebrauch auch wohl gut sey; denn freylich, nicht alles, was neu ist, ist deswegen auch gut; sehe ich aber ein, daß es gut ist, so nehme ich das Neue an und richte mich darnach, und wenn die Leute sich auch noch so viel darüber aufhalten; ich lasse sie re: den, was sie wollen. Es liegt mir nichts da:an, was mein Vater oder Großvater geglaubt und gethan hat; sondern was wahr und was gut und nützlich ist, darauf kommt es mir an.

Wirth. Das ist freylich die beste Art zu denken. Ich meinte ehemahls auch, ich dürfte nichts anders machen, als ich es von meinen El: tern und andern alten Leuten gesehen hätte; al: lein es betrog mich oft, und ich sah häufig ein, daß das Neue oft weit besser war.

Bote. Ehemals hat mancher großen Scha: den gehabt, weil er glaubte, er könnte ein Schwein nicht essen, das Finnen, und ein Rindvieh, daß die sogenannten Franzosen hätte. Jetzt sieht man ein, daß die Finnen und die Franzosen des Rind:

Rindviehs gar keine Krankheiten sind, und daß das Fleisch solcher Schweine und Rinder gar nicht schädlich ist.

Wirth. Ja, aber die Finnen und die Franzosen sind doch häßliche, abscheuliche Geschwüre.

Bote. Ich dächte gar, Geschwüre! Hat er denn jemals an einem solchen Schwein bemerkt, daß es krank war, daß es nicht fraß, oder sonst einen Fehler hatte?

Wirth. Nein, man kann ihnen nichts anmerken.

Bote. Nicht wahr, und das Fleisch sieht so aus, wie anderes gesundes Fleisch?

Wirth. Ja, das ist wahr. — Aber wenn die Finnen keine Krankheit sind, was sind sie denn?

Bote. Würmer.

Wirth. Je, warum nicht gar Würmer? die müßte man ja doch sehn können!

Bote. Sie sind so klein, daß man sie nicht mit bloßen Augen sehen kann. Sie wohnen in klaren hellblauen Bläschen, die voller Wasser sind, und diese Bläschen liegen in ordentlichen Kammern und Zellen. Wenn das Fleisch noch warm ist, so kann man diese Bläs-

chen sammt der Finne ganz unverletzt herausdrükken; so bald aber das Fleisch kalt wird, so schrumpfen die Finnen zusammen, und werden weiße, harte, undurchsichtige Klümpchen, und diese Klümpchen nennen wir denn eigentlich Finnen. Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß die Sache sich so verhält. Denn ich habe einmahl einige Finnen, die gleich, als das Schwein geschlachtet war, in eine Theetasse mit Wasser geworfen wurden, durch ein gutes Vergrößerungsglas angesehen. Als nämlich die Bläschen in dem Wasser aufgedrükt wurden, so fand ich wirklich einen Wurm darin.

Wirth. Das ist schnakisch! Wie mögen denn aber die Würmer in die Schweine kommen?

Bote. So, wie alle Thiere dahin kommen, wo sie wohnen. Das ist ihr eigentlicher Wohnplatz.

Wirth. Aber denn müßten ja alle Schweine Finnen haben?

Bote. Das folgt nicht. Der Same oder die Eyerchen können entweder in allen Schweinen nicht ausgebreitet werden, oder die Würmchen finden keine gehörige Nahrung und sterben. Nach einer Erhitzung, wenn die Schweine stark getrie-

getrieben werden oder heißes Futter bekommen, pflegen die Finnen zu entstehen. Wenn man sie also vor Erhitzung in Acht nimmt, so kann man dadurch die Finnen verhüten; und wenn sie auch Finnen haben, welches man gewöhnlich an den dikken, aufgeschwollenen Backen sehen will, welches sich aber doch nur am sichersten an der finnigen Zunge erkennen läßt; so soll es ein Mittel dagegen seyn, wenn man in dem Futter der Schweine einen Brand von Eichen-Holze ablöscht. — Ueberhaupt aber ist ein finniges Schwein kein großes Unglük. Das Fleisch ist besonders süß und schadet keinem Menschen.

Wirth. Aber es ist doch ekelhaft.

Bote. Das ist nur Einbildung. Bedenke er doch nur einmahl, wovon das Schwein selbst sich nährt!

Wirth. Nun ja freylich wohl. — Aber wie sieht es denn mit den Franzosen des Rindviehs aus?

Bote. Die sind eben so wenig eine Krankheit, als die Finnen der Schweine. Das was man beym Rindvieh Franzosen nennt, sind entweder solche Wasserblasen, wie man sie in Schafen und Schweinen auch zuweilen einzeln antrift,

trifft, oder es sind auch solche Blasen, wie die Finnen bey den Schweinen. So viel lehrt die Erfahrung aber jeden Menschen, der Acht darauf hat, ganz überzeugend, daß das Fleisch solches Rindviehs ganz und gar nicht schädlicher ist, als von anderem Rindvieh.

Wirth. Das scheint mir freylich alles Grund zu haben. Und das wäre denn wieder ein Beweis, daß die Welt immer klüger wird.

Bote. Und auch zugleich ein Beweis, daß das Klügerseyn uns auch für unsere äußere Umstände große Vortheile verschaffet. — Wir wir da in unserm Gespräche herum gekommen sind, von einem aufs andere.

Wirth. Und paßte sich doch immer auf einander.

Bote. Und war auch nützlich, und die Zeit ist uns nicht dabey lang geworden. Verschiedene nützliche Geschichten und Beyspiele von guten Menschen und guten Handlungen, die ich noch erzählen wollte, muß ich bis auf ein andermahl aufheben. — Aber die wahre Geschichte des Aufruhrs zu Hamburg will ich euch doch jetzt noch in kurzem erzählen.

Schulm.

Schulm. Das thue, Bruder Werner, sie wird uns recht willkommen seyn, weil wir das Wahre davon auch gerne wissen möchten; denn jeder der hieher kommt, erzählt sie anders.

Bote. Die eigentliche Veranlassung dieses Streits war die Tochter eines Schlössermeisters. Die Gesellen dieses Meisters verabredeten, vermuthlich aus Eifersucht gegen einander, daß sich keiner mit der Tochter des Meisters unterhalten sollte, und setzten auf Uebertretung dieses Gesetzes eine nahmhafte Strafe. Der nun, welcher zuerst die Strafe verwirkt hatte, wollte sich dieser nicht unterwerfen, unter dem Vorgeben, er sey der erklärte Bräutigam dieses Mädchens. Hierdurch wurden manche Verdrießlichkeiten unter den Gesellen veranlaßt, die aber so verschieden erzählt werden. Genug daß die Schlössergesellen ihre Meister verließen, und sich nach der Herberge begaben, in der Absicht, damit ihr Streit desto schneller geschlichtet werden sollte. Um diesen Aufstand zu dämpfen, wurde die Herberge nicht nur am 19ten August mit Soldaten besetzt, sondern auch jeder Geselle wurde befragt, ob er wieder zu seinem Meister und an seine Arbeit zurükkehren wollte, und weil sie sich dessen weigerten, so wurden sämmtliche

liche Schlössergesellen noch an eben diesem Tage mit Soldaten zur Stadt hinausgebracht, ihre Kundschaften und Sachen aber zurükbehalten.

Diese schnelle Justizpflege veranlaßte unter den übrigen Handwerkern einen allgemeinen Aufstand, indem die meisten Gesellen von der Arbeit weg auf die Herberge gingen. Noch wurde der ganze Vorfall für unbedeutend gehalten, allein den Montag darauf erhielt er ein ernstlicheres Ansehen, weil alle Handwerker daran Theil nahmen, und selbst diejenigen die Arbeit niederlegten, die in einer so volkreichen Stadt weniger, als alle andere, entbehrlich sind, nämlich Schlächter und Bäkker. Um die Ruhe wieder herzustellen, war der Magistrat sehr nachgebend. Die drey Schlössergesellen, die man als Urheber arretirt hatte, wurden ihres Arrestes entlassen, und man würde gewiß den Gesellen erlaubt haben, die aus der Stadt gebrachten Schlössergesellen im Triumph wieder herein zu holen, wenn sie nicht durch dieses Nachgeben der Obrigkeit veranlaßt worden, in ihren Forderungen immer weiter zu gehen. Des Dienstags zogen sie haufenweise auf den Straßen herum, allein Mittwochs war der Tag, wo es schien, als ob sie nur die Herren von Hamburg

burg wären. Man sahe Aufzüge von mehr als tausend Menschen, und in der Ferne hörte man schon das lärmende Getöse des unruhigen Volks. Besonders bey den Herbergen und auf öffentlichen Plätzen artete der vermeinte Freyheitssinn in Wildheit aus, hier tranken sie Gesundheiten auf das Wohl ihrer Zünfte, Wohl ihrer Freyheit und der Revolution. Unter beständigen Hurahrufen schwenkten sie ihre Fahnen, und die keine hatten, befestigten Tücher an Stökke, welche Fahnen vorstellen sollten. Einige trugen Schleifen an den Hüten, die meisten aber steckten grüne Reiser auf als Zeichen der Freyheit. Zu ihnen gesellte sich eine Menge Matrosen und Pöbel, der mehr Tumult verursachte, als die Handwerksbursche, die bey aller Wildheit dennoch in den ersten Tagen keine groben Excesse begingen. Nur des Mittwochs spät in der Nacht begingen sie an verschiedenen Orten Ausschweifungen, die aber durch kräftige Gegenanstalten der Garnison eben so schnell wieder gedämpfet wurden. Dennoch konnte man leicht merken, daß es den wenigsten von ihnen ein Ernst war, den Einwohnern zu schaden, nur der Pöbel, der sich zu ihnen gesellte, war es, den man zu fürchten hatte. Schiffsvolk sowohl als das niedrigste Gesindel, zog mit hölzernen Waffen in den Straßen herum, drohten Häuser zu spoliren

und

und in Brand zu stekken. Kurz, das wilde Betragen am Donnerstage nöthigte die Obrigkeit, die Gelindigkeit mit Schärfe zu verwechseln, und gab Veranlassung zu blutigen Auftritten. Die Handwerker, so man am meisten zu fürchten hatte, waren Schuster, Schneider, Schlösser, Schmiede, Tischler, Zimmerleute, Maurer und dergleichen, deshalb wurden auch diese Herbergen mit Soldaten, die scharf geladene Gewehre hatten, besetzt. Alle verhielten sich ruhig, außer die Schuhmacher und Schneider. Erstere warfen Gläser und Bouteillen, Dachpfannen und Steine zum Fenster heraus, die Soldaten gaben Feuer und erschossen einen der Handwerksburschе, 11 andere aber wurden tödtlich verwundet. Bey der Schneiderherberge ging es nicht weniger tumultuarisch zu. Die Soldaten feuerten scharf, weil aber die Straße nur enge ist, so konnten sie nichts thun, als die Fenster einschießen, die Kugeln gingen immer in die Dekke des Zimmers, dagegen wurden einige Soldaten blessirt, denn die Schneider wehrten sich, so gut sie konnten, mit Herunterwerfen von Steinen, Tischblättern und verschiedenen Hausgeräthe. Auf allen Kirchen wurden die Sturmglokken geläutet, die Lärmtrommel gerührt, alle Bürgerkompagnien mußten aufmarschiren, und Haus bey Haus wurde den Einwohnern bey 5 Thaler Strafe

angesagt, sich bewaffnet bey ihren Bürgerkompagnien einzufinden.

Die Geschwindigkeit, mit der jeder bemüht war, die Stadt zu vertheidigen, war zu bewundern, denn in Zeit von einer Stunde waren alle Bürger in Waffen. Gelehrte, Kaufleute, Künstler und Schauspieler, Bürger und Arbeitsleute, Arme und Reiche, alles durch und neben einander, machte das schönste Bild der natürlichen Gleichheit, und es schien, als ob auf einmahl aller Unterschied der Stände aufgehoben worden. Die Rüstkammern wurden geöffnet, und jeder mit nöthigen Waffen versehen. Auf den großen Neumarkt wurden 2 mit Kartätschen geladene Kanonen aufgeführt, die Kanoniers mit brennenden Lunten, und die Feuerleute mit den Sprützen waren in Bereitschaft. Den Wachen und Patrouillen war die schärfste Ordre ertheilt, das Zusammenlaufen des Pöbels mit Gewalt zu zerstreuen, und im Weigerungsfall zu feuern oder einzuhauen. Die Thore wurden gesperrt, die Passage in den vornehmsten Straßen durch Wachen gehemmt, und die Kauf- und Kramladen waren alle verschlossen. Der Magistrat blieb die Nacht hindurch auf dem Rathhause, um die besten Maßregeln nehmen zu können. Das Patrouilliren der Soldaten sowohl, als der Bürger,

dauerte

dauerte die ganze Nacht hindurch, und so wurde diese Nacht unter mancherley Unruhen schlaflos zugebracht.

Unruhige Köpfe versuchten zwar den Freytag eben so wieder anzufangen, aber die Ruhe wurde bald wieder hergestellt. Die Gesellen mußten schriftlich versprechen, sich ruhig zu verhalten, und zu ihren Meistern zurük zu kehren; dagegen wurden ihnen die Begräbnißkosten der todtgebliebenen Gesellen versprochen, und die Blessirten sollten auf Kosten der Stadt geheilet werden, jeder sollte seine Beschwerde gehörigen Orts mit Bescheidenheit vorbringen, und darüber gerechtes Erkenntniß zu erwarten haben.

Da man nun von den Handwerkern nichts mehr zu fürchten hatte, wurden die vor den Herbergen postirten Soldaten eingezogen, und das auf den Allarmplätzen befindliche Militair ließ man ebenfalls abmarschiren. Den 75 Schlösser-gesellen, die am 19ten August durch Soldaten aus der Stadt gebracht wurden, both man freye Rükkehr nach der Stadt und zu ihren Meistern an, welches sie aber ausschlugen, daher ließ der Magistrat diesen Gesellen 100 Thaler Reisegeld, ihre Kundschaften, Felleisen und rükständigen Arbeitslohn einhändigen, womit diese noch an eben dem Tage Hamburgs Gebiet verließen.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Neun und zwanzigstes Stük.

1791.

(Der Bote kommt mit einem Juden.)

Der Jude. Herr Wirth! Geb' er mir einen Trunk. — — (Er trinkt und bezahlt) — Nun muß ich machen, daß ich an Ort und Stelle komme. Es wird ein herrlicher Abend; der Mond kommt schon so freundlich da herauf.

Wirth. Es geht dir wohl nahe, daß du ihn nicht hast, um ihn zu verschachern?

Jude. Was die Christen doch für Gedanken haben von unser einem. Keine Regel ohne Ausnahme. Hier mein Herr Reisegefährte denkt anders. Das ist ein Mann nach dem Willen Gottes, als man findet selten. —

Bote. Fürwahr es ist ein recht herrlicher Anblik, wie der Mond dort herauf kommt.

Jude. Hab' oft bey so schönem Mondschein gedacht: der liebe Gott, der den Mond so freundlich gemacht hat, muß doch auch wohl recht freundlich seyn! — Und dann ist mir meine saure Arbeit leicht geworden. — Doch, ich habe keine Zeit übrig Gott behüte die ganze werthe Gesellschaft! Adieu, Herr Reisegefährte. Leb' er wohl!

Bote. (gibt ihn die Hand) Gleichfalls! Recht wohl! —

Wirth. Wie der Schelm spricht! — Wenn man seinen Bart nicht sähe, und seine Mauschelsprache nicht hörte; so sollte man denken es ginge ihm recht von Herzen.

Bote. Und was thut denn der Bart und die Sprache dazu, daß es ihm nicht von Herzen gehen soll?

Wirth. Je nun, er ist ja ein Jude.

Bote. Was thut denn das? Kann es denn ein Jude nicht ehrlich meinen?

Wirth. Juden sind Taugenichts.

Bote.

Bote. Also von einem Juden erwartet ihr keine gute Handlung?

Wirth. Hat sich was!

Alle Uebrigen. Juden kann man nicht trauen.

Wirth. Wenn einer kommt, so muß man die Taschen zuhalten.

Bote. Also meint ihr, so, wie der Student Frankenstein, *) könnte wohl kein Jude handeln?

Wirth. Frankenstein? den kenn' ich nicht. Ist er ein Student zu Rostok?

Bote. Nein; er war ein Student zu Königsberg in Preußen.

Wirth. Und was that denn der?

Bote. Er sah im Winter, — im Februar 1784, — eine Frau, die auf dem Eise stand und wusch. Den einen Augenblik sah er sie, und den Augenblik darauf war sie verschwunden. Sie ist, dachte er, sie ist gewiß in die Oeffnung des Eises gefallen. Schnell lief er dahin. Er kam noch gerade zur rechten Zeit, um

*) Journal von und für Deutschland, 1784.

ihr das Leben zu retten. Ob sie gleich ganz erfroren, und obgleich ihre Kleider durchgenäßt waren, so wollte sie dennoch nicht nach Hause gehen. Denn sie versicherte, wenn sie ihre Wäsche nicht vollendete, so hätte sie auf mehrere Tage kein Brodt. Frankenstein machte ihr nicht nur ein Geschenk an Gelde; sondern begleitete sie auch bis an ihre Wohnung, die sehr weit entlegen war, damit er bey der Hand wäre, wenn ihr etwas zustieße.

Wirth. Das war brav.

Ein Bauer. Das hätte gewiß kein Jude gethan.

Ein anderer Bauer. Der hätte zugesehen, ob er bey der Gelegenheit nichts hätte erhaschen können.

Bote. Je, lieben Kinder! und doch war dieser Frankenstein ein — Jude!

Bauer. O! er spaßt! Er sagte ja, Frankenstein wäre ein Student gewesen.

Bote. Ja, ein Student; aber doch ein Jude.

Wirth. Sind denn Juden auch Studenten?

Bote. O ja. Es gibt in Berlin und an man-

manchen andern Orten sehr viele geschikte und recht gelehrte Juden, die auch viele schöne Bücher geschrieben haben, und mit denen die gelehrten Prediger und andere gelehrte Leute vertraute Freundschaft halten.

Wirth. Stell sich einer einmahl vor! So etwas hab' ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört.

Bote. Unter andern starb vor fünf Jahren *) einer in Berlin, Nahmens **Moses Mendelsohn** — der war recht die Zierde der Juden. Dieser Mann war sehr verwachsen und ungestaltet am Körper, hatte arme Eltern, und mußte sich von Jugend auf mit Armuth und Dürftigkeit durchzubringen suchen. Er ward, wie gemeiniglich die Juden, der Handlung gewidmet. Die Zeit aber, welche ihm seine Geschäfte übrig ließen, wandte er auf Lesen und Nachdenken, und schrieb vortrefliche Bücher. Eins handelt von der Unsterblichkeit der Seele; andere von Gott und dergleichen mehr. Anfangs machte dieser Mann sehr vieles Aufsehen; seine Schriften wurden mit den größten Lobsprüchen belegt. Alles wollte nun auch den Mann kennen lernen. Man fand, was man so selten

 findet,

*) Den 9ten Januar 1786.

findet, daß der Mann mit seinem Leben noch weit mehr Lob verdiente, als mit seinen Schriften. Man fand, daß er nicht bloß schön und gut schrieb, sondern auch selbst darnach that. Sein Umgang war lehrreich, und sein Leben untadelhaft.

Wirth. Aber er blieb doch ein Jude?

Bote. Ja, er blieb ein Jude. Das kann ihm aber nicht zum Vorwurfe gereichen.

Wirth. Mich dünkt doch, wenn er ein so gelehrter Mann war, so hätte er ein Christ werden sollen.

Bote. Und warum denn?

Wirth. Weil Christenthum besser ist als Judenthum. Unser Glaube ist wahr, und der jüdische Glaube ist falsch.

Bote. Der jüdische Glaube ist falsch?

Schulmeist. Glaubst du denn das nicht? Bist du denn ein Jude?

Wirth. So recht, Herr Schulmeister! Helf' er mir nur. Das schlägt in sein Fach. Das muß er besser verstehn, als ich.

Bote. Glaubt der Jude denn keinen Gott?

Schulm. Freylich glaubt er den.

Bote.

Bote. Glaubt der Jude kein ewiges Leben?

Schulm. Auch das glaubt er.

Bote. Ist denn das falsch?

Schulm. Bey Leibe nicht!

Bote. Wie kann denn unser Wirth so gerade hin sagen: Der jüdische Glaube ist falsch?

Schulm. So hat es unser Wirth auch nicht gemeint. Er wollte sagen: Der Jude glaubt nicht an Christum, hat nicht den wahren christlichen Glauben.

Bote. Hört, lieben Freunde! wir wollen uns nicht in Religionsstreitigkeiten einlassen. Gewöhnlich verstehn Leute, die zuhören, das nicht recht, was sie hören; und daraus kommt denn nichts, als Lerm und Unheil. Wenn ihr über den verschiedenen Glauben der Menschen und die Gründe davon wollt unterrichtet seyn, so habt ihr dazu euren Herrn Pastor, den könnt ihr fragen. In der Hauptsache aber will ich euch meine Meinung wohl sagen: die mögt ihr denn prüfen, ob sie die wahre sey. — Der Jude und der Christ glauben, wenn sie ihre Religion nur recht kennen, an Gott und dessen Regierung, Weisheit und Güte; glauben, daß nach diesem Leben ein anderes ist, in welchem ein

jeder empfangen wird, was seine Thaten werth sind; glauben, daß Gott haben will, wir sollen unsern Nächsten lieben und ihm wohlthun; wir sollen aufrichtig und rechtschaffen seyn. Zu Christi Zeiten hatten die Juden das nur aus den Augen gesetzt; darum sagte ihnen Christus: Ihr müßt Buße thun, d. h. ihr müßt anders, ihr müßt besser werden. Wie sie das müßten, das sagte er ihnen weit besser und nachdrüklicher, als es jemahls vorher geschehen war. Die Juden hingen sehr am Aeußern: Christus gab ihnen zu verstehen, daß es auf dieses Aeußere gar nicht ankäme. Nicht wahr — das hielt Christus also für die Hauptsache, daß die Menschen gut seyn sollten?

Wirth. Ja.

Schulm. Allerdings. Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe und aus allen deinen Kräften — und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen Geboten hanget das ganze Gesetz.

Bote. Wer also besser zu werden sucht, der erfüllet die Vorschriften Christi. Nicht wahr?

Wirth. Ja.

Bote.

Bote. Und auf dieses Gutseyn und Besserwerden kommt es doch eigentlich an?

Wirth. Ja, das ist die Hauptsache.

Bote. Jesus brachte sein Leben damit zu, den Leuten zu sagen, daß sie gut werden müßten, wenn sie Gott gefallen wollten, und daß das keinen Unterschied vor Gott machte, ob sie von Abraham abstammten oder nicht. Er ward aber, wie wir alle wissen, deshalb verfolgt. Die Priester und Großen wollten es nicht gern, daß die Leute wissen sollten, daß der liebe Gott nur auf das Herz und auf das Leben sähe. Sie wollten gern, daß die Leute bey dem Glauben blieben: der liebe Gott verlangte allerley Opfer, und sie, die Priester, könnten alles bey dem lieben Gott ausrichten. Kurz, sie wollten, das Volk sollte dumm bleiben, damit sie es desto mehr nach ihren Absichten leiten und desto mehr Vortheile von ihm ziehen könnten. Viele aber bekannten, daß JEsus recht hätte, und daß man allerdings suchen müßte, klüger und verständiger zu werden, als der große Haufen bisher gewesen wäre. Hätte man nun alles seinen Gang gehen lassen, hätte man nicht die verfolgt, die weiter gehen wollten, als bisher geschehen war; so wäre alles Eine Heerde geblieben. Allein die, welche

glaubten, Jesus hätte Recht, man müßte suchen, gut und einsichtsvoller zu werden, man müßte seinen Verstand gebrauchen, die wurden von denen, die ganz am Alten klebten, verfolgt und gedrükt. Darum mußten sie sich zusammenhalten, und gegen die mächtige Parthey der andern zu schützen suchen. Diese neue Gesellschaft bekam immer Zuwachs, und so entstand das, was wir christliche Kirche nennen. Was meint ihr aber, macht dieser äußere Unterschied, daß die Menschen sich zu einer solchen Gesellschaft halten oder nicht, macht dieser sie wohl schon allein besser oder schlechter?

Schulm. Keinesweges.

Bote. Oder sind alle, die sich zu einer Gesellschaft halten, zum Beyspiel, alle Christen, gleich verständig und gut?

Wirth. Gewiß nicht.

Bote. Nicht wahr — es wäre besser, wenn die Menschen sich niemahls in Partheyen getheilt hätten; sondern alle hätten zusammengehalten, und jeder Mensch hätte gesucht, die Wahrheit, so gut er könnte, zu erkennen und fromm und rechtschaffen zu seyn.

Wirth. Ja, das wäre gut.

Bote. Das ist aber nun nicht: Die Menschen haben sich aus mancherley Ursachen in verschiedene Partheyen getheilt. Das muß man denn nun so seyn lassen, weil man es nicht ändern kann. Keine von diesen Partheyen hat lauter solche Mitglieder, die in allen Stükken die Wahrheit erkennen; sondern bey allen ist Wahrheit mit Irrthum gemischt. Aber hindert denn dieß nun, daß nicht unter jeder Parthey Menschen seyn können, die sich recht Mühe geben, einzusehen, was wahr ist? —

Schulm. Du wilst also wohl so viel sagen: Alle Menschen sollen sich bemühen, einzusehen, was wahr ist, und auszuüben, was sie als recht und gut erkennen. Dies fordert auch Jesus von den Menschen. Wer nun dieses thut, der ist Gott angenehm; er mag sich halten, zu welcher Religionsgesellschaft er will; er mag Christ oder Jude heißen. Denn das ist nur etwas Aeußeres, darauf nicht viel ankommt.

Bote. Du hast mich recht gut verstanden. — Da nun einmahl äußere Religionspartheyen sind; so thut ein jeder wohl am besten, wenn er sich zu derjenigen hält, in der er gebohren wurde, nur, daß er sich bestrebt, alles Gute, was die verschiedenen Partheyen etwa haben, sich zu

eigen

eigen zu machen, und in seiner Person gleichsam zu vereinigen. Ueberhaupt aber kommt es aufs Thun am meisten an. Was einer glaubt, und wie viele Einsichten einer hat, das hängt nicht von ihm ab; allein wie er das, was er einsieht und glaubt, nun anwendet, das hängt von ihm ab, und darnach fragt eigentlich der liebe Gott. — Freylich ist es wahr: eben das, daß die Menschen sich wegen ihres Glaubens äußerlich von einander getrennt haben, das hat gemacht, daß man häufig das Gute von andern nicht angenommen hat; und daher sind manche Partheyen gegen andere weit zurük geblieben. Allein das bestätigt nur, was ich gesagt habe. Man halte nur den äußern Unterschied für Nebensache, und sehe jeden Menschen als seinen Bruder an, und suche, auch von ihm etwas Gutes zu lernen. — Heut zu Tage besonders sieht man es immer mehr ein, daß der äußere Unterschied nicht die Hauptsache ist; und daher gibt es unter allen Partheyen eine Anzahl vorzüglicher Männer, die das Gute aus allen Partheyen in sich gesucht haben zu vereinigen. Das geht darum heutiges Tages so gut an, weil man in Büchern findet, was jede Parthey glaubt und erkennt. Solche geschikte und brave Männer suchen denn das Gute, was sie erkennen, weiter

auszubreiten, und daher wird die Wahrheit und das Gute auch jetzt, Gottlob! immer bekannter.

Wirth. Aber die Juden haben doch so viele Alfanzereyen.

Bote. Es ist wahr, die Juden haben noch vielen Aberglauben unter sich. Der größte Theil von ihnen denkt, es komme aufs Waschen, auf die Enthaltung vom Schweinefleische, und dergleichen Dinge an, die gar nicht zu der Religion und Tugend des Menschen gehören, und vor Gott keinen Werth haben können. Allein die Juden sind auch von jeher von den Christen so gedrükt und verachtet worden, daß sie dadurch abgeschrekt sind, sich von diesen belehren zu lassen. Wenn aber der Jude meint, der liebe Gott fordre dergleichen von ihm, und erfüllt dabey die Pflichten, die er erkennt, so können wir ihn wegen seines Irrthums nicht verachten; höchstens ihn bedauern, daß er sich mit solchem Aberglauben ängstiget und plagt, und darüber von manchem Guten zurükgehalten wird. Aber da auch unter den Juden viele nachdenken und sich belehren lassen; so wissen sie auch gar wohl, daß vieles, was man sonst bey ihnen für heilig hielt, entweder Aberglauben oder Nebensache ist, und halten sich an die Hauptsache: Wahrheit

und

und Tugend. Von dieser Art war Moses Mendelsohn. Dieser ward ohne Zweifel darum kein Christ, weil er den äußern Unterschied für Nebensache hielt. Aber nicht darum allein, sondern noch aus einer andern Ursache, die ihm sehr zur Ehre gereicht.

Schulmeister. Und was für eine Ursache ist das?

Bote. Hätte er sich von den Juden getrennt, so wären diese ihm feind geworden, und hätten sich nicht von ihm belehren lassen. Nun aber, da er sich immerfort zu der Gemeinschaft der Juden hielt, hatte er ungemein viele Gelegenheiten, bessere Begriffe und gute Gesinnungen unter den großen Haufen der Juden zu verbreiten.

Schulmeister. Ja, das ist wahr.

Bote. Ferner zeigte er durch sein Beyspiel sehr auffallend für den, der noch daran zweifeln konnte, daß jede Religionsparthey große, wahrheitsliebende, einsichtsvolle und tugendhafte Menschen haben könne und habe. Er schrieb einmahl ausdrüklich: „Die verächtliche Meinung, „die man von einem Juden hat, wünschte ich „durch Tugend widerlegen zu können.“ Und wer,

wer, pflegte er zu sagen, daran zweifelt, daß alle Menschen, es mögen Juden, oder Neger, oder Zigeuner seyn, gut und rechtschaffen und vernünftig werden können, der zweifelt an der Güte und an der Weisheit Gottes. — Darin hat er gewiß Recht. Gott wäre nicht gütig und weise, wenn er es einem Volke unmöglich gemacht hätte, gut zu werden. —

Wirth. Ja, ich habe auch schon manchmahl darüber nachgedacht, warum der liebe Gott nicht alle Menschen zu Christen macht. — Ist denn das auch nicht wahr, daß die Juden alle verdammt werden?

Bote. Wenn das wahr ist, was ich bisher gesagt habe, so fällt diese Meinung wohl von selbst weg. Unter allerley Volk ist der, welcher Gott fürchtet und recht thut, Gott angenehm. —

Schulmeister. Ja, das sagt die Bibel ausdrüklich.

Bote. Ich sagte vorhin, daß die Juden freylich vielen Aberglauben hätten; allein unden[k]ende Leute unter allen Religionspartheyen he[g]en Aberglauben, und unter den Christen herr[s]chen gewiß eben so viele abergläubische Meinun[g]en, als unter andern Leuten. Das ist nun

aber

aber diesen im Grunde noch weit mehr zu verargen, da sie sich recht eigentlich nach Christus nennen, der die Menschen von allem Aberglauben zu befreyen suchte. Wenn man Jesu folgt, so kann man sich auch davon losmachen. — Allein wie viele Menschen, die sich zu den Anhängern Christi rechnen, hängen nicht an den albernsten Thorheiten und Alfanzereyen, deren sich ein vernünftiger Mensch schämen muß! Wie viele glauben nicht noch an elende Wahrsagereyen und dergleichen!

Wirth. Je, sollte es aber nicht wirklich Leute geben, die andern sagen können, was ihnen begegnen wird?

Bote. (lachend) Das kann ich auch. Er wird heute Abend zu Bette gehen. Er wird auch einmahl sterben.

Wirth. Ja so kann ichs auch. Das göt ganz natürlich zu.

Bote. Und anders, als wenn es natürlich zugeht, kann es kein Mensch. — Das will ich ihm künftig beweisen, und noch mehr andere abergläubische Meinungen zu widerlegen suchen

---

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0470
DFG

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Dreyßigstes Stük.

1791.

Bote. Nun will ich euch meine Meinung über Wahrsagereyen, wovon neulich die Rede war, kürzlich sagen. — Wer vorgibt, er könne vorhersagen, was Menschen sonst nicht aus natürlichen Gründen vorhersehen können, der ist entweder ein Narr oder ein Betrüger. Wenn solche Prophezeihungen zuweilen einzutreffen scheinen, so ist das von ungefähr, oder der Wahrsager hat von den Schikfalen dessen, dem er wahrsagte, schon Nachrichten ausfindig gemacht Gewöhnlich aber treffen sie nicht ein. Und wenn die Kunst probat wäre, so müßten sie immer eintreffen. Allein daran denken abergläubige Leute nicht. Daß sie hundertmahl getäuscht sind, vergessen sie, wenn ein-

mahl von ungefähr etwas eintrifft; und durch dergleichen Aberglauben setzen sich die Menschen eben so vielen Geldschneidereyen und Betrügereyen aus, als durch den Glauben an Hexereyen und Zaubereyen, der auch noch nicht aufgehört hat. Es fällt mir dabey eine Geschichte ein, die ich erst vor kurzem gelesen habe *).

Wirthinn. O erzähl er uns die.

Bote. Von Herzen gern. — In einem obersächsischen Flecken kamen zwey wohlgekleidete Zigeunerinnen zu einer Einwohnerinn, und sagten ihr, sie wäre von einer bösen Frau behext worden, und könnte nicht würdig zum heiligen Abendmahl gehen; die böse Frau hätte ihr in der ersten Maynacht Todtenwasser ins Haus gebracht; ferner, sie hätte Haare zum Fenster hinaus geworfen, diese wären um einen Knochen eines armen Sünders gewikkelt und ihr in einem bösen Ey wieder ins Haus gebracht worden, welches sie durch ein gutes Ey vertreiben müßte. Die abergläubische Mutter hohlte ein frisches Ey, wie es die Zigeunerinn verlangt hatte, und trat es mit dem Fuße auf. Indem dieses geschah, zeigte gleich die Zigeunerinn die Haare und den vorgeblichen Armensünderknochen, welche beyde Stükke im Eye gewesen seyn sollten, und nun auf einem Kreuzwege eingegraben werden müßten, wofür sie sor-

*) Deutsche Zeit. 1791. 23. St.

gen wollte. Dieß alles aber war nur erst die halbe Hexenkur. Jetzt sagte die Zigeunerinn zu der Frau, sie hätte Geld im Hause, welches sie mit einem Milchtopfe voll Asche und einer Handvoll Flachs herbeyhohlen müßte. Auch dieß geschah; und das gebrachte Geld, welches vielleicht das ganze Vermögen dieser Wittwe war, bestand aus 21 Laubthalern und einem Dukaten. Nun wirrte die Zigeunerinn den Flachs unter einander, und wikkelte dem Anscheine nach das Geld in denselben, steckte darauf den Flachs in die Asche, ließ ein Tuch um den Topf winden, ihn darauf in eine Lade setzen, diese verschließen und sich den Schlüssel geben. Da nun dieß alles geschehen war, mußte die Behexte der Wahrsagerinn zwey baumwollene Halstücher mitgeben, welche sie den folgenden Abend wiederzubringen versprach. Sie setzte noch hinzu, gegenwärtig verlangte sie nichts für ihre Mühe; würde sie ihr aber morgen Abend geholfen haben, so müßte sie ihr dann ein Geschenk machen; und die Frau versprach der Zigeunerinn einen Thaler für ihre Bemühung, worauf diese mit ihrer Kameradinn davon ging. Sehnlich erwartete nun die arme Wittwe den folgenden Abend. Er erschien; aber keine Zigeunerinn fand sich ein. In banger Erwartung, ob sie hintergangen worden sey, oder ob die Zigeunerinnen noch kommen würden, warstete

tete sie noch einen Tag. Allein, da auch jetzt niemand erschien, öffnete sie die Lade, fand den leeren Flachs in der Asche, und sah sich um 21 Laubthaler und einen Dukaten betrogen.

Wirth. Verzweifelt! Sind denn die Zigeunerinnen nicht bestraft?

Bote. Die waren über alle Berge. Man schikte ihnen Stekbriefe nach; allein so viel man weiß, haben die nichts ausgerichtet. — Man sieht aber, was noch für Aberglauben herrscht, und was derselbe für nachtheilige Folgen hat.

Wirthinn. Aber Hexereyen kann man doch so ganz nicht läugnen.

Bote. Ich läugne sie ganz, wie ich neulich schon gesagt habe (16. St.). Beweise sie mir das Gegentheil.

Wirthinn. Manches weiß ich mir sonst gar nicht zu erklären.

Bote. Also, was sie sich nicht natürlich zu erklären weiß, das ist auch nicht natürlich.

Wirthinn. Das will ich nicht sagen; allein man sieht und fühlt ja zuweilen die Hexerey. Was ich sehe und fühle, muß ich doch wohl glauben?

Bote. Das möchte ich doch wissen, wie man Hexerey sieht und fühlt! Wie kann denn die gesehen und gefühlet werden?

Wirthinn. Vor einiger Zeit ward unserm Nachbar Kunz alles Vieh im Stalle krank. Davon

von konnte er gar keinen Grund finden, bis er endlich darauf verfiel, daß ein altes Weib in dem Stalle gewesen sey, von der man weiß, daß sie hexen könne. Nun, was sagt er dazu?

Bote. Daß sie und Nachbar Kunz sehr voreilig geschlossen haben. — Sie glaubt, da habe man die Hexerey offenbar gesehen.

Wirthinn. Ja, allerdings.

Bote. Und man hat doch eigentlich nichts gesehen, als die alte Frau, und nachher, daß das Vieh krank ward; allein daß das Vieh krank ward, **weil** die alte Frau da gewesen war, das konnte kein Mensch sehen, auch wenn es wahr gewesen wäre. Den Grund eines Dinges oder einer Begebenheit kann man niemahls sehen und fühlen, sondern den kann man nur schließen. Nicht wahr — wenn Nachbar Kunz noch niemahls etwas von Hexerey gehört hätte, so hätte er nicht gleich geschlossen, daß die alte Frau das Vieh behext hätte?

Wirthinn. Ich weiß doch nicht!

Wirth. Das ist wohl gewiß.

Bote. Ein sicherer Beweis, daß man die Hexerey selbst nicht sah, sondern nur meinte, das, was man nicht anders erklären könnte, wäre Hexerey.

Wirthinn. Aber wie will er mir das erklären?

Bote. Gesetzt, wir alle könnten nicht erklä-

ren, wie die Sache zuging, so folgt daraus gar nicht, daß sie nicht natürlich zugegangen sey. Denn was wir nicht wissen, können andere Menschen wissen; und wir sehen ja täglich, daß die Menschen die Natur mehr kennen lernen und Dinge erklären, die man ehemals nicht zu erklären wußte. — Allein in dem jetzigen Falle läßt sich wohl so ziemlich errathen, wovon das Vieh krank ward.

Wirthinn. Nun — wovon denn?

Bote. Wahrscheinlich war unter das Futter etwas Schädliches gekommen. Man kann in dergleichen Dingen nicht vorsichtig genug seyn. So hat man verschiedene Beyspiele, daß die sogenannte **nakte Jungfer**, oder wie sie auch sonst heißt, **Herbst-Blume, Michaels-Blume, wilder Safran**, eigentlich **Zeitlose** *), welche häufig auf Wiesen und in Baumgärten wächset, vielen Schaden angerichtet hat, wenn man unvorsichtig damit umgegangen ist. Die **deutsche Zeitung**, welche Herr **Bekker** in Gotha schreibt, eben der Mann, welcher das nützliche **Noth- und Hülfs-Büchlein** gemacht hat, lieferte vor noch nicht langer Zeit eine traurige Geschichte davon **). — Ein Müller zu Erlangen hatte das Kraut von den Zeitlosen auf seiner Wiese auf einen Haufen bringen lassen, um es abzutroknen und seinen Kühen

*) Colchicum autumnale L.

**) 1791. 23. St.

hen vorzuwerfen, weil er die Schädlichkeit desselben nicht kannte. Die Frau eines Tagelöhners, Michael Green's, kam dazu, ersuchte den Müller, daß sie es mit nach Hause nehmen dürfte, mischte es unter anderes Futter, und warf es ihren jungen Kühen vor. Frisch rühren es die Kühe nicht an. Allein es war schon welk, deshalb konnten sie es am Geruche nicht unterscheiden, und fraßen begierig davon. Abends kamen die Kühe, wie es schien, ganz munter von der Weide. Aber als ihnen die Frau anderes Futter in die Krippe warf, fuhren alle ihre drey Kühe zu gleicher Zeit davor zurük. Man glaubte, sie hätten schon auf der Weide genug gefressen und wollte melken; aber keine Kuh gab Milch. Man lief zu den Nachbarn, um sich guten Rath zu hohlen, warf den Kühen allerhand Futter, auch Brodt und Salz vor; aber alles war vergebens. Endlich zeigte man auch das noch in ziemlicher Menge vor dem Stalle liegende Futter, wovon die Kühe gefressen hatten; und da erinnerte sich denn gleich ein Nachbar, daß auch einmahl ein Paar Ochsen davon gefressen hätten und umgekommen wären. Er versicherte auch zugleich, es würde keine von den Kühen durchkommen. Sie kamen auch wirklich nicht durch. Man öffnete sie nachher. Da zeigte sich denn das halbverdaute Futter zum Theil auch die ganzen Samengehäuse bey allen drey Kühen noch in den Pansen; der vierte Magen nebst der Lunge war am stärksten entzündet,

oder beynahe ganz leer und zusammengezogen. Eben so waren auch die Gedärme. Das Blut war flüssig und aufgelöset; das Fleisch ungewöhnlich weich und mürbe. Man gab Hunden von dem Fleische zu fressen; diese bekamen den Durchfall, und befanden sich überhaupt übel. Einer säugenden Hündinn, welche einen Tag damit gefüttert ward, starben den Tag darauf zwey von ihren sonst ganz gesunden Jungen.

Wirth. Ein Beweis, daß man nicht vorsichtig genug seyn kann?

Bote. Freylich! aber auch ein Beweis, daß etwas sehr natürlich zugehen kann, wovon die Leute den Grund nicht gleich einsehen. Meint er nicht, daß manche abergläubige Leute bey diesem Vorfall nicht auch Hexerey vermuthet haben würden, wenn man die wahre Ursache nicht entdekt hätte?

Wirth. Das kann wohl seyn!

Bote. Solche natürliche Ursachen liegen gewiß immer bey dergleichen Vorfällen zum Grunde. Die muß man lieber zu erforschen suchen; denn kann man zuweilen noch helfen, wenigstens für die Zukunft sich in Acht nehmen. Statt dessen aber thun abergläubige Leute nichts, als daß sie abergläubige Mittelanwenden, die gar nichts helfen können, und wodurch ihnen Betrüger nur Geld aus dem Beutel lokken und sie noch mehr kränken. — Es ist gewiß nichts unvernünftiger und schädlicher, als solcher thörichte Aberglaube; und nichts vernünftiger,

ger, als alles natürlich zu erklären und natürliche Mittel anzuwenden. — Es fällt mir noch eine lächerliche Geschichte von solchem Aberglauben ein.

Wirth. O theil' er uns die auch mit!

Bote. Zu Reichenbach im Vogtlande empfand eine Frau seit geraumer Zeit sehr heftige Leibesschmerzen, und bekam endlich in der linken Seite einen Knoten, so groß, als ein Kinderkopf, den sie sich durch einen geschikten Arzt öffnen ließ. Hier zeigte sich nun unter einer Menge Materie (Eiter) auch ein Büschel (Klumpen) Haare. Woher mochten wohl diese Haare gekommen seyn? Sehr viele Leute meinten, sie wären der Frau in den Leib gehext worden, und da diese sich erinnerte, daß sie einmahl auf einem Spaziergange ein solches Haarbüschel gefunden und mit dem Fuße fortgestoßen hätte; so hielt man es für erwiesen, daß es ihr damahls in den Leib gefahren sey. — Man schloß also eben so, wie die Frau Wirthinn vorhin. Die alte Frau war da, und das Vieh ward krank; also machte die alte Frau das Vieh krank. Diese Frau hatte ein Büschel Haare fortgestoßen, und hatte nun ein Büschel Haare im Leibe; also waren dieses jene Haare. Ha! ha! ha!

Wirthinn. Nun, weiß man denn nicht, woher diese Haare kamen?

Bote. Ja. Die Frau starb, und ihr Mann war so vernünftig, daß er sie nach ihrem Tode öff-

nen ließ. Da fand sichs, woher die Haare gekommen waren. Die Frau war einmahl schwanger gewesen, und die angewachsene Frucht war gestorben, hatte sich in Eiter verwandelt, und ein Theil davon nebst den Haaren war durch die Seite geschworen *).

Wirth. Wer hätte das denken sollen? — Er hat wirklich viel für sich, wenn er sagt, daß alles seinen natürlichen Grund hat. Die Menschen wissen ihn nur nicht immer.

Bote. Müssen ihn aber immer voraussetzen, und darüber nachdenken. Wer das unterläßt, und wer übernatürliche Ursachen und Gründe voraussetzet, wo ihm etwas unerklärbar ist, der ist der eigentliche Abergläubige. Solcher Abergläubigen aber gibt es auch unter den Christen so viele, daß wir dem Juden seinen Aberglauben nicht so sehr zum Vorwurf machen können. Haben doch noch vor etlichen Jahren, nämlich den 13ten Junius 1788, sieben Geistliche der englischen Kirche in der Hauptkirche zu Bristol in England aus einem Menschen, Namens **Georg Lukins**, 7 Teufel auszutreiben vermeint **). Sieben Geistliche — Männer, die die Leute unterrichten und vom Aberglauben befreyen sollten!

Wirth.

*) Thüring. Bote 35. St. 1788.

**) S. die Memoirs der literar. Societät zu Manchester. 3. Th. Nr. 2.

Wirth. Nun, und es waren keine Teufel?

Bote. Hat sich was! wo er vom Teufelaustreiben hört, da liegt gewiß Aberglauben zum Grunde. Was die Leute für Teufel oder Teufelsbesitzung hatten, ist entweder Raserey, Wahnsinn, oder eine andere Krankheit. Blähungen, die sich gesetzt haben, sind gewiß schon oft für einen oder mehrere Teufel gehalten worden. Schlechte Leute suchen auch ihre Nebenmenschen sehr häufig in diesem und ähnlichem Aberglauben zu bestärken, um etwas dadurch zu gewinnen. So machte vor etwa 12 Jahren an vielen Orten in Deutschland ein katholischer Pater, **Joseph Gaßner** genannt, viel Aufsehen mit seinen sogenannten Teufelaustreibungen. Allein es war nichts, als lauter Betrügerey. — Von dem vorhingenannten Lukins in England erfuhr man bald nach der Feyerlichkeit, daß er nicht, wie man vorgegeben hatte, seit 18 Jahren besessen, sondern beständig betrunken gewesen war.

Wirth. Das ist freylich Teufels genug.

Bote. Wohl war! — Zu solchen Betrügern, die Aberglauben unter den Leuten zu erhalten und zu befördern suchen, gehören auch die sogenannten Geistercitirer. Die wollen auch nur Geld schneiden.

Wirth. Davon hab ich viel gehört. Also auch daran sollte nichts seyn, daß jemand Geister citiren könnte?

Bote. Eben so viel ist daran, als an Teufelsban-

bannen. — Solche Geistercitirer haben wohl zuweilen viele Leute getäuscht, Vornehme und Geringe, selbst solche, von denen man dergleichen Aberglauben nicht vermuthen sollte.

Wirth. Aber wie konnte solchen Leuten das gelingen? den Betrug hätte man ja doch wohl merken müssen.

Bote. Ja, wer gar nicht abergläubisch ist, freylich, der läßt sich so leicht nicht täuschen; allein wer nicht ganz frey vom Aberglauben ist, der wird durch die fürchterlichen Anstalten solcher Betrüger schon vorher so verwirrt gemacht, daß er alles zu sehen glaubt, was er sehen soll.

Wirth. Weiß er denn nicht etwas von den Anstalten zu erzählen?

Bote. O ja. Ich habe einmahl selbst aus Neugierde einer solchen Geistercitirung beygewohnt. Die Zuschauer wurden Abends in einen Saal gelassen. Hier war ein großer Kreis gemacht, mit allerley Figuren beschrieben. In der Mitte des Kreises stand ein Tisch; auf diesem stand ein Crucifix und ein Todtenkopf, und zwey weiße Wachslichter, welche ganz dunkel brannten. Nun brachte der Geisterseher eine Kohlpfanne, warf Räucherpulver darauf und beräucherte uns alle. Hernach mußten wir in den Kreis treten. Nun fragte er, wen wir sehen wollten. Als einer aus der Gesellschaft jemand genannt hatte; so sagte der Geisterbeschwörer:

„Gut!

„Gut! Sie sollen ihn sehen. Aber nehmen Sie sich in Acht, meine Herren! So lange sie in dem Kreise bleiben, soll und kann ihnen kein Härchen gekrümmt werden; allein treten Sie nur einen Fingerbreit aus dem Kreise, so kann ich Sie nicht schützen. Ich habe schon verschiedene Exempel gehabt, daß Leute durch ihre Kekheit das Leben verlohren haben.“ Die meisten Zuschauer zitterten. „Hier ist etwas,“ sagte der Geisterbeschwörer, „das ihnen Muth geben wird“ — und reichte uns allen ein hitziges Getränke dar, das man Punsch nennet. Dadurch wurden nun diejenigen, welche schon furchtsam waren, noch furchtsamer, weil ihr Geblüt noch mehr erhitzt ward. Nun ging das Citiren an. Es donnerte und blitzte, und rasselte fürchterlich; und endlich hörten wir im Nebenzimmer eine Stimme: Ich sehe einen Geist heraufsteigen, es ist der — Sie nannte den Namen dessen, den man verlangt hatte — Die Thüre sprang auf, und der Geist stand da. — Allein ein Officier sprang aus dem Kreise, griff dem Geiste nach der Kehle und faßte nichts.

Wirthinn O Gott!

Bote. Nun ward aber die ganze Bescherung entdekt. Denn die Sache war weiter nichts, als ein Schattenspiel an der Wand.

Wirth. Wie ist das möglich?

Bote Der Taschenspieler hatte einen Rauch gemacht, der das Zimmer anfüllte; und in diesem Rauche stellte sich das Bild dar, so wie bey gewöhnlichen Schattenspielen an der Wand.

Wirth.

Wirth. Das ist zum Erstaunen! Wenn es nun nicht entdekt wäre, so hätten die Leute geglaubt, der Teufel wäre hier mit im Spiele.

Bote. Allerdings — Er sieht also, daß die Christen noch lange nicht von allem Aberglauben frey sind. — Wäre es nun nicht besser, daß sie, anstatt sich über den Juden aufzuhalten, oder ihn gar zu verdammen, sich immer zu bessern und immer vernünftiger zu werden suchten?

Wirth. Das wäre es gewiß. —

Bote. Wenn Jud' und Christ sich bemühen, gut zu seyn und vernünftig zu denken, so thun sie beyde, was Christus den Menschen wichtig machen und wozu er sie führen wollte — und so kommt weiter auf den Namen Christ und Jude nichts an. Und so ist es mit Türken und Heyden ebenfalls.

Wirth. Aber der Türke ist und bleibt doch ein **Bluthund.**

Bote. Ich hab ihm schon vor langer Zeit einmahl gesagt, daß die armen Leute sehr zu entschuldigen sind, weil sie von Jugend auf nicht besser sind angeführt worden. Aber alle Türken darf man auch nicht über Einen Kamm scheren. — Ich versprach neulich, noch einige Geschichten von guten Menschen und guten Handlungen zu erzählen, und unser Gespräch leitete uns zuerst auf gute Juden. Meine übrigen Geschichten, und auch noch einige, welche beweisen, daß Juden eben so brav handeln, als Christen, schiebe ich bis künftig auf. Jetzt hört noch eine von einem Türken an.

Wirth.

Wirth. Von Herzen gern.

Bote. Vor mehreren hundert Jahren glaubten die Christen dem lieben Gott sich recht gefällig dadurch zu machen, wenn sie den Türken das gelobte Land wieder abnähmen. Sie zogen zu vielen, vielen Tausenden aus, um dasselbe zu erobern. Diese Züge hießen Kreuzzüge. Unter andern zog auch ein König von England, Eduard der Erste, ins gelobte Land, und belagerte die Stadt Jaffa. Während der Belagerung kam einmahl sein Kammerdiener in sein Zelt, und sagte, es wäre ein Türke da, der ein Christ werden wollte. Der König ließ ihn hereinkommen. Sobald der Kerl aber mit dem Könige allein war, zog er einen Dolch hervor, gab dem Könige einen Stich in die Brust und lief davon. Der König ließ sogleich seinen Leibarzt holen. Der untersuchte die Wunde, zukte die Achsel und sagte, er müßte sterben, wenn nicht jemand sich fände, der ihm das Gift aus der Wunde saugte, — denn der Dolch war vergiftet gewesen. — Dazu aber hatte niemand Lust. Der König ward alle Augenblikke schwächer, und kam am Ende ganz von seinen Sinnen. Da er nun nicht mehr von sich selbst wußte, schlich sich seine Gemahlinn herbey, und sog ihm das Gift aus der Wunde. Es währte nicht lange, so kam der König wieder zu sich und war gesund. Die erste Frage war: Wo ist meine Gemahlinn? Der Kammerdiener weinte und sagte, sie läge in den letzten Zügen, weil sie

das

das Gift aus seiner Wunde gesogen hätte. Da wollte sich der König alle Haare aus dem Kopfe raufen. Jetzt ließ sich ein Fremder anmelden. Anfangs wollte ihn der König nicht vor sich lassen; allein da der Fremde darauf bestand, so ließ er es endlich geschehen. Wer bist du? fragte der König. Ich bin, antwortete er, Selim, der Kommandant von Jaffa. Du? Selim? sagte der König, der Schurke, der Meuchelmörder dingt, um mich zu ermorden? Das habe ich nicht gethan, sagte Selim. Du sollst bald erfahren, daß Selim ein braver Mann sey. Selim ging weg, und der König jammerte wieder über den Verlust seiner Gemahlinn. Kurz nachher trat seine Gemahlinn herein, und Selim führte sie am Arme. Der König fiel ihr freudig um den Hals und sagte: Wer hat dir dein Leben gerettet? Die Königinn weinte und sagte: Das solltest du wohl nicht errathen! Hier! Selim, den du belagerst, der hat mein Leben gerettet! Mit Lebensgefahr hat er sich durch seine Soldaten geschlichen, und hat mir ein Gegengift gebracht, das mir sogleich meine Gesundheit wieder verschaffet hat. — Dieß bewog den König, die Belagerung aufzuheben und wieder nach Hause zu marschiren.

Wirth. Das hätte ich wahrhaftig auch gethan.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Ein und dreyßigstes Stük.

1791.

Bote. Neulich blieb ich noch einige Geschichten und Beyspiele von guten Menschen und guten Handlungen schuldig.

Wirth. Das ist brav, daß er sich selbst an seine Schuld erinnert.

Bote. Ein ehrlicher Mann muß ja sein Wort halten und seine Schulden bezahlen!

Wirth. Freylich! Aber heutiges Tages ist es so was mit dem Worthalten und Schuldenbezahlen! Die Welt liegt im Argen.

Bote. Ey, ey! Wie stimmt das mit dem überein, was wir neulich sprachen? Da gab er mir ja zu, daß die Welt besser würde.

Wirth. Ja klüger wohl.

Bote. Ich denke auch besser. Wenigstens haben wir keinen hinlänglichen Grund für das Gegentheil. Er erinnert sich doch auch noch wohl, daß er mir neulich zugestehen mußte, daß es sehr schwer und sehr mißlich ist, darüber zu urtheilen, wie böse einer, ja das ganze menschliche Geschlecht sey.

Wirth. Freylich erinnere ich mich. Es war auch so böse nicht gemeint, was ich vorhin sagte.

Bote. Nun zur Sache! Ich fange mit einer Geschichte von einem Juden an, wobey man die Wahrheit des schönen Satzes fühlt, den ich einmahl gelesen habe: „O ihr Menschen! so ungleich ihr „dem Herrn dienet, so dienet ihr ihm immer „recht, wenn ihr Kinder bleibet eures Vaters, und „einander liebet, und einander helfet, den ungleichen Dienst eures Gottes in der allgemeinen „Uebereinstimmung eurer Menschenliebe zu heilig„gen.“ *)

Wirth. Nun ich höre aufmerksam zu.

Bote. In der Stadt Zierenberg im Hessen-Casselschen ist keine lutherische Kirche; die lutherischen Einwohner aber lassen einen benachbarten Prediger kommen, der ihnen in der reformirten Kirche das Abendmahl verreichen muß. Der Vorsteher dieser lutherischen Gemeine, ein Handwerksmann, sammelte nun, nach erhaltener obrig-

*) Pestalozz.

obrigkeitlicher Erlaubniß, bey einigen Gliedern der lutherischen Gemeine in Cassel, um nicht nur die nöthigen Geräthschaften zum heiligen Abendmahl anzuschaffen, die sie bisher von den Reformirten in Zierenberg geliehen hatten; sondern auch, um ein kleines Kapital zu erwerben, von dessen Zinsen die übrigen Unkosten jedesmahl bestritten werden konnten. Denn die Glieder der Gemeine sind nur arm. In einem Hause in Cassel, wo dieser Vorsteher seine Schrift vorzeigt, etwas erhält und weggeht, ist gerade ein cassel'scher Jude. Dieser erkundigt sich, wie die Sache zusammenhänge. Als er's erfährt, so sagt er: „Ey, das ist ja vortrefflich. Ich wollte gern „auch etwas dazu geben, wenn ich wüßte, daß „der Mann es annähme." Er meinte nämlich, weil er ein Jude wäre; er wußte, wie sehr viele Christen aus Religionshaß gegen die Juden eingenommen sind. Als man ihm aber sagt, der Mann werde es gewiß nehmen; so läuft er zum Hause hinaus, will den Sammler zurükrufen, kann ihn aber nicht einholen. Er kommt zurük, legt einen halben Laubthaler auf den Tisch und bittet, man möchte dieß doch in jenes Mannes Hände zu bringen suchen; ihn, den Juden, aber nicht dabey nennen, sondern nur sagen, es sey von einem ehrlichen Juden. *)

*) N. deutsch. Zuschauer.

Wirth. Das ist viel, da der Jude doch Kirche und Abendmahl für nichts Gutes hält!

Bote. Für etwas Gutes konnte er es immer halten, wenn er gleich ein Jude war.

Wirth. Wie so?

Bote. Er hält es für sich nicht nöthig, weil er seinen Glauben, seine Tugend, seine Hoffnung anderswoher schöpft, als aus Christi Worten und dem neuen Testamente. Sobald er aber vernünftig ist, so kann er es sehr wohl leiden, daß andere, nämlich die Christen, sie daher schöpfen und Gott auf ihre Weise verehren. Wer Gott nur mit aufrichtigem Herzen verehret, der ist ihm angenehm: das kann der Jude sehr wohl wissen und überlegen, und also mit gutem Gewissen zur Beförderung christlicher Religionsgebräuche etwas beytragen.

Wirth. Das kommt wieder auf das hinaus, was er uns neulich sagte.

Bote. Und hält er denn das nicht mehr für wahr? Er gab mir doch damals Recht.

Wirth. Ja, der Meinung bin ich auch noch. Allein weil es mir etwas Neues war, so ist es mir noch nicht so — ich weiß nicht recht, wie ich sagen soll.

Bote. Ich will es ihm sagen. Als ich ihm neulich bewies, daß es in allen Religionspartheyen gute Menschen geben könnte, und daß

diese

diese Gott gefielen, was sie auch für einen Namen haben möchten, so sah er ein, daß dieß vernünftig und richtig war. Weil er aber bis dahin gewohnt gewesen war, zu meinen, nur der, welcher Christ hieße, könnte Gott gefallen; so vergißt er noch immer, daß er das Gegentheil für vernünftig halten mußte, und, wenn er sich nicht recht bedenkt, so urtheilt er noch immer nach seiner alten Weise, und denkt nicht daran, daß wir ein solches Gespräch geführt haben. Nicht so?

Wirth. Recht so.

Bote. So geht es den Menschen gewöhnlich mit ihren Vorurtheilen und mit ihrem Aberglauben. Auch dann, wann sie schon überzeugt sind, daß sich etwas nicht so verhält, als sie sonst meinten, hängt ihnen die alte Vorstellung noch immerfort an. Zum Exempel, wenn jemand sich vor Gespenstern gefürchtet hat, und wird nun auch überzeugt, daß es bloßer Aberglaube sey, so kann doch noch eine lange Zeit vergehen, ehe er die Furcht selbst los wird.

Wirth. Das ist richtig; das hab' ich an mir selbst erfahren.

Bote. Daraus kann man sehen, wie nöthig es ist, Kinder vor allen Arten des Aberglaubens, so viel als möglich ist, zu bewahren. Denn sie gewöhnen sich sonst so sehr daran, daß sie sich

auch dann, wann sie schon wissen, daß es Aberglaube ist, schwer davon losmachen können.

Wirth. Das ist freylich wahr; aber wie kann man das?

Bote. Das ist so sehr schwer nicht, als man wohl denkt. Fürs erste muß man Kindern niemahls etwas einbilden, nie, um sie in Furcht zu setzen oder zur Ruhe zu bringen, ihnen Unwahrheiten aufbinden.

Wirth. Wie soll man denn aber die Kinder in Ordnung halten?

Bote. Durch ganz andere Mittel. Doch davon reden wir wohl ein andermahl. Sie aber vor Aberglauben zu bewahren, muß man die Kinder gewöhnen, sich selbst Red' und Antwort zu geben, warum sie etwas glauben.

Wirth. Wie können aber Kinder das? die sind viel zu unvernünftig dazu.

Bote. Eben darum, weil sie es noch nicht gleich anfangs können, müssen sie dazu gewöhnt werden; und wenn die Aeltern nur selbst vernünftig sind, und das Ding am rechten Ende angreifen, so ist es nicht sehr schwer, Kinder daran zu gewöhnen, daß sie die Vernunft gebrauchen, und sich immer fragen, aus welchen Gründen sie etwas glauben. — Auch für erwachsene Leute ist es das beste Mittel, sich vor Aberglauben und Irrthum möglichst zu hüten,

wenn

wenn sie die Gründe untersuchen, warum sie etwas für wahr halten. Da muß man denn das Ding so anfangen: Wenn ich etwas glauben soll, oder zu glauben geneigt bin, so frage ich mich: Was hast du denn für Gründe, dieses zu glauben? Wenn ich nun diese gefunden habe, so frage ich weiter: Sind diese Gründe von der Beschaffenheit, daß daraus das folgt, was ich glauben soll? Würde ich wohl in jedem andern Falle des Lebens auf solche Gründe etwas bauen und meine Handlungen darnach einrichten? Zum Exempel: Jemand hat eine Erscheinung gesehen, von der er nicht weiß, was sie ist, die er sich gar nicht erklären kann. Wenn er nun Gespenster glaubt, so sagt er: diese Erscheinung war ein Gespenst, das soll heißen, der Geist eines Verstorbenen, oder ein anderer Geist. Allein ist der Grund hinlänglich? Kann man wohl so schließen: Wovon ich nicht weiß, was es ist, das ist ein Gespenst? Kann man von einer Sache, die man nicht erklären kann, denn etwas behaupten? Wenn jemand Recht haben wollte, zu behaupten, dieses oder jenes wäre ein Gespenst, so müßte er über sich nehmen, zu beweisen, daß es gar nichts anders seyn könne. Und welcher Mensch kann das übernehmen? — Der Abergläubige aber schließt immer so: Ich kann etwas nicht aus natürlichen Ursachen erklären; folglich hat

es gar keine natürliche Ursachen, folglich ist es etwas Uebernatürliches.

Wirth. Das scheint mir wahr zu seyn.

Bore. Das ist gewiß wahr. Und wer sich nur davor hütet, daß er nicht so schließt: Was ich nicht weiß, ist übernatürlich — und wer sich, wie ich gesagt habe, nur in allen Stükken fragt: Lasse ich in allen andern Fällen die Gründe gelten, die ich hier gelten lasse? — der wird sich gar sehr vor dem Aberglauben bewahren. Zum Exempel, es ist Aberglauben, wenn man meint, Kometen haben Unglük zu bedeuten. Wie schließen die Leute: Ich weiß nicht, was ein Komet eigentlich ist; er sieht mir aber recht fürchterlich aus; folglich hat er eine böse Vorbedeutung. Oder: Es ist ein Komet gesehen worden, und nachher ein Krieg entstanden; folglich hat der Komet den Krieg angezeigt, und wenn ein Komet gesehen wird, so hat man Krieg zu befürchten. Wenn der Schluß richtig ist, so muß man sagen können: Wenn einmahl eine Sache auf die andere gefolgt ist, so muß sie immer darauf folgen, und so ist die vorhergehende die Anzeige der folgenden. Es könnte seyn, daß eine Schwalbe in sein Haus flöge, und ich kurz darauf ankäme, würde daraus folgen, ich müßte allemahl kommen, wenn eine Schwalbe

in

in sein Haus flöge? und die Schwalbe wäre eine Vorbedeutung von meiner Ankunft?

Wirth. Das wäre sehr unrichtig geschlossen.

Bote. Gewiß sehr unrichtig, und doch auf eben die Art, wie der Abergläubige vom Kometen schließt.

Wirth. Das sehe ich ein, daß man so nicht schließen müßte, auch wenn man gar nicht wüßte, was ein Komet wäre.

Bote. Denn was einmahl zusammen ist, das ist darum nicht immer und nothwendig zusammen. Ist ein Krieg nach einem Kometen entstanden; so muß man bedenken, daß fast immer Krieg in der Welt ist, und daß nicht jedesmahl, nach Erblikkung eines Kometen, gleich neuer Krieg entsteht.

Wirth. Aber weiß man denn nicht, was ein Komet ist?

Bote. Kometen sind Weltkörper, wie unsere Erde, wie die Sonne, der Mond und andere. Das weiß er doch, daß Sonne, Mond und Sterne Welten sind, zum Theil noch viel größer, als unsere Erde?

Wirth. Ich habe das wohl gehört, ob mir das gleich nicht recht begreiflich ist. Denn wie kann man das wissen? Wer ist da gewesen?

Bote. Das ist eine sehr natürliche Frage, und wer nur immer so fragt, und sich nicht anmaßt, nach seinen eigenen Einfällen alles zu entscheiden, der wird vernünftig, und ist nicht leicht in Gefahr, abergläubische Thorheiten anzunehmen und darauf zu bauen. — Nächstens wollen wir einmahl ausführlicher darüber sprechen. — Jetzt nur von den Kometen ein Paar Worte! Schon seit mehreren tausend Jahren hat der Aberglaube geherrscht, daß Kometen Unglükspropheten seyen. Man bemerkte nämlich etliche Wirkungen der himmlischen Körper auf uns Menschen gar bald, sobald Menschen waren und dachten. Die Sonne und der Mond erleuchten unsere Tage und unsere Nächte: das sieht jeder, der Augen hat. Daraus schlossen nun die Leute gar leicht, daß Sonne und Mond bloße Lichter für uns seyn; daß sie aber auch sonst mehreres sind, davon will ich ihn künftig einmahl zu überzeugen suchen. Doch — die Menschen meinten nun einmahl, Sonne und Mond, und also auch alle Sterne wären nur um ihrentwillen vorhanden; und sie erzeugten alle auf der Erde Veränderungen und hätten Einfluß auf den Menschen; der Komet, meinte man also, wäre auch nur um des Menschen Willen da, müßte auch Einfluß auf ihn haben und Veränderungen auf der Erde hervorbringen. Man setzte

dies

dies als ausgemacht voraus — aber ohne Grund — und gab nun Achtung, was wohl der Komet für Folgen unter den Menschen haben möchte. Fiel nun einmahl eine große Begebenheit vor, und es war vorher ein Komet gesehen worden; so war gleich der Komet Schuld daran. Folgte keine große Begebenheit darauf, so sah man zu, ob nicht eine vorhergegangen war, und glaubte, der Komet erschiene um derentwillen hinten nach. Nun geschehen ja aber alle Jahre, und, ich möchte sagen, täglich merkwürdige Dinge; also konnte es niemals fehlen; man fand immer etwas, das man mit dem Kometen in Verbindung bringen konnte. Allein der Krieg, der erfolgte, würde auch ohne den Kometen erfolgt seyn, und der Komet würde erschienen seyn, wenn der Krieg auch unterblieben wäre. — Doch ich muß meine Schuldigkeit abtragen; also die versprochenen Geschichten von guten Handlungen und guten Menschen.

Wirth. Nun?

Bote. Im hannöverschen Amte Calenberg sammelte im Jahre 1785 der Jude **Aaron Markus** eine Beysteuer für eine dürftige lutherische Frau in Gestorf, Namens **Rettbergen**, welche mit Zwillingen niedergekommen war. Er nahm dabey nicht das geringste für seine Mühe,

Mühe, sondern gab selbst acht Schillinge dazu. *)

Wirth. Auch gut gehandelt.

Bote. Allerdings — und ohne Eigennutz. — Beym Sammeln einer Beysteuer erinnere ich mich an den unglüklichen Vorfall des armen Mannes in Erlangen, des Tagelöhners **Michael Green** —

Wirth. Dem seine Kühe starben?

Bote. Recht, ebendesselben. Diesem ward auch geholfen; denn der Professor **Hoffmann**, ein Mediciner, sammelte für diesen Mann ebenfalls eine Beysteuer, und linderte dadurch das Unglük der armen Familie. — **) Einen anderen Beweis, daß es recht gute Menschen gibt, und zwar auch unter solchen Ständen, von denen man zuweilen üble Meinungen hat, erinnere ich mich schon vor mehreren Jahren gelesen zu haben. ***) Bey der königlichen Leibgarde zu Hannover starb vor geraumer Zeit ein Garde, und ließ eine kränkliche Frau mit vier jungen Kin-

*) Frankfurter Staatsristretto 1785.

**) D. Zeit. 1791. St. 23.

***) Journal von und für Deutschl. 1785. St. 9.

Kindern in der drükkendsten Armuth zurük. Die ganze Eskadron des Regimentes, welche zur Beerdigung ihres Kameraden kommandirt war, vereinigte sich, so viel, als zur Erziehung und Erhaltung zweyer Kinder erfordert wurde, sich monatlich von ihrer Löhnung so lange abziehen zu lassen, bis diese Kinder im Stande wären, sich selbst zu helfen. Die besondere Aufsicht über diese zwey Kinder, und die Berechnung des dazu bestimmten Geldes trugen sie ihrem Wachtmeister auf. Das dritte Kind ward durch den Rittmeister, dem die Kompagnie zugehörte, versorget. Die Sorge für das vierte Kind übernahm ein Verwandter. —

Im Jahr 1788 eröffnete man zu Noyon in Frankreich Abends um 11 Uhr einen Abtritt; allein die Arbeiter wurden sogleich durch die Dünste erstikt, und fielen in die Grube. Da es schon spät war, so konnte man nicht sogleich Hülfe erlangen. Ein junges siebzehnjähriges Dienstmädchen — die Zeitungen, welche damahls diese Geschichte erzählten, nannten auch den Namen dieses Mädchens, es hieß nämlich Katharina Vassent — entschloß sich, in die Grube zu steigen. Sie that es auch wirklich, und war so glüklich, zwey von den Leuten zu retten; da sie aber den dritten Mann an ein Seil fest band, fühlte

sie

sie sich selbst dem Tode nahe, war aber doch noch so bey sich, daß sie sich mit ihren Haaren an das Seil festband und sich heraufziehen ließ. Kaum hatte sie sich wieder erhohlt, so wollte sie abermahls in die Grube, um den noch darin befindlichen vierten Menschen zu retten. Allein es war zu spät. Dieser ward todt herausgezogen. Dieß zeigt hinlänglich, wie groß die Gefahr war, in die sie sich stürzte.

Wirth. Das Mädchen hätte verdient, recht belohnt zu werden.

Bote. Das ward sie auch wirklich. Der Stadtrath zu Noyon beschloß, ihr eine bürgerliche Ehrenkrone und eine Medaille zu übergeben.

Wirth. Was ist das — eine Medaille?

Bote. Eine Münze, die bey einem merkwürdigen Vorfalle, oder zu Ehren eines verdienten oder berühmten Menschen geschlagen wird. — Auf der einen Seite der Medaille, die diesem Mädchen zu Ehren geschlagen ward, stand das Wappen der Stadt; auf der andern der Name des Mädchens mit Erwähnung ihres muthigen Unternehmens. Ueberdieß erhielt sie sogleich baar 100 Livres (ein Livres ist etwa 12 Schillinge) und 300 wurden ihr zu ihrer Aussteuer bestimmt. Der Herzog von Orleans ließ ihr

500 Livres baar auszahlen und versprechen, ihr einen beständigen Jahrgehalt von 200 Livres zu geben, auch ihren künftigen Mann, wenn er es verdiente, zu versorgen.

Wirth. Das heiße ich doch belohnt! Mir ist dagegen ein Exempel bekannt, daß jemand ein Kind errettete, das in Gefahr war, zu ersaufen, und darauf hinging, um die Belohnung zu bekommen, die denen in dem Lande versprochen waren, welche im Wasser verunglükte Personen retten würden. Allein es ward ihm abgeschlagen, unter dem Vorwande, das Kind wäre ja noch nicht ertrunken gewesen; und er mußte noch überdas die Schreibgebühren bezahlen.

Bote. Das ist freylich schlecht von der Obrigkeit gehandelt. Aber deswegen muß man sich doch nicht abhalten lassen, gut zu handeln. Denn nur der handelt eigentlich gut, der ohne den Gedanken an eine Belohnung thut, was er für das Beste hält. Wer nur darum etwas Gutes thut, um dafür belohnt zu werden, der ist eigennützig — und der würde, wenn er seinen Vortheil besser dabey sähe, gewiß schlecht handeln und seinen Nächsten kränken. Die Absichten machen eigentlich den Menschen gut oder böse.

Wirth. Aber der Mann, der das Kind rettete, war arm.

Bote.

Bote. Ich sage auch nicht, daß man keine Belohnung annehmen dürfe; ich tadele auch nicht, daß der Mann die Belohnung forderte, besonders wenn es ihm nur armselig ging. Ich sage nur: wenn jemand das Gute nur um der Belohnung willen thut, und es da unterläßt, wo er keine Belohnung zu hoffen hat, so ist er nicht willig gut, sondern nur eigennützig und vor Gott nicht besser, als wenn er das Gute gar nicht gethan hätte. Wenn der Mann, von dem er sagte, das Gute that, weil er es als gut erkannte, — wie ich gern von ihm glaube — und nun dachte, er könne auf eine rechtmäßige Art einen kleinen Vortheil genießen; so habe ich nichts an ihm auszusetzen. Wenn er aber nur darum das Kind gerettet hätte, weil eine Belohnung darauf gesetzt war, und hätte er es dann nicht gerettet, wenn er voraus gesehen hätte, daß er die Belohnung nicht bekommen würde; so handelte er eigentlich nicht gut, sondern nur eigennützig.

Wirth. Nun verstehe ich ihn ganz, und bin seiner Meinung. Er hat mir das vor einiger Zeit auch schon gesagt und mich davon überzeugt, daß nur die Absichten, die der Mensch bey seinen Handlungen hat, ihn gut oder böse machen. (S. das 27. St. des mekl. Boten.) Er bewies mir dabey noch, daß wir über andere Menschen deshalb gar nicht, oder doch sehr selten mit Gewißheit urtheilen könten.

Bote. Gut! Ich erinnere mich dessen auch.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Zwey und dreyßigstes Stük.

1791.

Bote. (zum Wirth) Seh' er doch einmahl den Nachbar Rost. Der geht ja so lumpig und so traurig. Das hat sich ja schnell verändert. Er machte sonst in seiner Art großen Aufwand.

Wirth. Ja freylich. Allein das Blatt hat sich schnell gewandt.

Bote. Wie so?

Wirth. Seine Gläubiger haben ihm alles das Seinige genommen.

Bote. Ey, ey! Wer hätte das gedacht?

Wirth. Es ist mir hiebey auch wieder unsere Unterredung eingefallen, daß die Menschen gro-

theils an ihrem Elende selbst Schuld sind, und daß bey manchem nichts hilft, ihn zur Vernunft zu bringen, als Kreuz und Leiden. (Siehe das 26. und 27. Stück des mekl. Boten.) Nachbar Rost versah es gleich Anfangs im Zuschnitte. Schon bey seiner Hochzeit setzte er sich in Schulden; und die konnte er nicht tilgen, ohne neue Schulden zu machen. Dessen ungeachtet sollte alles da seyn, was andere hatten; keiner sollte es dem Nachbar Rost zuvor thun, wenn er auch dreymahl so viel Vermögen hatte. Um nun das Ding so treiben zu können, legte er sich aufs Betrügen. Er borgte und bezahlte nicht. Er bekam Vormundschaften, und griff die Gelder seiner Mündel an. Man merkte das anfangs nicht, denn man gab nicht Acht darauf, weil man ihn für einen wohlhabenden Mann hielt. Endlich kam es bey einer Kleinigkeit heraus. Ein Mann im Dorfe hatte ihm einige Thaler geliehen. Bey diesem hatte er den Vorwand gebraucht, daß seine Gelder einige Tage länger ausgeblieben wären, als er vermuthet hätte, und er hätte einen Handel gemacht, auf den er sein Vorräthiges hätte verwenden müssen. Der Mann gab ihm willig das Geld hin, und dachte nicht daran, sich eine Verschreibung geben zu lassen. Als er es aber wiederforderte, so läugnete es Rost ganz und gar ab. Der Mann klagte und erbot

erbot sich zum Eide; Rost fuhr fort zu läugnen, und erbot sich ebenfalls, die Schuld abzuschwören. Mittlerweile aber kam es doch an den Tag; denn Rost hatte sich dessen nicht versehen, daß einige Zeugen von ungefähr in der Stube aus- und eingegangen waren, da er das Geld in Empfang genommen hatte. Er ward also ins Gefängniß gesetzet, und alle Gläubiger gingen zu, und nahmen, was noch zu haben war.

Bote. Ich wäre doch begierig Nachbar Rostens Erziehung zu wissen.

Wirth. Sein Vater war ein rechtschaffener Mann, und hielt ihn fleißig zur Kirche und zur Schule.

Bote. Ja, das allein macht es nicht aus.

Wirth. Vielleicht kan ich ihm künftig hierüber einige Auskunft geben.

Bote. Das sollte mir lieb seyn — Bey dem Verhehlen des Geliehenen erinnere ich mich einer artigen Geschichte, die ich in meinem Pakete habe. Ich will sie ihm doch vorlesen, wenn er sie hören will.

Wirth. Das weiß er ohnehin wohl, daß ich dergleichen gern höre.

Bote. (lieset) *) „Der kluge Richter. — „Ein Kaufmann wollte in ein fremdes Land „reisen, und übergab einem Derwisch, den er für „seinen Freund hielt, einen Beutel mit tausend „Zechinen, mit der Bitte, ihm dieses Geld wäh„rend seiner Abwesenheit zu bewahren.“

Wirth. Was heißt das — ein Derwisch?

Bote. Ein Derwisch ist bey den Türken ungefähr das, was bey den Katholiken ein Mönch ist.

Wirth. Und Zechine ist wohl eine Art Geldes.

Bote. Richtig. Zechine ist eine Goldmünze, die in verschiedenen Ländern von verschiedenem Werthe geprägt wird. Er kann sie sich etwa, wie einen holländischen Dukaten denken. — Nun hör' er weiter. „Nach einem Jahre kam „der Kaufmann wieder, und verlangte sein Geld „zurük; der betrügliche Derwisch aber läugnete „ihm ins Angesicht und behauptete, nichts em„pfangen zu haben. Der Kaufmann gerieth „über diese Treulosigkeit in heftigen Zorn, und „ging zum Kadi, den Derwisch zu verklagen.“

Wirth. Kadi ist wohl so viel als Richter?

Bote.

*) Aus den Palmblättern.

Bote. Ja. — „Du bist mehr redlich als „klug gewesen, antwortete der Richter. Du hät„test einem Manne, dessen Treue du nicht kann„test, nicht so blindlings trauen sollen. Es wird „schwer halten, diesen listigen Betrüger zu be„wegen, ein Unterpfand, das er ohne Zeugen em„pfangen hat, freywillig wieder herauszugeben; „doch will ich sehen, was ich für dich thun kann. „Geh noch einmahl zu ihm, und sprich ihm „freundlich zu; laß dir aber nicht merken, daß „ich von der Sache weiß; und morgen um die„se Stunde komm wieder zu mir. — Der „Kaufmann ging hin und that also; aber statt „des Beutels bekam er Schimpfreden. Als sie „noch stritten, erschien des Kadi Sklave, und „lud dem Derwisch zu seinem Herrn ein. Der „Derwisch kam. Der Richter empfing ihn sehr „freundlich, führte ihn in sein schönstes Zim„mer, und erwies ihm so große Ehre, wie dem „vornehmsten Manne in der Stadt. Er rede„te von vielerley Dingen; webte aber bey Ge„legenheit so viel schmeichelhafte Lobsprüche von „des Derwisches Edelmuth, Weisheit und Ge„lehrsamkeit ein, daß er sein völliges Zutrauen ge„wann. — Ich habe dich zu mir bitten las„sen, edler Derwisch, fuhr der Kadi fort, um „dir einen Beweis meines Vertrauens und mei„ner Hochachtung zu geben. Eine wichtige An„gele-

„gelegenheit nöthiget mich, einige Monden zu „verreisen. Ich traue meinen Sklaven nicht, „und möchte meine Schätze gern in den Hän„den eines Mannes lassen, dem die ganze „Stadt ein so schönes Zeugniß gibt, wie dir. „Wenn ich dich, ohne deinen übrigen Geschäf„ten Abbruch zu thun, mit einer Bemühung „dieser Art beschweren darf, so will ich mor„gen in der Nacht meine Kostbarkeiten zu dir „schikken. Die Sache erfordert das tiefste Still„schweigen; darum werde ich sie durch mei„nen treuesten Sklaven, unter dem Namen „eines Geschenkes, senden. — Ein freundli„ches Lächeln verbreitete sich über das Gesicht „des Derwisches; er machte eine Menge tie„fer Verbeugungen; dankte für das hohe Zu„trauen; betheuerte in den schönsten Ausdrük„ken, über die anvertrauten Schätze wie über „seine eigenen Augen zu wachen; und em„pfahl sich mit solch einer heimlichen Freude, „als ob er dem Kadi schon wirklich betrogen „hätte. Den andern Morgen kam der Kauf„mann wieder, und berichtete die Hartnäkkig„keit des Derwisches. — Geh noch einmahl „zu ihm, sprach der Kadi, und drohe ihm, „du wollest ihn bey mir verklagen. Ich den„ke, er wird sich nicht zweymahl drohen las„sen. — Der Kaufmann ging hin. Sobald

„der

„der Derwisch vom Kadi hörte, dessen Ver„trauen er auf keine Weise verlieren durfte, „wenn er ihn um seine Kostbarkeiten berükken „wollte; so gab er den Beutel geschwinde zu„ruk. Ey! lieber Freund, fügte er lächelnd „hinzu, warum nicht gar zum Kadi? Dein „Gut ist in meinen Händen unverloren. Ich „habe nur gescherzet, um zu sehen, wie du „dich dabey bezeigen würdest. — Der Kauf„mann war so klug, daß er den Scherz nicht „gelten ließ. Er ging zum Kadi, und dankte „ihm für seine großmüthige Hülfe. Unterdes„sen kam die Nacht herbey, und der Derwisch „bereitete sich zum Empfange der versprochenen „Schätze; aber die Nacht verstrich, ohne daß „der Sklave des Kadi mit dem heimlichen Ge„schenke erschien. Die Zeit ward ihm unbe„schreiblich lang, und, sobald der Morgen an„brach, begab er sich in des Richters Wohn„haus. — Ich wollte mich nur erkundigen, sprach „er, warum der Herr Kadi seinen Sklaven „nicht geschikt hat. — Weil er von einem „gewissen Kaufmanne vernommen hat, antwor„tete der Kadi, daß du ein treuloser Betrü„ger bist, den die Gerechtigkeit nach Verdienst „bestrafen wird, sobald eine zweyte Klage die„ser Art sich über deine Bosheit beschweret. —

„Der Derwisch beugte sich ehrerbiethig zur „Erde, und schlich stillschweigend hinweg.“ — Wie gefällt ihm die Geschichte?

Wirth. Vortreflich! — Aber was ist denn das? das ist ja geschrieben?

Bote. Ja. Dies sind zwey Bücher, die ich selbst nach und nach zusammengeschrieben habe, und noch immer fortsetze. Das Eine ist eine **Sammlung von bewährten Mitteln bey allerley Zufällen und von nützlichen Gesundheitsregeln**; das Andere ist eine **Sammlung von allerley wirthschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen.** Wenn ich so etwas höre oder lese, worauf ich mich verlassen kann, und was dahin gehöret, so trage ich es in diese Bücher, und das ist mir denn ein guter Schatz bey allerley Zufällen und Gelegenheiten. Ich habe sie mitgebracht, um sie ihm zu zeigen. Will er einmahl eine Probe aus dem ersten hören?

Wirth. Recht gern.

Bote. (lieset.)

1. Mittel

I.

Mittel bey Wunden und Geschwüren.

Nach vielen Erfahrungen ist die **Klette** (Klieve, Bardana off. L.) ein vortreffliches Mittel bey Wunden und Geschwüren. Leichte geschnittene und zerrissene Wunden heilen sehr geschwinde, wenn man sie mit dem Safte dieser Pflanze reibt, und mit einem von den Herzblättern derselben bedekt. — Wenn man in einem zinnernen Mörser mit einem zinnernen, oder noch besser, mit einem bleyernen Stößel ein halbes Glas des nicht abgeklärten Saftes mit eben so viel frischen und ohne Feuer gepreßten Oliven- oder Mandel- oder Lein- oder Mohnöl zusammenreibt, so entsteht eine Art grüner Pomade, die Geschwüre leicht heilet, schmerzhafte Hämorrhoidal-Knoten (Zakken) besänftiget, Flechten vertreibt und dergleichen mehr. Man legt nämlich ein weich geschabtes Stük Leinwand, mit dieser Salbe bestrichen, darauf. — Selten widersteht ein Geschwür diesem kräftigen Mittel, es erweicht die meisten harten Ränder, bewirkt eine gute Eiterung, reinigt und hilft zur Vernarbung. Wächset das Fleisch zu schnell und zu schwammicht an, so läßt man

die Salbe weg, und legt bloß den Saft auf. Bey jedem Verbande muß man das Stükchen Leinwand mit einem frischen Blatte der Pflanze bedekken, und man thut wohl, auch auf der schon vollendeten Narbe noch eins zu tragen, um sie dadurch desto fester zu machen. Selbst das Krebsgeschwür wird durch die Salbe gemildert und in seinem Fortgange aufgehalten. — Setzt man zu der Salbe etwas Honig, so ist sie ein Mittel bey tiefen Verbrennungen. — Der Milchgrind, so alt und dik er auch seyn mag, fällt den Tag darauf ab, wenn man ein Blatt darauf gelegt hat; eben so der Kopfgrind, wobey man überdies sehr wohl thut, des Morgens nüchtern eine oder zwey Tassen des reinen oder mit Wasser vermischten Klettensaftes zu trinken.

Da man einige Monate im Jahre die Kletten nicht frisch haben kann, so helfe man sich auf folgende Art: Man nehme in der besten Jahrszeit die gesundesten und mittelmäßig grossen Blätter ab, lasse sie im Schatten troknen, und hebe sie an einem trokkenen Orte auf, um sie, wenn man sich ihrer im Winter bedienen will, im Wasser wieder weich zu machen. Man kann sie auch frisch erhalten, wenn man sie im

Win-

Winter, jedes für sich alleine, im Keller in den Sand stekt. Die Salbe hält sich an einem frischen Orte sehr lange, und man kann, um desto sicherer zu seyn, sie auch vorher noch einmahl aufkochen lassen.

2.

Mittel für Augenkrankheiten.

Man nimmt von dem weißen goslarschen oder Zinkvitriol ein halbes Loth, und läßt ihn in einem gewöhnlichen Trinkglase zerfließen. Es setzt eine gelblichte Erde zu Boden, man läßt es also durch Fließpapier (Löschpapier) laufen, oder gießt nur die klare Auflösung aus dem Glase behutsam in ein anderes Geschirr ab, damit auf eine oder die andere Art die erdigten Theile davon wegbleiben; denn diese haben dabey keinen Nutzen, sondern es ist bloß um die salzigen Theile dieses Vitriols zu thun, in welchen allein die Kraft liegt, die Augen zu reinigen, zu stärken, die Hitze daraus wegzunehmen und sie überhaupt frisch und gesund zu erhalten. Man bewahret dieses Augenwasser wohl in verschlossenen Gläsern, damit nichts Unreines dazu komme. Es ist auch besser, wenn man davon nicht auf Einmahl zu viel in Vorrath macht, sondern es vielmehr öfter frisch ansetzt, weil alle salzigen Auflösun-

lösungen etwas von ihrer ätzenden Kraft verlieren, wenn sie lange stehen. Man netzt damit ein reines und zartes leinenes Läpplein, und fährt damit einigemahl von einem Augenwinkel zum andern bey zugeschlossenen Augen, doch darf auch in die Augenwinkel selbst etwas davon eindringen; es ist desto wirksamer, wenn es gleich ein wenig beißt. Es ist genug, wenn nur des Morgens beym Aufstehen und Abends vor dem Schlafengehen davon Gebrauch gemacht wird. Etwa eine Viertelstunde hernach werden die Augen mit frischem Wasser ausgewaschen.

3.

Wider den kalten Brand.

Man läßt 12 Loth gute, mäßig grob gepulverte, Eichenrinde mit 8 Pfund Flußwasser allmählig so weit einkochen, daß die Flüssigkeit nur etwa noch 1 Pfund beträgt, wenn man sie durch ein Tuch gedrükt hat. Ist dieses Flüssige verkühlt, so taucht man einen leinenen vierfach zusammengelegten Lappen hinein, welcher größer seyn muß, als die Stelle, die vom kalten Brande schwarz geworden ist oder schwarz wird. Diesen Lappen legt man auf die Stelle, und erneuert diese Auflegung alle halbe Stunden, so daß man jedesmahl einen neuen oder wenigstens

stens rein gewaschenen Lappen mit dem genannten Flüssigen befeuchtet und umschlägt. Binnen einigen Stunden steht gewöhnlich der Brand still, und hört auf zu stinken, wenn er feucht war. Man setzt aber dennoch diesen Umschlag fort, bis der Brand sich abgelöset hat, und zum Geschwüre geworden ist; und auch dieses Geschwür heilt am besten durch fortgesetzte Auflegung dieser Flüssigkeit alle 3 bis 4, endlich alle 8 bis 12 Stunden.

Nun auch etwas aus meinem zweyten Buche, der **Sammlung von allerley wirthschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen.**

1.

Die leichteste Art, den Essig lange zu bewahren.

Man stelle den Essig in einer oder mehreren Flaschen in einem Kessel, der Wasser enthält, über das Feuer, damit er eine halbe Stunde oder etwas länger stark koche und nachher auf Flaschen gezogen werde. Dieser Essig erhält sich mehrere Jahre, sowohl in freyer Luft, als in halbgefüllten Bouteillen, ohne schleimig zu werden.

2. Bey

2.

Bey **Gartenerbsen** müssen die kürzesten Reiser in die Mitte des Beets gesteckt werden, weil sonst die Erbsen nicht Luft genug haben.

3.

Die **Morgenmilch der Thiere** ist dadurch zu **verbessern**, daß man das Vieh eine Stunde vor dem Melken frisch saufen läßt. Dieselbe Erfahrung hat man bey den Menschen gehabt. Es ist nämlich sehr gut, wenn säugende Mütter und Ammen Wasser trinken, ehe sie das Kind an die Brust legen.

5.

Die sogenannte **Fäule der Schafe** hat ihren Grund in nasser Weide bey feuchten, regenhaften Sommern, und im Futter, welches an sumpfigten Orten wächset. Die Schafe fressen alsdann entweder gar nicht, oder den Lehm von den Wänden, oder husten, oder keuchen, oder eitern aus der Nase. Sie haben matte Augen, blasses Zahnfleisch und eine unreinliche Haut. Die Haare gehen ihnen ebenfalls leicht los. Doch dann, wenn man dieses alles sieht, ist die Krankheit schon unheilbar geworden.

Die

Die gewöhnliche Probe ist, daß man gegen Peterstag, da die Krankheit auszubrechen pflegt, den Schafen Erlenlaub vorlegt. Die gesunden fressen es begierig; die aber nur lau daran gehen, oder gar nicht fressen, haben gemeiniglich Schaden an der Lunge oder Leber. Dann pflegt man diese todt zu stechen. In neuern Zeiten aber hat man ein Verwahrungsmittel dagegen entdekt. Nämlich man soll die Schafe von Jugend auf an wilde Kastanien gewöhnen, und ihnen eine Portion davon, klein gestoßen und mit Kley oder Haberschrot vermischt, allemahl einige Tage hindurch geben, wenn nasse Witterung oder böse Nebel diese Krankheit befürchten lassen.

5.

Welkgewordene **Hülsenfrüchte**, z. E. Bohnen, Erbsen, auch Blumen, erhohlen sich, wenn man sie eine Zeitlang in einem Brunnen über dem Wasser aufhänget. Erfrorne Früchte erhohlen sich, wenn man sie in kaltes Wasser leget.

6. Dem

6.

Dem ersten Heu ist es gut, wenn es etwas Regen bekommt. Wenn es ganz trokken eingeärntet wird, hat es eine Schlaf machende Kraft, welche die Ausdünstung hindert, die dem Hornvieh zur Gesundheit so höchstnöthig ist; auch wird es auf dem Winterlager zähe, und brütet, so trokken es auch eingekommen ist, einen Dunst aus, welcher in einen faulenden Schimmel übergehet, und dem Viehe sehr schädlich ist. Besser, gesunder und nahrhafter ist das Heu, wenn es in der Aernte einigemahl einen guten Regenschauer ausgehalten hat, und fein bald an der Sonne wieder getroknet ist. Es verliert zwar etwas an der Farbe, aber es verliert nichts an starken und gesunden Kräften.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Drey und dreyßigstes Stük.

1791.

Wirth. So lange ist unser ehrlicher Sachse noch nicht ausgeblieben.

Schulze. Ich habe einige Pfund Siegeltabak aus Hamburg kommen lassen, auf den denke ich ihn heute zu traktiren.

Wirth. So machen wir ihn eine doppelte Freude; denn ich habe einen Hammel geschlachtet, und davon soll er heute ein delikates Stük Braten haben; es steht schon seit zwey Stunden beym Feuer.

Wirthinn. Und eine gute Suppe dazu.

Schulm. Das fügt sich ja alles zu einem Festtag für meinen Landsmann; denn ich hoffe heute Abend eine Bouteille Kirschwein mit ihm auszustoßen, die mir der Gerichtshalter geschikt hat.

Schulze. Das wäre doch ein vertrakter Streich, wenn er nicht käme.

Wirth. Still, ich glaube, er ist schon näher, als wir meinen. Pommer an der Pforte schlägt an; ein Fremder wenigstens ist in der Nähe.

Schulm. Ja, er ist's, ich hör' ihn schon an der Sprache.

Bote (sehr unruhig und außer Athem) Guten Tag, Freunde! Laßt mich geschwinde in die Kammer, ich muß mich verstekken.

Wirth. No, was gibts, es sind doch wohl keine Türken hinter ihm her?

Bote. Nur geschwind die Kammer aufgemacht, und kommt alle mit!

Schulm. Laß doch hören, Freund, was hast du denn wieder für ein Abentheuer gehabt.

Bote. Als ich eine Stunde von hier bey der Windmühle auf den Fußsteig gekommen war, der durchs Korn führt, und der, wie ihr wisset, sehr schmal ist, kam ein Fremder hinter mir her geritten.

Wirth. Geritten? durchs Korn? da hätte ich dabey seyn mögen, ich hätte ihm den Weg weisen wollen.

Bote. Ich ging ruhig meinen gewöhnlichen Schritt, weil ich weder glaubte, daß der Reuter grob seyn werde, noch ich selbst willens war, ihm, ohne vorhergegangene höfliche Bitte, auch nur eine Linie breit auszuweichen.

Schulze. Recht so. Wirth.

Wirthinn. Aber wenn es nun ein Doktor gewesen wäre, der geschwind zu einem Kranken gewollt hätte?

Wirth. Der würde den Boten höflich gebeten haben. No, laß er doch weiter hören!

Bote. Ich schlendere meinen Botengang fort, und mache mir zum Schein eine Pfeife zurecht, schiele aber bey diesem Geschäfte unvermerkt zur Seite, und bemerke, daß mein Mann ein Student ist.

Wirth. Mir läuft schon die Galle über.

Bote. Auf einmal rief er mit einem kurzen gebietenden Tone: **Platz da!** Ich kehre mich an nichts, schlage Feuer an, und gehe meinen gewöhnlichen Schritt fort. **Platz da!** heißt es aufs neue, und ich, mir nichts, Dir nichts, bleibe in meinem Schritte. Wollt ihr bald Platz machen, oder soll ich euch selbst auf die Seite schieben? rief er jetzt, und das Maul des Pferdes lag mir auf dem Kopfe.

Wirth Ja, das hätte er mir nicht bieten sollen.

Wirthinn. No, Väterchen, laß doch den Boten erzählen.

Bote. Ich wie der Wind kehre mich um, packe das Pferd mit der Linken beym Zügel, und mit der Rechten präsentire ich dem Patron meinen Spies. „Wer hat euch geheißen, einen Fußsteig, „und noch dazu einen Feldweg durchs Korn zu rei„ten?“ fragte ich, und faßte ihn fest mit den Au-

gen. „Ich selbst“ war die Antwort, wobey er Miene machte, mich umzurennen.

Wirth. Das hätte ich seyn sollen!

Bote. „Wer seyd ihr, daß ihr so trotzig Platz „da rufet?“ war ferner meine Frage. „Und wer „bist du Lumpenhund, daß du mich auf der Land„straße um meinen Nahmen frageſt?“ erwiederte der Reiter. „Hier ist keine Landstraße,“ sagte ich, „sondern ein Feldweg. Du bist also entweder im „Kopfe nicht richtig, und in dem Falle mußt du „wieder zurük, wo du hergekommen bist, um dich „kuriren zu lassen; oder aber du bist ein imperti„nenter Mensch, der ruhige Wanderer hudeln „will; und da kömmst du bey mir gerade an den „Unrechten.“ Hier machte er Miene, die Peitsche, die ihm über den Bukkel hing, los zu machen. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte. Ich reichte ihn also sechs derbe Hiebe auf den Rükken, drehete denn das Pferd um, gab dem Eisenfresser noch ein Paar Prügel zur Reise, und brachte denn das Pferd mit einigen derben Schlägen in Galopp.

Schulze. O, dies hat er vortrefflich gemacht.

Wirth. Es ist ein Glük für den Maulaffen, daß mirs nicht passirt ist, denn so gut wär er nicht weggekommen. Aber Bote, warum ist er denn so erschrokken? Er hat sich doch wohl nicht auch eins reichen lassen?

Bote. Das hatte keine Noth; auch wüßte ich eben

eben nicht, daß ich erschrokken aussähe. Gelassen bin ich ziemlich, weil ich vermuthe, mein Held wird den Fahrweg reiten und hier einkehren. Um also zu sehen, was für eine Rolle er hier spielen werde, wollte ich früher, als er, hier ankommen, damit ich ihn hier in der Kammer beobachten könnte.

Wirthinn. Ich glaube, er kommt schon.

Bote. Geschwind Leute, machet, daß ihr in die Stube kommt; ich will hier bleiben, und die Thür offen lassen.

Der Fremde. (trotzig) Kann man hier Wein haben?

Wirth. O ja.

Fremde. Auch Butterbrodt?

Wirth. Gleichfalls, und kalten Braten, oder Wurst dazu, wies beliebt.!

Fremde. Aber euer Wein wird fuseln.

Wirth. Der Herr hat **Wein** gefordert, und nicht **Fusel.** Taugt mein Wein nicht, so behält der Herr sein Geld.

Fremde. Bringt mir eine Bouteille, und zwey Butterbrödte, eins mit Braten, das andere mit Wurst. (Wirth geht)

Schulze. Der Herr scheint weit von hier zu Hause zu seyn, der Sprache nach.

Fremde. (setzt den Huth krumm, und geht mit großen Schritten die Stube auf und ab) Ich

bin der Hofrath von Wurmsamen aus Berlin. Und ihr seyd ja wohl Bauern aus dem Dorfe.

Schulze. Wie uns der Herr nehmen will: wir sind freylich keine Hofräthe, sondern ehrliche Landleute. Dieser Mann da ist der Schulmeister aus dem Dorfe, und ich der Schulze.

Fremde. (stellt sich vor dem Schulmeister hin, die Arme in die Seite gesetzt) Also er ist der Schulmeister, der die Bauerjungen das A B C lehret.

Wirth. (bringt den Wein und das Essen und setzt es auf den Tisch) Befehlen Sie sonst noch was?

Fremde. (dreht sich auf dem Absatze herum) Gebt dem Pferde etwas Brodt.

Wirth. (zur Wirthinn) Ach gutes Hausmütterchen, laß doch für einen Schilling Brodt abschneiden.

Fremde. (zum Schulzen) Und er ist der Mann, der die Bauern ins Loch steckt?

Wirth. Der Herr Schulze hat freylich die Funktion, widerspenstige Unterthanen durch den Amtsknecht ins Loch bringen zu lassen; es ist aber dieser Schimpf, so lange ich denken kann, keinem Bauer widerfahren. Aber ein naseweises Studentchen, das sich neulich hier mausig machte, mußte einige Tage im Loche kamp — kam — Wie nennen's doch die Herren Studenten?

Schulze. Kampiren.

Fremde.

Fremde. (etwas verlegen) Ein Student? was hatte denn der gethan?

Wirth. Er hatte unsers Müllers Sohn umgeritten.

Fremde. Hatte denn euer Bauerjunge keine Augen?

Wirth. O ja; aber wir Leute hier zu Lande haben die Augen alle vorn und nicht hinten. Weil also der Knabe von hinten zu nicht sehen konnte, so war's ihm auch nicht möglich, dem Laffen auszuweichen; und weil der Student auf einem schmalen Fußsteige durch den Flachs ritt, so **brauchte** der Knabe nicht auszuweichen.

Fremde. Er **brauchte** nicht? Ein **Junge** einem **Manne**?

Wirth. Im Alter waren sie eben nicht viel von einander verschieden.

Fremde. Also der Junge **mußte** dem Studenten nicht ausweichen?

Wirth. Nein, mein Herr; der Student hatte nicht einmal das Recht, auf dem Feldwege zu reiten; dazu sind bloß Landstraßen und andere Fahrwege. Auf einem Fußsteige, der eben deswegen Fußsteig heißt, weil er nur für die Fußgänger angelegt ist, hat kein Reiter, er sey wer er wolle, etwas verlohren. Weil nun jener Student sich nicht nur auf einem schmalen Feldwege zu Pferde sehen ließ, sondern sogar einen unschuldigen Knaben um-

rannte, so meynte unser Herr Gerichtshalter, der Reiter sey kein Student, sondern etwa ein Zigeuner, oder sonst ein ander Stük von Gesindel, und lies ihn auf einige Tage bey Wasser und Brodt einsperren, und dann über die Gränze bringen.

Fremde. Warum hielt ihn denn der Gerichtshalter für keinen Studenten?

Wirth. Er meinte, weil schon Bauerkinder von zehn Jahren wissen, daß man auf offener Straße dem Wanderer und jedem Menschen, er sey wer er wolle, **bescheiden** und **höflich** begegnen, niemanden auf seinem Gange beschwerlich seyn, noch weniger ihn wohl gar **kränken** und beleidigen, sondern einem jeden **mit Rath und That** behülflich seyn müsse, so müsse ja ein Student, der ja deswegen Student sey und heiße, weil er allerhand Gutes lerne, so eine handgreifliche Sache noch hundertmahl besser wissen, als ein Bauerknabe. Er hielt also den Reiter nicht für einen Studenten.

Fremde. Freylich sind das Dinge, die ein Student längst an den Schuhen abgerissen hat.

Wirth. Der Herr scheint auch ein Student zu seyn!

Fremde. Da irrt ihr euch, ich bin ein Hofrath aus Berlin.

Wirth. (nimmt die Mütze ab) So; ach so bitte ich den Herrn Hofrath um Vergebung.

Fremde. Das Volk hier zu Lande kommt mir ziem-

ziemlich grob vor. Aber ich habe da eben einen Lümmel abgeführt, der wird fürs erste daran gedenken.

Wirth. Ich will nicht hoffen, daß meine Gäste Sie beleidigt haben. Der Herr Schulze und der Herr Schulmeister sind beyde wackere Männer.

Fremde. (auf- und abgehend) Ach, ich habe seit meinem siebenten Jahre mit keinem Schulmeister, in meinem Leben aber nie mit einem Schulzen zu thun gehabt. Aber auf der Landstraße begegnete mir ein impertinenter Kerl von einem Boten, der verrannte mir den Weg.

Wirth. Auf der Landstraße? Herr Student, — Herr Hofrath wollte ich sagen, — das kann nicht seyn. Hier zu Lande weiß, wie gesagt, jedes Kind, wie es einem Reisenden begegnen muß.

Fremde. Kurzum ein grober Schlingel von Bauer verrannte mir den Weg; ich hab' ihn aber mit der Hundepeitsche so zugedekt, daß er fürs erste den Ranzen nicht wieder aufnehmen wird.

Bote. (der unvermerkt aus der Kammer herein getreten und sich hinter den Fremden geschlichen hat, macht dessen trotzige Stimme nach) Platz da!

Fremde. (fährt vor Schrekken so zusammen, daß er sein Butterbrodt fallen läßt) Was unterfteht ihr euch?

Bote. Der Schlingel von Bauer, der mit der Hundepeitsche zugedekt worden seyn soll, unterfteht

sich, euch zu sagen, daß ihr kein Student noch weniger ein Hofrath, sondern ein armer Sünder seyd.

Michel. (außer Athem) Ist hier ein Fremder, der mir mein Korn zu Schanden geritten hat?

Wirth. Hier ist ein Student — ich wollte sagen — ein Herr Hofrath aus Berlin, der wird euch aber euer Korn nicht zu nichte reiten; solche Herren sind viel zu artig. (der Fremde verliert den Muth, und stellt sich gegen das Fenster.)

Michel. Ein Grünschnabel aus der Stadt ist durch mein Korn geritten, und hat das Pferd sogar darin umgewandt. Wenn der Städter nicht weiß, wie sauer es dem Landmanne wird; so muß er das doch wissen, daß man auf keinem Feldwege reiten muß. (den Fremden am Aermel zupfend) Mit Erlaubniß, Muschö, er ist doch wohl nicht aus der Stadt? Ich seh's an seinem gepuderten Kopfe.

Fremde. (äußerst verlegen) Ach was! geht eure Wege, ich bin — ich bin der Herr Hofrath von Wurmsamen aus Berlin.

Der Amtsknecht. (schnell hereintretend, zum Schulzen) Herr Schulze, der Herr Gerichtshalter schikt mich her; hier ist die Ordre.

Schulze. (liest) „Der Schulze hat einen „Fremden, der vor einer halben Stunde zu Pferde „gekommen, und im Wirthshause abgetreten, so„fort gefänglich einzuziehen.“ — (zum Fremden) Herr

Herr Hofrath von Wurmsamen, ich bin der Mann, der die Studenten ins Loch stekken läßt.

Schulm. Und ich bin der Mann, der unsere Bauerjungen nicht das A B C, sondern unter andern auch die Pflicht lehret, wie man sich auf öffentlicher Straße zu verhalten hat.

Bote. Ich aber bin der Mann, der ihnen vorhin mit dem Spieße eine derbe Lektion gehalten hat.

Schulze. (zum Amtsknecht) Fasse ihn untern Arm, damit er dir nicht entwischt. (zum Fremden) Herr Student, oder Herr Hofrath, er wird die Ehre haben mir zu folgen. (zur Gesellschaft) Ich komme bald wieder; ich weise dem Herrn nur seine Residenz an, und sorge für dessen Abendbrodt.

Fremde. Höret einmahl, Leute, ich habe — —

Schulze. Ich habe das alles schon an den Schuhen abgerissen will der Herr sagen.

(Der Amtsknecht faßt den Fremden untern Arm, und bringt ihn fort.)

Wirth. Der war tüchtig angeführt. Er wird inskünftige keinen ehrlichen Wanderer wieder hudeln.

Bote. Das Hofrath Heißen wird ihm fürs erste auch vergehen.

Michel. Ist der Kerl ein Hofrath?

Wirth. Ach was; er hat's uns nur aufgebunden.

Wirth-

Wirthinn. (bringt das Essen) Nun Bote, wird es ihm wohl bekommen; laß er's nicht kalt werden.

Wirth. Im Preußischen soll eine große Strafe darauf stehen, wenn jemand seinen Nahmen verläugnet.

Bote. Ja freylich, und das von Rechts wegen, denn nur ein Spitzbube, oder ein entwichener Gefangener, oder aber ein Narr gibt sich einen falschen Nahmen.

Schulm. Den Fall ausgenommen, wenn große Herren reisen; die haben das Recht, sich einen andern Nahmen zu geben.

Wirth. Wie nennt man doch das?

Schulm. Es heißt: sie reisen incognito.

Wirth. Warum mögen sie denn das thun?

Schulm. Weil der König oder Herzog, wenn er als König oder Herzog reist, sonst zu viel Aufwand machen muß.

Bote. Ich weiß ein Geschichtchen zu erzählen, wo ein vornehmer Italiäner sich einen fremden Nahmen gegeben; der Spaß hätte ihm aber beynahe das Leben gekostet.

Wirth. Das Geschichtchen gibt er uns ja wohl zum besten?

Bote. Mit Vergnügen.

Wirthinn. Aber erst muß er sich satt essen.

Schul-

Schulm. (zum Schulzen, der eben kommt) No, was macht sein Arrestant, Herr Schulze?

Schulze. Der ist so zahm, wie ein Vögelchen; er hat uns alle um Vergebung gebeten.

Wirth. Das konnte man dem Kauz wohl ansehen, daß er keine Courage hat.

Schulze. Er hat mir die Hand darauf gegeben, daß er nie wieder eine solche Thorheit begehen will; ich denke ihn deswegen in einigen Stunden wieder loszulassen.

Michel. Das wäre ja auf die Art nur Kinderspiel.

Bote. Der Student ist ja auch weiter nichts, als ein Knabe. Ich bin gut dafür, die erlittene Schande wird ihn bessern.

Schulze. Aber was war denn das, was der der Bote erzählen sollte.

Bote. Hier ist's schon:

Die Republik **Genua** hatte einst einige Jahre hindurch die Eingänge in ihr Land aus Furcht vor der damahls in den benachbarten Ländern wüthenden Pest, so genau und scharf bewachen lassen, daß niemand, er mochte seyn, wer er wollte, in das Gebiet des Staates kommen konnte, er hätte denn vorher die volle Quarantaine geleistet.

Wirth. Was heißt den das, **Quarantaine.**

Bote. Es heißt eine Zeit von vierzig Tagen, Um nemlich die Ausbreitung der Pest zu verhü

ten, werden die Ausgänge verpesteter Länder von den Nachbaren gewöhnlich mit Soldaten besetzt. Dies nennt man einen **Cordon ziehen.** Kein einziger Mensch wird aus den verpesteten Gränzen gelassen, er muß erst beweisen, daß er die Pest nicht habe. Aus dieser Absicht muß er sich einige Wochen in einem dazu bestimmten Hause, das **Contumaz-Haus** genannt, aufhalten. Ist er nach Verlauf dieser Zeit noch völlig gesund, so wird er für keinen Vepesteten gehalten, und kann seine Straße ziehen. Die Dauer dieser Contumaz-Zeit hat man, wenn große Gefahr ist, auf vierzig Tage gesetzt; und daher kömmt der Ausdruk: die Qarantaine halten.

Wirth. Nun versteh' ich das Ding.

Bote. So schreklich nun auch die Pest ist, so wurden doch die Einwohner der Stadt Genua mit ihrem Nahmen vertraut: denn sie setzten ihre gewöhnlichen Lustbarkeiten fort. Unter andern machten sie auch Anstalten zu einer großen und berühmten Oper.

Wirthinn. Das Wort erklär' er mir doch; was ist das, **Oper?**

Bote. Eine Art Schauspiel, wo, statt gesprochen zu werden, **gesungen** wird: daher heißt es auch wohl ein **Singspiel.** Die Musik zu einer solchen Oper ist öfters unvergleichlich.

Wirthinn. Nun fahr' er nur weiter fort.

Bote.

Bote. Weil seit einiger Zeit dergleichen Lustspiele in den benachbarten Städten nicht waren vergönnt worden, so konnten die Genueser desto leichter die besten Sänger und die geschiktesten Meister auf allen Instrumenten von ganz Italien erhalten, und jedermann war in der Erwartung, daselbst eines der vollkommensten Stükke dieser Art zu sehen. Da sich nun das Gerücht von dieser Oper in der ganzen Nachbarschaft verbreitet hatte, so wünschten viele auswärtige Liebhaber, an diesem Vergnügen Theil zu nehmen; allein diesen Wunsch erstikte der Gedanke, des Vergnügens eines einzigen Abends wegen, vierzig Tage ein Gefangener seyn zu müssen, gar bald wieder. Nur ein einziger junger Herr in der Stadt **Mayland** wollte die Reise wagen, es koste auch, was es wolle.

Wirthinn. Der muß ein größerer Freund vom Fideln gewesen seyn, als unser Herr Gerichtshalter, denn der lief an unserm Hochzeittage aus dem Hause weg, als die Musikanten zu spielen anfiengen.

Bote. Es befand sich nemlich einmahl bey einer starken Versammlung von Herren und Damen zu Mayland ein junger Graf, ein sehr schöner, geschikter, rechtschaffener und dabey ungemein reicher Herr. Der bezeigte, wie gesagt, eine ganz unwiderstehliche Begierde, nach Genua zur Oper zu reisen. Er wettete daher mit einer Dame, die vor andern seinen Beyfall hatte, daß er es unternehmen wolle, heimlich, ohne die geringste Quarantaine zu halten, nach

Genua

Genua zu gehen. Dabey versprach er, nach seiner Zurükkunft ihr eine genaue Erzählung von der gesehenen Oper zu machen. Die ganze Gesellschaft suchte den Grafen von diesem verwegenen und höchstgefährlichen Wagestük abzuhalten, weil man aus der Erfahrung wußte, daß in einer so ernsthaften Sache mit den Genuesern nicht zu scherzen sey. Allein der junge Cavalier, der seinem Verstande und seinem Muthe allzuviel zutraute, schlug alle guten Warnungen und vernünftigen Vorstellungen in den Wind, und er schwur, gleich des morgenden Tages abzureisen und sein Wort zu erfüllen, sollte es ihm auch das Leben kosten. Wirklich machte er noch in der Nacht alle nöthigen Anstalten zur Abreise, und am frühen Morgen fuhr er wirklich mit der nach Genua gehenden Post von einem einzigen Bedienten begleitet ab. Als er an die Gränzen des genuesischen Gebiets gekommen war, ließ er hier den Bedienten bis zu seiner Wiederkunft bleiben; er selbst aber ging in ein ganz von der Straße abgelegenes Haus, welches von einem ihm wohlbekannten Kohlenbrenner bewohnt wurde. Da dieser Mann alle Winkel der um Genua herumliegenden Gebirge genau kannte, so kam es bloß darauf an, ihn mit einem großen Geschenke zu bewegen, den Grafen durch diese Schliche zu führen. Der Abentheurer ließ ihn daher einen Beutel voll Zechinen sehen, (eine Zechine ist etwa so viel als ein Dukate) u. der Köhler war zu seinen Diensten bereit. — (Das Uebrige künftig.)

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Vier und dreyßigstes Stük.

1791.

(Fortsetzung der Geschichte des jungen Grafen.)

Als der Handel geschlossen war, verkleidete sich der Graf in einen Kohlenbrenner, seine benöthigte Kleidung aber verbarg er, in einen Mantelsak gepakt, unter den Kohlen, die nach Genua gebracht werden sollten. Nun machten sich die beyden Wagehälse auf den Weg, und kamen glüklich bis an die Thore vor Genua, ohne daß sie im geringsten aufgehalten worden wären. Hier beschenkte der Graf seinen Führer aufs neue, und begab sich dann in das nächste Wirthshaus der Stadt, wo er sich den Kohlenstaub abwusch und seine eigenen Kleider anzog. Hierauf ließ er sich zu essen bringen, und glaubte nunmehr alle Gefahren

glüklich überwunden zu haben. Nach Tische wollte er sogleich dem kaiserlichen Gesandten, der ein Freund seines Vaters war, einen Besuch machen. Als er aus dem Hause gehen wollte, kam ihm der Wirth in den Weg und fragte nach seinem Vor- und Zunahmen, damit ich, sagte er, dem wachthabenden Officier, wenn er die Fremden-Liste einsenden läßt, Red' und Antwort geben kann, und ich nicht in Strafe komme. Der Graf, der seinen rechten Nahmen nicht nennen, und sich überhaupt nicht zu erkennen geben wollte, sagte also den ersten den besten Nahmen, der ihm in den Mund kam, und ging dann fort, gerade nach dem Hause des Gesandten zu. Dieser verwunderte sich nicht wenig, den jungen Grafen so unerwartet in Genua zu sehen, und fragte ihn, was für ein nothwendiges Geschäfte ihn bewogen habe, sich einer so verdrießlichen Quarantaine zu unterwerfen, und zugleich bot ihm dieser Herr seine Dienste an. Der Graf lächelte und erzählte ihm die Wette, die er mit der Dame in Mayland angestellt habe, und daß er durch eine beschwerliche Reise über Berg und Thal, um die Wachten auf den Heerstraßen zu vermeiden, als ein Kohlenbrenner verkleidet, zu Fuße nach Genua gekommen sey. Der Gesandte, ein Herr von großer Einsicht, konnte diesem kühnen Unternehmen unmöglich Beyfall geben.

Da

Da jedoch geschehene Sachen nicht zu ändern sind, so rechnete er diesen Schritt unter die jugendlichen Thorheiten und ahndete nichts Böses.

Jetzt kam die Stunde heran, die den Grafen zu der kühnen Reise vermocht hatte, und beyde Herren begaben sich nach dem Opernhause, jedoch jeder in einer besondern Loge. Diese Absonderung hielte der Gesandte um deswillen für nöthig, damit er bey einer wahrscheinlichen Nachfrage nicht verbunden seyn wollte, zu sagen, wen er bey sich habe. Er bat jedoch den Grafen, nach geendigter Oper bey ihm zu essen, wozu er bereits alles Nöthige hatte veranstalten lassen.

Unterdessen war der Officier von der Wache nach Gewohnheit herumgegangen, um die Nahmen der in den Wirthshäusern befindlichen Fremden aufzuschreiben. Als er in das Wirthshaus kömmt, wo der Graf abgetreten war, und den Nahmen aufschreibt, den dieser beym Weggehen dem Wirth angezeigt hatte, so findet es sich, daß dieses der Nahme eines der berüchtigsten Banditen in der ganzen Republik ist.

Wirth. Was ist denn ein **Bandit?**

Bote. In Italien lassen sich für gute Bezahlung Menschen dazu gebrauchen, ihren Mitbruder zu ermorden; und solche Mordmeister nennt man Banditen.

Wirthinn. Ach! was sagt er da? so mögt ich nicht in Italien wohnen.

Bote. Weil nun das geschwinde Umkleiden des Grafen bey seiner Ankunft ihn gleichfalls verdächtig gemacht hatte, so gab der Polizey-Director, als er davon benachrichtigt wurde, sogleich Befehl, diesen Menschen sobald als möglich gefangen zu nehmen. Der Graf, welcher in der Oper vom Anfang bis zu Ende in voller Aufmerksamkeit war, und sich an den Schönheiten des Stüks ungemein vergnügte, hatte nichts weniger vermuthet, als daß bald darauf ein so trauriges Nachspiel folgen werde.

Wirthinn. Ach! mir wirds kalt und warm; ich merk's schon, dem Grafen wirds nicht gut gehen.

Bote. Gleich nach dem Schluße der Oper wurde der Graf von einer unbekannten Person gerufen, ohne einige Umstände in einen Tragesessel gesetzt und nach dem Gefängnisse gebracht, woselbst er von einem Richter nach seinem Nahmen gefragt wurde. Unvorsichtiger Weise giebt er sich hier eben denselben Nahmen, den er zuvor im Wirthshause dem Wirthe zurükgelassen hatte. Man brauchte nun weiter nichts, als dieß Bekenntniß, den leichtsinnigen Jüngling zum Tode zu verdammen, weil der Proceß des berüchtigten Banditen, wovon er sich den Nahmen

men gegeben, längst anhängig und das Urtheil über ihn bereits gesprochen war. Die Veränderung der Kleidung schien ein gar zu klarer Beweiß wider ihn, und die Verwirrung, in welcher er sich befand, vermehrte den Verdacht gegen ihn bis zur vollen Gewißheit.

Wirthinn. Ach der arme Graf! so was hat mir geahndet.

Schulze. Ich habe, wie ich noch in den Rasejahren war, in Cassel auch ein Stükchen der Art gespielt; aber ich kam noch mit dem blauen Auge davon. Es steht daher keinen Reisenden zu rathen, daß er sich einen falschen Nahmen gebe.

Bote. Zwar konnte der Graf mancherley zu seiner Entschuldigung sagen; allein er getrauete sich eben so wenig, seinen Stand zu entdekken, als die ausgesonnene List, womit er die strenge Bewachung der Gränzen zu hintergehen gewußt hatte; er wurde daher in das schrekklichste Gefängniß geführt. Bey alle dem Grausen, das ihn beym Eintritt in diesen Kerker befiel, schmeichelte er sich gleichwohl, daß er nicht lange im Gefängniß bleiben würde, weil er von den Bemühungen des kaiserlichen Gesandten die beste Wirkung erwartete. Allein wie groß war sein Erstaunen, als er einen Capuziner in seinen Kerker treten sahe, der ihn zum Tode bereiten sollte.

Der finstere Zuruf dieses Geistlichen, sich zum letzten Schritt gefaßt zu machen, würkte wie ein Wetterstrahl auf das Herz des schönen, reichen Jünglings, und er stürzte ohnmächtig zu Boden. Nachdem er wieder Meister von seinen Sinnen und Herr seiner Vernunft geworden war, erkannte er jetzt die Gefahr gar zu wohl, in welcher er sich befand; und weil er alle Hofnung aufgab, sein Leben zu retten, faßte er den Vorsatz, als ein guter katholischer Christ zu sterben.

Unterdessen hatte der kaiserliche Gesandte mit dem Abendessen auf den Grafen gewartet. Anfänglich glaubte er, sein Gast habe einen Bekannten gefunden, durch den er aufgehalten werde; als er ihm aber zu lange ausblieb, fieng er an zu fürchten, daß seinem jungen Freunde ein Unglük begegnet seyn müsse. Er schikte also zwey Bedienten ab, einen nach dem Opernhause' und den andern nach dem Gasthofe, wo der Graf zuerst abgetreten war; allein beyde kamen zurük, ohne etwas von ihm erfahren zu haben. Jetzt muthmaßte der Gesandte einen schlimmen Vorfall, und er schikte eilends seinen Kammerdiener zum Officier von der Wache, um von diesem nähere Nachricht zu erhalten. Bey der Zurükkunft desselben erfuhr er, daß der Graf einer Staats-Affaire wegen in das gemeine Gefängniß gesetzt worden, und daß er in Gefahr

sey,

sey, sein Leben zu verlieren. Vor Schrekken aus ßer sich warf sich der Gesandte sogleich in seinen Wagen und fuhr zum Richter, um demselben die Unschuld des Grafen zu bezeugen, und ihn aus dem Gefängniß zu befreyen. Der Richter horchte hoch auf, und versicherte heilig, er habe keinen Grafen gefangen nehmen lassen, wohl aber einen berüchtigten Banditen, welcher unter der Maske eines Kohlenbrenners in die Stadt gekommen, unvorsichtiger Weise aber seinen Nahmen verrathen habe. Er fügte hinzu, das Urtheil sey dem Inquisiten bereits gesprochen, und man hoffe nicht, daß der Herr Gesandte einen Erzräuber in seinen Schutz nehmen werde.

Der Gesandte mochte seinen Vorstellungen ein noch so großes Gewicht geben, so wollte doch der Richter von der Loslassung seines Gefangenen nicht das mindeste hören, weil er in der festen Meinung stand, der Gefangene sey wirklich der berüchtigte und schon längst mit Stekbriefen verfolgte Bandit. Es versuchte zwar der eifrige Fürbitter aufs neue alle mögliche Mittel, seinen unglüklichen Gastfreund zu befreyen, allein sie halfen nichts, und er fuhr untröstlich nach Hause. Gern hätte er sich augenbliklich zum Doge, d. i. zum Oberhaupt des genuesischen Staats, begeben, wenn es nicht zu spät an der Zeit gewesen wäre; er mußte also den Morgen abwarten. Kaum war dieser ange-

brochen, so war er der erste beym Doge. Hier erzählte er die ganze Sache mit allen Umständen, und bat den Doge inständigst, dem Jüngling diesen unbesonnenen Streich zu vergeben und wegen dessen Loslassung die nöthigen Befehle zu ertheilen. Der Doge antwortete, daß er in dieser verfänglichen Sache für sich allein nichts thun könne; er müße zuvor den nöthigen Bericht einziehen und im Senate darüber sprechen. Um ihm aber doch zu zeigen, wie sehr er den kaiserlichen Herrn Gesandten schätze, wolle er indessen und bis zur Entscheidung, alle gerichtlichen Handlungen gegen den von ihm empfohlenen Grafen einstellen lassen. Mit dieser Antwort mußte sich der Gesandte beruhigen und den Ausspruch des Senats abwarten.

Wirthinn. Nun werde ich wieder etwas ruhiger; ich denke, es geht noch gut.

Bote. Der Graf, welcher von allen diesen zu seinem Besten geschehenen Bemühungen des Gesandten nichts wußte, suchte zwar alle Trostgründe auf, womit er sich gegen die Schrekken des Todes zu waffnen gedachte. Allein bey seiner Jugend und als Erbe eines sehr großen Vermögens, konnte sich sein Herz nicht entschließen, einen schimpflichen und so wenig verdienten Tod gelassen zu ertragen. Weil ihm jedoch sein Gewissen den Vorwurf machte, daß er sich durch

seine

seine Unbesonnenheit selbst in dies Unglük gestürzt habe, that er das Gelübde, Gott, im Fall er seine Freyheit wieder erhalten sollte, hinführo eifriger zu dienen, als er bisher gethan habe. Er wollte sich nemlich — denn das dachte man sich damahls unter Gottesdienst — alles Umgangs mit Menschen enthalten, und sich zu dem Ende in eines der strengsten Klöster einsperren, um da zu beten, zu fasten, barfuß zu gehen, einen langen Bart zu tragen, und den Leib, den der Graf irriger Weise für den Sitz alles Bösen hielt, zu martern und zu peinigen.

Indem der unglükliche Graf sich mit diesen Vorstellungen tröstete, und Gott zur Erflehung seiner Freyheit tausendfache Grausamkeiten gegen seinen Körper angelobte, versammlete sich der Senat, welchem der Doge einen völligen Bericht von alle dem abstattete, was der Gesandte zur Vertheidigung des Grafen gemeldet hatte. Die Berathschlagungen des Senats dauerten sehr lange. Man sahe nemlich das entstandene Mißverständniß gar wohl ein; allein man glaubte sich dennoch durch den Muthwillen des jungen Mayländers sehr beschimpft, und hielt es für nöthig, des öffentlichen Beyspiels wegen gleichwohl die Todesstrafe gegen ihn ergehen zu lassen. Diese Strafe würde auch ganz gewiß vollzogen worden seyn, wenn nicht der kaiserliche Gesandte in den

Senat getreten wäre. Auf seine ernstlichen Vorstellungen ließ man sich endlich bewegen, dem Grafen das Leben zu schenken, jedoch mit der Bedingung, daß der Befreyete sich von Stund an aus den Staaten der Republik entfernen und sie niemahls wieder betreten solle. Der Graf wurde also seines Arrestes entlassen und nach dem Pallaste des kaiserlichen Gesandten getragen. Hier erkannte man ihn beynahe nicht mehr, so gewaltig hatte ihn die erlittene Angst entstellt. Er hatte bey Anhörung des fürchterlichen Todesurtheils sein schönes Haar verlohren, und sein Verstand war irre. Gleich beym Eintritt in den Pallast des Gesandten überfiel ihn ein heftiges Fieber, und er würde das ihm so eben geschenkte Leben schwerlich gerettet haben, wenn nicht die geschiktesten Aerzte die schleunigsten Mittel angewandt hätten. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er nach Mayland zurük, um sein Gelübde zu erfüllen. Wirklich verkaufte er alles, was er hatte, begab sich in ein Kloster, und mißhandelte durch häufiges Fasten, durch unnatürliches Wachen und durch grausame Peitschenhiebe seinen schönen Leib so unmenschlich, als ob sein Rükken, oder sein Magen, oder überhaupt sein Körper es gewesen wäre, der ihn zur unbesonnenen Reise nach Genua verleitet habe.

Wirth:

Wirthinn. Ging er denn nie wieder aus dem Kloster zurük?

Schulm. Aus einem katholischen Kloster ist kein Erretten; wer einmahl darin stekt, muß auch ewig darin bleiben.

Wirthinn. Der arme Graf! Ist denn die Geschichte wirklich wahr?

Bote. Ich habe sie in einem Buche gelesen.

Wirthinn. So danke ich Gott, daß ich nicht katholisch bin.

Wirth. Und ich bin froh, daß wir nicht in Italien wohnen.

Schulze. Wo einen so ein teuflischer Bandit in die andere Welt schikt, ohne daß man weiß, wie.

Schulm. (der seinen Kirschwein unvermerkt herbeybringen und Gläser aufsetzen lassen) Nun müssen wir zusammen eins trinken.

Bote. Nun, das ist gut. Bey diesem Geschäfte will ich euch denn noch eine Geschichte erzählen, so ihr weiter Lust habt zuzuhören.

Alle. O ja, gar zu gerne!

Bote. Abbas, mit dem Zunahmen der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirret. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schafe weidete: der Knabe saß unter einem Baum und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lokte den König näher hinzu; das offne Gesicht des Knaben

gefiel

gefiel ihm; er fragte ihn über allerley Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes der Natur, das ohne Unterricht bey seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier dazu kam. „Komm, Vezier, rief er ihm entgegen, und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt.„ Der Vezier kam herbey: der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrokkenheit, sein gesundes Urtheil, und seine offne Freymüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Felddlume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt, und in ein besseres Erdreich pflanzet, in kurzem ihren Keich erweitert und glänzendere Farben annimmt: so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Nahmen **Ali Beg** und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten; Treue und Klugheit in seinem Amte; Freygebigkeit und Großmuth gegen die Fremden; Gefälligkeit gegen alle, die ihn um etwas baten, und ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste

Der

Demuth. Was ihn aber am mehresten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit: denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen den Menschen nützlich zu werden. Und doch entging er bey allen diesen Tugenden den Verläumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichen Neide ansahn. Sie legten ihm allerley Fallen, und suchten ihn bey dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehn und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglük starb dieser große König, und Schach Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, die es bedauern, daß gute Fürsten wie andre Menschen sterben. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquikken, wie den Durstigen ein Trunk Wasser. So einen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wiedersichtbar. Sie brachten täglich Verläumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diese Anklagen wahr zu machen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehn, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser

zum

zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des großen Abbas eingetragen war; und so fiel Schach Sefis Verdacht auf den Schatzmeister, daß er ihn veruntreuet habe. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen, und mahlten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebaut, sagten sie, und andre öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nakter Knabe an den Hof, und doch besizt er jezt unermeßliche Reichthümer. Wo könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, herhaben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestöhle?„ Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blikken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund worden; du hast dein Amt verlohren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen.„ Ali Beg erschrak nicht, denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es seyn würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr, sprach er, mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuk der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sclaven mit deiner Gegenwart begnadigen wilst.„

Diese

Diese Bitte war dem Könige um so willkommener; er sagte sie ihm zu, und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Richtigkeit; und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmükken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerket. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmaßungen betrogen siehet. Er ersann einen Vorwand, und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten; zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier alles anders. Gemeine Tapeten dekten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr, als nothdürftigem Hausrathe versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweyten Täuschung, und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwey starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre? Ali Beg schien erschrokken, sein Gesicht erröthete; er erholte sich aber wieder und sprach: „Herr, in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange nicht es zu sehen.

Dies ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit,

tigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da! vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmükt; das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesende erstaunten, und Schach Sevi schämte sich zum drittenmahl, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten alle mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben, als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glüklichen Kindheit, und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen, und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurükkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glüklicher, als im Ueberfluß deines Hofes war.„

Ali schwieg; und alle Umstehende waren bis zu Thränen erweichet. Der König zog sein Kleid aus, und legte es ihm an, (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verläumdung waren mit Scham geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edeln nie wieder erholen. Ali lebte lange, und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bey seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Fünf und dreyßigstes Stük.

1791.

Schulm. Laß er's gut seyn, Herr Wirth, ärgere er sich doch nicht mehr, es giebt der Art Menschen noch viele in der Welt, überlaß' er den Undankbaren seinem Schiksal, er wird doch mahl anrennen, denn der Krug gehet so lange zu Waßser, bis er bricht, pflegte meine Großmutter immer zu sagen.

Bote. (tritt herein) Nun schon alle da, das ist mir lieb. Noch hübsch wohl auf? Aber, (den Wirth ansehend) er sieht ja so verdrießlich aus, Herr Wirth, wo fehlts denn? Ist ihm was Unangenehmes paßiret?

Schulm. Ja, Bruder Werner, der gute Mann hat sich eine Portion geärgert, er hat

einen undankbaren Menschen mehr in der Welt angetroffen. (zum Wirth) Hätte er doch einen von seinen Leuten nachgeschikt, und ihm das Gestohlne wenigstens wieder abnehmen lassen.

Wirth. Das wollte ich nicht, mags auch nicht thun, ich will's ihm gerne schenken. Zwar soll man einen Bösewicht nicht ungestraft seine Thaten begehen lassen, allein ich kann der nur nicht seyn, der andern Strafen bereitet.

Bote. Was ist denn das, Herr Wirth, erzähl er's mir doch, denn Erfahrungen der Art habe ich viele in meinen Leben gemacht.

Wirth. Vor drey Tagen kam da ein Mensch herein, von mittlern Jahren, halb nakkend, und sah so verhungert aus, daß ich alle Augenblikke glaubte, er würde von einander fallen, bat mich um Gottes willen um ein Stük Brodt und eine Schütte Stroh, er könnte mir es aber nicht bezahlen, denn er hätte keinen Heller, und habe auch seit 8 Tagen nichts gegessen. Das jammerte mich nun, ich ließ ihm also etwas warmes zu essen, und ein gutes Bett zum schlafen zurecht machen, und habe ihn vorgestern und gestern recht gut gefüttert. Dafür ist er nun diese Nacht heimlich fortgegangen, hat alle Thüren aufgelassen, einen Schinken, Brodt, einen silbernen Löffel, und vielleicht noch mehreres, das ich noch nicht weiß, mitgenommen. Das ärgert mich nun nicht wenig,

nig, daß der Mensch so undankbar seyn kann, da ich ihm alles Liebes und Gutes erwiesen, ihm keinen Schilling dafür abgefordert, ja ich würde ihm das alles mit auf die Reise gegeben haben, wenn er mich darum gebeten hätte, denn er jammerte mich viel zu sehr.

Schulze. Wohlthaten mit Undank zu vergelten, ist jetzt der Welt Lauf, und Menschen ohne Ursache zu schaden, die größte Mode.

Bote. Ja wohl, ja wohl, da weiß ich auch so ein Geschichtchen von.

Schulm. O, lieber Werner, erzähl uns die, vielleicht wird unser guter Wirth dadurch anderes Sinnes.

Bote. Ein Landprediger ging einstmahls an einem Sonntage nach gethaner Arbeit auf dem Felde spazieren. Innigst freuete er sich über den Regen, der in der vergangenen Nacht alle Felder erfrischt hatte, und sahe mit Dankgefühl die langen schweren Aehren, in deren Schatten er wandelte. Ganz in diesem Gedanken vertieft, ging er, und blikte vor sich hin, als plötzlich neben ihn aus dem Getraide ein Mensch sprang, der ihm in dem Augenblikke zu Füßen fiel: „Ach „Herr Prediger, sagte er, erbarmen sie sich meiner. Die Furcht vor den Soldaten hat mich „aus meinem Vaterlande vertrieben, und mich „gezwungen, alles was ich hatte, zurük zu lassen.

„Seit gestern bin ich gelaufen, ohne einen Bissen „zu essen. Nehmen Sie sich meiner an, ich will „arbeiten, so viel in meinen Kräften steht, wenn „ich nur mein Unterkommen finde.„ Der Prediger war nicht gewohnt, sich lange zu besinnen, wenn er Gutes thun sollte, er bat aufzustehen und ihm in seine Wohnung zu folgen. „Wo seyd ihr denn „bisher gewesen, mein Freund?„ fragte er ihn. „Ich war in einem Dorfe, antwortete der Mensch, „wo ich bey einem Bauer als Knecht diente. „Meiner Größe wegen sollte ich Soldat werden, „und da ich durchaus nicht wollte, suchte man „mich mit Gewalt dazu zu bringen. Es kam ein „Kommando Soldaten aus einer benachbarten „Stadt, mich abzuhohlen; so bald ich dieß aber „bemerkte, verbarg ich mich in einem Stalle, wo „mich niemand finden konnte. Endlich gelang „es mir, als man mich zwey Tage lang gesucht „hatte, in der Nacht zu entkommen. Angst und „Schrekken jagten mich seit gestern umher, bis „ich endlich in diese Gegend gekommen bin. Zu „betteln durfte ich nicht wagen, weil ich erkannt „und verrathen zu werden befürchten mußte. Ach „nehmen Sie mich in Ihren Schutz! hier kann „ich sicher bleiben, hier kennt mich niemand.„ Der Prediger wurde immer mehr gerührt durch das dringende Bitten dieses Elenden. Er gab ihm, so bald sie nach Hause kamen, alles, was

zu

zu seiner Erholung nöthig war, und ließ ihn auch, weil er in der Erndte Arbeiter brauchte, sogleich in seine Dienste treten.

Durch einen Zufall ging sein Knecht von ihm, den er seiner Treue wegen höchst ungern verlor. Der Prediger glaubte nun diese Stelle nicht besser besetzen zu können, als durch den fremden Menschen, der jenem in der Arbeit nichts nachgab, und stärker als er, zur gewissenhaftesten Treue dem Hause verpflichtet war. Es verging beynahe ein Jahr, und der Prediger fand sich in seiner Hofnung noch nicht betrogen, als er auf einmahl diesen Kerl von der schlechtesten Seite kennen lernte.

Ungefähr eine Stunde von seiner Pfarre lag ein Dorf, wo einer seiner Amtsbrüder wohnte, mit dem er noch von Schulen her die genaueste Freundschaft unterhielt. Der Weg dahin ging vor einer Mühle vorbey, deren Besitzer, weil er sonst weit und breit keinen Menschen um sich hatte, oft zu diesen Predigern kam, und als ein ehrlicher, auch in seiner Art kluger Mann gern in ihre Gesellschaft aufgenommen wurde. Selten reiste einer von beyden Predigern vorbey, ohne bey ihm anzusprechen, und beyde Familien brachten ganze Nachmittage bey ihm zu, weil seine Frau und Tochter durch ihre genossene Erziehung manche Dame, zwar nicht an steifer Lebensart,

aber doch gewiß an Annehmlichkeit im Umgange und an freundschaftlichem Betragen weit übertrafen. Lange hatte unser Prediger seinen Amtsbruder nicht gesprochen; er beschloß daher, es den kommenden Sonntag zu thun. Da kein Hinderniß ihn abhielt, fuhr er auch mit Frau und Kindern am bestimmten Tage zu ihm. Sobald sie ankamen, schikten sie den Knecht mit Pferden und Wagen wieder zurük; denn sie wollten in der kühlen Abendluft zu Fuß nach Hause gehn.

Die wenigen Stunden vergingen in diesen freundschaftlichen Zirkel nur zu bald, und der aufgegangene Mond erinnerte sie an die Trennung. Die Familie des Wirthes beneidete ihre Freunde, daß sie durch den angenehmen Spaziergang den herrlichen Abend noch so lange genießen konnten, und beschlossen daher, bis an die Mühle mitzugehen, weil sie überdies den Müller lange nicht gesehen hatten. Welches Schrekken überfiel sie, als man an die Mühle kam! Alle Fenster und Thüren standen offen, und wenn man gleich noch so laut rief, so wollte doch niemand hören. Die beyden Prediger gingen hinein, um die Sache näher zu untersuchen. Drey Stüben waren sie schon durchgegangen, ohne jemanden zu finden, bis sie endlich in einer finstern Kammer ein schwaches Gewinsel bemerkten. Gott, was wurden sie hier gewahr! in einer leeren Bettstelle

lag

lag der gute Müller mit gebundenen Händen und Füßen, und zugestopftem Halse. „Mein GOtt! „was ist mit Ihnen vorgeganzen?„ fragten sie ihn, als sie ihn, seiner Banden entledigt, wieder ins Leben zurükgebracht hatten. „Vor allen „Dingen lassen Sie uns meine Frau und Tochter erlösen, antwortete er, sie liegen in einer andern Stube, vielleicht noch ärger gemißhandelt als ich.„ Dies geschah', und man fand seine Vermuthung wahr. Nakt und geschändet von Räubern lagen sie den Todten gleich auf der Erde. Die Frau blieb todt, aber die Tochter erwachte nach vielen Bemühungen wieder, und nun erzählte der Müller die Begebenheit. „Vor ungefähr zwey Stunden überfielen uns acht frem„de Kerl. Da alle meine Leute zu ihrem Vergnügen in die Stadt gegangen waren; so fanden sie gar kein Hinderniß, uns so unmenschlich zu behandeln. Mich führten drey von ihnen sogleich hinweg in jene Kammer, wo sie „mich auf vieles Bitten, mir nur das Leben zu „lassen, banden, und mir den Hals verstopften. „Ich hörte sie noch lange im Hause umher gehen, hörte einigemahl meine Frau und mein Kind „jämmerlich schreien, und Gott! ich konnte nicht zu „Hülfe eilen. Vermuthlich haben sie mitgenommen, was ihnen gefallen hat.“ „Und kannten sie denn „keinen von den acht Unmenschen?“ fragte einer

von den Predigern. „Ja, antwortete der Müller, einen kannte ich, wenn er gleich noch so „sehr verkleidet war, Ihren Knecht, dessen Sie „sich so großmüthig angenommen hatten, als er „sie im Felde auf seinen Knien um Schutz bat. „Seyn Sie ja behutsam, ihn zu fangen, sonst ist „vielleicht keiner von Ihnen vor dieser Gesellschaft sicher.“ Das Schrekken wurde durch diese Nachricht noch vermehret. Sie unterredeten sich noch eine kurze Zeit über diesen Vorfall, und schieden endlich von einander. Der Prediger beschloß, sich im Hause nicht das geringste davon merken zu lassen, und befahl dies auch allen seinen Kindern. Zu seiner Verwunderung fand er den Knecht so ruhig, als wenn er nicht das geringste strafbare begangen hätte, und so ungewöhnlich dienstfertig, daß er sich, welches er doch sonst nicht gethan hatte, selbst erbot, Bier aus dem Keller zu hohlen, indem die Mägde so eben mit dem Viehe beschäfftiget wären. Der Prediger ließ dies gerne zu, ging aber ganz unbemerkt hinter ihm her, und verriegelte die Kellerthür, so bald der Knecht hineingegangen war. Nun machte er Lärm. Er rief alle Bauern aus dem Dorfe zusammen, um diesen Missethäter in Verwahrung bringen zu lassen. Alle Ausgänge wurden vorsichtig besetzt, und im Keller fand man nicht nur den Knecht, sondern auch die übri-

gen

gen Räuber insgesammt, welche dem Prediger in dieser Nacht eine ähnliche Behandlung zugedacht hatten.

Wirth. O! über die unerhörte Bosheit eines solchen Menschen!

Schulm. Aber, lieber Werner, es gibt doch auch noch gute dankbare Menschen in der Welt.

Bote. Das ich auch gar nicht bezweifele, aber doch gewiß mehr böse als gute, aus Erfahrung weiß ich es.

Schulm. Das glaub' ich gerne, zum Beweis aber, daß es noch gute Menschen gibt, will ich euch eine Geschichte erzählen, die vor einigen Jahren passirt ist, und mir jetzt wieder beyfällt.

Alle. Na: so laß er mahl hören.

Schulm. In einer Gegend, wo wegen Unfruchtbarkeit des sandigten Bodens sehr wenig Menschen wohnten, lag nahe an einem großen Walde ein kleines Dörfchen, dessen Bewohner aus dem angezeigten Grunde sehr armselig waren. Sie nährten sich redlich, theils vom Dreschen bey einem Pächter, der eine Meile weit von ihnen wohnte, theils auch vom Verkaufe des trokkenen Holzes, daß ihnen zur Unterstützung gelassen wurde. Seit einiger Zeit aber waren, besonders im Walde, gegen Reisende Gewaltthätigkeiten verübt worden. Dieß ermunterte den Prediger, sich durch allerley Mittel gegen nächtliche Ueberfälle zu sichern.

Bey seinem geringen Einkommen waren zwar bisher seine Umstände so beschaffen gewesen, daß ihm nicht viel gestohlen werden konnte. Da er aber vor einigen Tagen das Glük gehabt hatte, von einem alten Onkel einige tausend Thaler zu erben, so mußte er doch, wenn es bekannt werden würde, verdrießliche Vorfälle befürchten.

Im Walde, ohngefähr eine halbe Stunde von seinem Dorfe, wohnte ein Förster, mit dem er seit seinem Hierseyn eine genaue Bekanntschaft unterhalten hatte. Durch mancherley Zufälle hatten sie sich beyde von der besten Seite kennen gelernt, und lebten nun seit einigen Jahren so vertraut mit einander, daß jeder um die Geheimnisse des andern wußte. Durch diesen Freund hoffte jetzt der Prediger das Geld sicher unterzubringen.

Es war ein schwüler Sommertag, an dem man vor den brennenden Sonnenstrahlen Zuflucht zu den Schatten des Waldes nehmen mußte, als der Prediger mit seiner Frau zum Förster ging. Sie hatten nicht lange bey einander gesessen, als der Prediger seinen Freund auf die Seite zog, ihm sein Glük bekannt machte, und ihn bat, dies Kapital durch seine Vermittelung sicher unterzubringen. Mit sichtbarer Freude hörte der Förster diese Nachricht, wünschte ihm Glük, und versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, wenn er das Geld nur noch so lange in seinem Hause verwahren

ren wollte, bis sein Bruder zurükkommen würde. „Eben deshalb, sagte der Prediger, möchte ich es „vorzüglich gern unterbringen, weil ich es in mei„nem Hause nicht sicher genug verwahren kann.“ „Sie machen sich in der That unnöthige Sorgen, „erwiederte der Förster, wie oft habe ich mehr „herrschaftliche Gelder in Verwahrung. Wie müß„te ich da thun, da ich noch dazu im Walde woh„ne? Ich dächte, die Stube, die Sie oben in Ih„rem Hause haben, wäre überall fest genug. Sie „wohnen ja unten, und können alles hören und se„hen, es mag vorgehen, was nur immer will.“ „Wird ihr Bruder noch lange wegbleiben?“ frag„te der Prediger nach einigen Besinnen. „Dieß „kann ich Ihnen nicht genau bestimmen, antwor„tete der Förster, vielleicht kommt er morgen, viel„leicht auch erst in 8 Tagen. Das verspreche ich „Ihnen aber, so bald er kommt, sollen sie ihr Geld „los werden.“ „Nun so verlasse ich mich auf Ihr „Ehrenwort.“ Der übrige Theil des Tages wur„de mit gleichgültigen Unterredungen hingebracht, und am Abend ging der Prediger mit seiner Frau wieder nach seiner Wohnung zu. Es war ein herr„licher Abend, wie vom Winde verweht fiel das Licht des Mondes durch die dichten Tannenzweige; noch tönte die Luft vom letzten Nachthall des A„bendgesanges der Vögel; alles war still, aber plötz„lich änderte sich dies schöne Schauspiel. Stürme

trie,

trieben von Osten her schwarze Wolken, die den Mond verschlangen, und ihre schwere Bürde auf die Gipfel der Bäume zu lehnen schienen; Blitze erleuchteten den Wald, und krachende Donner erschütterten den Erdboden. Durchnäßt bis auf den Leib kamen sie ihrer Wohnung näher, und staunten nicht wenig, als sie von ferne einen Menschen an ihrem Hause stehen sahen, der vermuthlich Schutz vor dem Regen gesucht hatte. Die Furcht bestohlen zu werden, war bey ihnen so rege geworden, daß sie nichts gewisser vermutheten, als dieser Mensch habe eine so boshafte Absicht, deshalb die Frau Pastorinn ihrem Manne wegen seiner Offenherzigkeit gegen den Förster Vorwürfe machte. „Nun wirst du wohl sehen, was daraus entsteht," „sagte sie, was hast du nun davon, daß du es „überall ausplauderst? Lieber hättest du sollen an „einen Ort gehen, wo du es gleich unterbringen „konntest. Nun wird es bekannt genug werden; „so aber wären wir der Sorgen überhoben." Der Mann wurde hierüber in der That etwas unruhig, doch tröstete ihn das wieder, daß er von der Redlichkeit seines Freundes hinlänglich überzeugt war, der sein gegebenes Wort, verschwiegen zu seyn, gewiß nicht brechen würde. „Beruhige dich, „mein Kind, antwortete er, wir kennen ja den Förster. Ueberdieß ist es jetzt so leicht nicht, ein Ka„pital sicher unterzubringen, daß wir ihm noch

„vielen

„vielen Dank schuldig sind, wenn er es vermittelt.“ Bey diesen Worten waren sie endlich an die Hausthür gekommen, und erkannten in den Fremden den Schießburschen des Försters. „Wo kommen „Sie her?“ fragte ihn der Prediger. „Nehmen „Sie es nicht übel, antwortete dieser, daß ich bey „Ihnen Zuflucht suche. Ich würde nicht auf das „schlechte Wetter achten, wenn ich nicht hier hinter „dem Dorfe so gefallen wäre, daß ich für Schmerzen am Fuße unmöglich weiter kann.“ Der Prediger schwieg einige Augenblikke bedenklich still; doch da der Bursche ein naher Anverwandter vom Förster war, und er also jenen zu beleidigen glaubte, wenn er ihn zurükwiese, so nahm er ihn auf. Im ganzen Hause stand weiter kein ledig es Bett, als auf der Stube, wo er das Geld liegen hatte. Deshalb trug er freylich wohl Bedenken; indessen der Schrank war ja fest, und, was er mit Gewißheit glauben konnte, dem Jägerburschen die ganze Sache noch unbekannt. Zu seiner Sicherheit machte er ihm doch die Bedingung, daß er sich müßte einschließen lassen. So auffallend dies auch den Burschen war, so sehnte er sich doch zu sehr nach einem Nachtquartiere, als daß er etwas hätte dawider einwenden sollen. Das that er aber doch, sobald der Prediger die Thür von außen verschlossen und verriegelt hatte, schob er inwendig einen Riegel vor, der von außen nicht geöfnet

öffnet werden konnte. Um Mitternacht, als der Prediger mit seiner Frau schon fest schlief, wurden sie auf einmahl von dreyen fremden Kerln überfallen, die ihnen Hände und Füße banden, und mit Tüchern den Mund verstopften. Hierauf gingen die Diebe die Treppe hinauf, um aus der obern Stube das Geld zu holen. Die vielen Bemühungen, diese Thür zu öffnen, wekten den Burschen sogleich. „Wer ist da? rief er laut, hier hat „jetzt niemand etwas zu suchen.“ „Ach bist du hier, „Jakob?“ rief einer von den Dieben, und der Bursche erkannte an der Stimme seinen Herrn. „Mach auf, es wird dein Schade nicht seyn! Wir „wollen uns nur das Geld aus dieser Stube hohlen. Du sollst mit uns gleichen Antheil haben. „Verrathen zu werden darfst du nicht befürchten.“ Mehr von Zorn und Abscheu gegen diese Niederträchtigkeit, als von Furcht angetrieben, antwortete er: „Wie, ihr kommt als Diebe, und könnet „verlangen, daß ich Antheil daran nehmen soll? „Doppelt schändlich würde es seyn, wenn ich jetzt „den Mann so behandeln wollte, da er mich doch „so freundschaftlich aufgenommen hat. Ich mache nicht auf, und wenn es mein Leben kosten „sollte.“ „Das kostet dirs nun auch, Kanaille! „wir werden dessen ungeachtet hineinkommen.“ „Wagt es nur nicht, die Thür zu erbrechen! dem „ersten, der hereintritt, stoße ich meinen Hirschfänger

„ger in die Brust, er sey, wer er auch sey.“ Die ergrimmten Räuber achteten nicht darauf. Sie rissen mit ihren Brecheisen die Thüre auf, und wollten nun über den Burschen herfallen. Dieser aber kam ihnen an Geschwindigkeit zuvor, er war so glüklich, den ersten und auch den zweyten niederzustoßen. Der dritte hielt es nicht für rathsam, länger zu verweilen; er sprang davon, und rettete sein Leben durch die Flucht. Jakob lief hinunter, und erlöste die Gebundenen. Wie erschrak der Prediger, als er den Förster in seinem Blute liegen sah, fast hätte er für Erstaunen vergessen, seinem Erretter, dem ehrlichen Jakob, zu danken.

Bote. Wenn wir mahl wieder auf dies Kapitel kommen, will ich euch meine Gedanken darüber mittheilen. Jetzt muß ich machen, daß ich fortkomme. Adieu. — (indem er geht, singt er)

Ich habe freyen frohen Sinn,
Und bin und bleibe, was ich bin,
Und lache Gold und Ehre.
Denn Kindertand und Bubensold
Und Wasserblas' ist Ehr und Gold,
Drum lach' ich Gold und Ehre!

Ich fühl in mir ein deutsches Blut,
Ein Herz, das edel denkt und gut,
Und grades Weges wandelt,

Des

Des Splitterrichters lach' ich wohl,
Der von Moralen übervoll
Stets redet und nie handelt.

Ich bin kein Graf und kein Baron,
Doch eines braven Mannes Sohn,
Und selber brav und edel.
Der Höfling dünge seinen Bauch
Mit Waisengut, mit Wind und Rauch
Den hochgebohrnen Schädel.

Reich sey der Reich', ich bin es nicht!
Ich bin vergnügt, das ist er nicht
Bey seinen schweren Säkken!
Er schachert Nachts auf Seid' und Pflaum,
Mich labt gesunder Schlaf und Traum
Auf harten Federdekken.

Ich habe freyen frohen Sinn.
Und bin und bleibe was ich bin,
Von stiller Freud erheitert:
Auch wenn der Todesengel winkt,
Und meines Richters Wage sinkt,
Und Erd' und Himmel scheitert.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Sechs und dreyßigstes Stük.

1791.

Der kluge Schäfer.

Nicht wahr? es ist kein Mensch, der nicht etwas von Wolle an sich trägt. Nun bedenkt einmahl, wie viel Menschen es giebt! und alle diese Menschen tragen Wolle; welche nützliche Thiere sind also die Schafe, und wie nöthig wäre es, daß man sich mehr um die Schaafzucht bekümmerte? Das bedenkt der Bauer aber nicht, er bekümmert sich auch nicht darum; und das ist in der That eine Schande. Nun wollen wir die Sache noch weiter untersuchen. Seht euch einmal um, ob es nicht sehr viele Leute giebt, denen das gemeine Tuch, welches aus unserer eigenen Wolle von unsern deutschen Schaafen ge-

macht wird, viel zu schlecht ist? Ey! ein wohlhabender Bauer kauft sich schon fremdes, gutes Tuch zu seinen Kleidern; von den Bürgern in den Städten, und von reichen, vornehmen Leuten mag ich gar nicht einmahl sagen. Alles das kostbare Tuch, und die kostbaren wollenen Zeuge werden alle aus fremder, spanischer, englischer oder französischer Wolle gemacht. Die Spanier, Engländer und Franzosen bekommen unser gutes, sauer erworbenes Geld, das geht also fort und kommt nicht wieder; daher wird immer des Geldes in Deutschland weniger. Bedenkt nur einmahl, welch ein Geld wird für Thee, Kaffee und Zukker nach Holland geschikt. O! ich mag da nicht alles anführen, es ist erschrecklich, und eben so gehts auch mit den wollenen Waaren. Wenn ihr etwas kaufen wollt, so geht ihr in die Stadt zum Kaufmann, da denkt ihr nun gar nicht daran, daß ihr etwas kaufen wollt, das im Lande selber gemacht wird; wenn ihr immer mit daran dächtet, und nur solche Sachen kauftet, die im Lande gemacht werden, so bliebe auch das Geld im Lande, und ihr könntet es wieder bekommen, wenn ihr auch etwas zu verkaufen hättet; aber so kauft ihr, was euch gefällt, es mag in Holland oder in Frankreich, oder in Pensylvanien gewachsen und gemacht seyn. Hört! das ist nicht brav. Ja, sagt ihr, unser eigenes

Land

Landtuch ist auch so erbärmlich schlecht, man will doch auch gern ein hübsches Kleid auf dem Leibe und einen hübschen Hut haben. Da habt ihr recht, es ist auch wahr. Aber wißt ihr, woran es liegt, daß wir so schlechtes Tuch und so schlechte Hüte haben? Das liegt an euch selber; warum sorgt ihr nicht, daß wir gute Wolle haben.

Ich will euch nun sagen, wie man an seinen eigenen Schaafen eben so gute Wolle erziehen kann, als die Engländer, und das ist doch etwas Schönes; wenn ihr mir da folgtet, und es so machtet, wie ich euch lehren will, so könntet ihr erstlich noch einmahl so viel Geld aus eurer Wolle lösen, und das wäre ja vortreflich; fürs zweyte, aus der Wolle können nun eben so gute Hüte und Tücher gemacht werden, als die fremden Hüte und Tücher sind, daher bleibt dann fürs dritte das Geld im Lande, und fürs vierte bekommt ihr auch diese Sachen viel wohlfeiler; denn ihr könnet ja wohl denken, daß solche Sachen, die man so weit herkommen lassen muß, vieles Fuhrlohn kosten, und daß sie der Kaufmann um so viel theurer bezahlen muß. Das alles bedenkt nun so recht, und höret mir nun zu, was ich euch erzählen will.

Vor einiger Zeit ging ich über Land, einige Stunden weit fort, um so etwas Gutes zu se-

hen und zu lernen; ich ging über Berg und Thal fort, und kam endlich in eine Gegend, wo ich noch nie in meinem Leben gewesen war. Endlich seh ich da vor mir im Felde ein Kirchdorf liegen; da gehst du hin, dachte ich; denn es war schon weit über Mittag, und ich war hungrig. Wie ich nah' an das Dorf kam, sahe ich Schaafe in einem Hofe herum laufen. Ich betrachtete die Schaafe, und je mehr ich sie besahe, je mehr mußte ich mich verwundern. Die Schaafe waren viel größer, als andre, sie waren so schön weiß, so reinlich; sie sahen auch so gesund und munter aus den Augen, daß es eine Freude war. Das mußt du besser wissen, dachte ich bey mir selber, und so schnurgrade geh ich in das Haus hinein. Als ich hinein kam, merkte ich gleich, daß da ein Pfarrer wohnte. Ich sahe eine betagte Frauensperson, die Haushälterinn war; ich fragte, wo der Hausherr sey? sie sagte mir, er sey ausgegangen, einen Kranken zu versehen, und würde bald wieder kommen. Ich setzte mich in die Stube und wartete, bis der Herr Pastor kam. Er war ein gar freundlicher, lieber Mann. Ich fing sogleich an von den Schaafen zu reden, das war ihm nun eben recht, denn davon redete er auch gern. Nun führte er mich hinter sein Haus, da hatte er einen Schaafstall, der war gut eingerichtet: war

recht

recht trocken und lag etwas hoch; denn die Schaafe können durchaus keinen feuchten, tiefliegenden Stall vertragen; auch war er recht warm, überall wohl zugemacht, und dann waren viele Fenster daran, ordentlich von Glas gemacht; denn der Pastor sagte mir, daß die Schaafe das Licht gar sehr liebten, und daß sie am besten gedeiheten, wenn sie Licht hätten.

Was mir aber in dem Stalle besonders gefiel, das war ein Widder oder Schaafbok, so groß und so schön habe ich in meinem Leben keinen gesehn. Seine Wolle war schloßweiß, und so fein, wie Seide, auch sehr lang. Ich fragte den Pastor, wo er denn den Widder her bekommen hätte? Er lächelte, und sagte: den habe ich selbst gezogen; alle meine Schaafe habe ich auch selbst gezogen. Nun ging ich mit dem ehrlichen Manne in den Hof und besah alle die Schaafe: sie hatten Wolle, wie der Widder, waren alle größer wie andere Schaafe, und überhaupt schön.

Nun könnt ihr leicht denken, daß ich gerne wissen wollte, wie der Pastor so gute Schaafe erziehen konnte. Er erzählte mir:

Als ich hieher kam, dachte ich nebst meinem geistlichen Amt auch daran, wie ich meinen Beicht-

kindern sonst Nutzen schaffen könnte. Ich las allerhand Bücher vom Ackerbau, von der Viehzucht und so weiter; was ich nun las, und das ich glaubte, nützlich zu seyn, das lehrte ich meine Bauern; sie folgten mir auch gern, und ich kann auch wohl sagen, sie sind nach und nach alle wohlhabend geworden.

Endlich war ich einmahl in der Stadt wo ich einen Reisenden traf, der aus England kam, dieser erzählte mir viel Wunderbares von dem englischen Ackerbau, besonders aber hatte er den Engländern abgemerkt, wie sie mit ihren Schaafen umgingen. Nun habe ich in meinem Leben große Lust zu den Schaafen gehabt, da gab ich recht Acht darauf, und jetzt konnte ich begreifen, wie man die Schaafzucht verbessern könnte; ich las auch Bücher von der Schaafzucht, und nun fing ich die Sache folgendergestalt an:

Ich nahm einen Acker, der etwa ein Paar Morgen groß war, diesen düngte ich ordentlich, ließ ihn dreymahl akkern, wohl eggen und also recht gut machen. Nun suchte ich in den Bergen die Kräuter, die die Schaafe besonders gern fressen, vorzüglich Bibernell, und so die feinsten Grasarten, die an den Bergen wachsen, Diese Kräuter suchte ich zur Zeit, als ihr Same reif war,

war, machte nun die Samen aus, und säete sie sogleich im Herbst auf eine Ekke meines Akkers; den übrigen Theil des Akkers besäete ich mit Korn, und zwischen das Korn rothen Klee; das Feld lag aber in einer festen Hekke, und war also befriediget. Das folgende Jahr erndtete ich mein Korn, die Kräuter und Gräser ließ ich aber wieder Samen tragen, und nun bekam ich so viel Samen, daß ich schon etliche Ruthen damit besäen konnte; mit dem Klee fütterte ich mein Vieh. Das folgende Jahr sammelte ich wieder allen Samen, und nun war ich im Stande, schon die Hälfte des ganzen Feldes mit Gras und Kräutern zu besäen; daher fing ich nun an, auf Schaafe zu denken.

Ich ging im May über Land, wo ich wußte, daß es Schaafe gab, suchte mir ein Boklamm aus, das unter allen das weißeste und größte war, und zugleich die schönste Wolle hatte; eben so suchte ich mir auch das weißeste, schönste und feinwolligste Mutterlamm aus. Beyde Lämmer ließ ich nach Hause bringen; ich machte ihnen ein warmes, reines Ställchen, that sie aber gleich von einander. Nun fütterte ich sie auf dem Stalle mit Bibernell und den Gräsern und Kräutern, die ich auf meinem Akker erzogen hatte,

anders bekamen sie nichts zu fressen. Des Abends gab ich ihnen recht reines, gutes Brunnenwasser zu trinken; denn das ist ein großer Fehler, wenn die Bauern glauben, ein Schaaf brauche nicht zu trinken.

Mit dem Füttern aber verhielt ich mich so: Ich ließ ihnen die Raufe etwas enge machen, damit sie keine große Mäuler voll auf einmahl bekommen können; so verderben sie kein Futter und überfressen sich auch nicht. Alle 14 Tage bis 3 Wochen kochte ich einen Kessel Wasser mit ein Paar Händen voll Kamillen, Quendel, Majoran und dergleichen wohlriechender Kräuter, that etwas Seife dazu, und mit diesem Wasser wusch ich meine Schaafe über den ganzen Leib. Dieß Waschen ist eine gar gute Sache, die Schaafe behalten eine reine, gesunde Haut, die Wolle bleibt auch rein, und wird sehr fein und schön. Dabey gebe ich ihnen täglich einmahl Salz zu lekken, darunter mische ich getrokneten und gepulverten Feldkümmel; das thue ich immer, und mein Schaaffleisch ist so wohlschmekkend und kostbar, als mans nur erdenken kann.

Den Sommer über trokne ich alles Gras und Kräuter auf meinem Akker, was ich nicht grün

grün verfütterte, nehm auch Kleeheu dazu, und damit füttere ich den Winter über meine Schaafe; denn sie dürfen kein Stroh, grobes Heu oder so etwas bekommen. Den Sommer über, wenns warm ist, laß' ich sie am Tage ein wenig in den Hof, damit sie sich etwas verspringen. Jetzt füttere ich den Sommer jene feinen Gräser und Kräuter; den Winter über aber nichts als Kleeheu. Den frischen Klee im Sommer zu verfüttern, will ich niemand rathen, denn die Schaafe können überhaupt nichts vertragen, das sehr saftig und feucht ist. Sehen Sie, so behandele ich noch immer meine Schaafe in der Fütterung, anders bekommen sie nichts zu fressen.

Ich habe alles aufs genaueste aufgeschrieben, wie's mir mit meinen Schaafen in den zwanzig Jahren, seitdem ich sie halte, ergangen ist; daher weis ich alles noch so genau, als wenns erst heute geschehen wäre.

Mein Boklamm und mein Mutterlamm ließ ich nun drittehalb Jahr alt werden, ehe ich sie beysammen ließ. Jetzt waren sie recht groß, fett und schön, und hatten beyde schöne Wolle. Den folgenden März brachte mir das Mutterschaaf ein Mutterlamm, welches auch schön und groß war;

die beyden Alten sonderte ich aber wieder von einander, bis in den Herbst, da ließ ich sie sich wieder paaren. Und den folgenden März bekam ich wieder ein Mutterlamm, dieß war schöner, grösser und feinwolliger, als das erste; daher ließ ich das erste nie zur Zucht, sondern das zweyte; dieß erzog ich wieder recht sorgfältig.

Sehen Sie, so mach' ichs überhaupt mit meiner Schaafzucht: ich nehme immer nur die allerschönsten Mutterlämmer zur Zucht, die ich unter meinen Schaafen bekomme, die übrigen Mutterlämmer lasse ich niemahls zum Widder; und das kann ich gut einrichten, weil meine Schaafe nie gehütet werden, sondern auf dem Stalle bleiben. Der Widder hat immer seinen eigenen Stall, er kommt nie zu den Mutterschaafen, als im Herbste, alsdann thue ich die Mutterschaafe, die nicht zur Zucht dienen sollen, besonders in einen Stall, zu den andern aber lasse ich nun den Widder, und wenn er eins besprungen hat, so muß er wieder in seinen Stall, bis über den andern Tag; das besprungene Schaaf aber bringe ich alsofort zu den Schafen, die nicht zur Zucht dienen sollen. Den dritten Tag laß ich ihn wieder nur eins besprungen, und so fort, bis alle besprungen sind; auch halte ich auf einen Widder nicht mehr als zehn

Schaa-

Schaafe, damit er sich nicht abmatte, und aus seiner Abmattung schwache Lämmer entstehen.

Da ich nun die allerschönsten Mutterschaafe von dem besten Widder bespringen lasse, und das von Jahr zu Jahr immer so beobachte, so muß sich meine Schaafzucht immer mehr und mehr verbessern; und da ich ebenfalls die Schaafe groß, stark und ausgewachsen werden lasse, so müssen sie auch größer und stärker werden, als andere Schaafe. Das ist die ganze Kunst. Wer sorgfältig dabey ist, und alles wohl beobachtet, der wird großen Nutzen von seinen Schaafen haben; denn es erfordert nicht so viel Mühe, als man denkt; nur muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man nichts füttere, als was ich eben gerathen habe, und daß man die Schaafe nur reinlich halte.

Die Boklämmer, die nicht zur Zucht dienen, lasse ich nach dem ersten Vierteljahr alle verschneiden und zu Hämmeln machen; diese Hämmel behandle ich nun auf eine ganz besondere Art. Ich besäe ein Feld mit Klee; wenn nun der Klee Köpfe bekommt, so treibe ich meine Hämmel folgendergestallt aufs Feld: Ich mache einen Pferg, so lang, als das Feld breit ist, und etwas breiter, als ein Schaaf lang ist, etwa 6 Fuß breit.

Nun

Nun stelle ich Raufen in den Pferg; ehe ich aber die Schaafe hinein lasse, mähe ich den Klee, so weit der Pferg geht, rein ab; diesen Klee verfüttere ich nun den Hämmeln auf der Raufe. Wenn sie den Klee alle gefressen haben, so mähe ich vor dem Pferge wieder so viel Klee ab, als der Pferg groß ist, und rücke dann den Pferg dahin, so lange, bis auch das Stük wieder verfüttert ist; so fahr' ich fort, bis aller Klee auf dem Felde verfüttert ist. Sind nun der Schaafe nur so viel, und ist das Feld so groß, daß der Klee wieder gewachsen ist, wenn ich am Ende bin, so fange ich vorn wieder an; ist aber das Feld nicht groß genug, so nehme ich noch ein Kleestük darzu, das ich eben so verfüttern kann. Zu diesen Hämmeln thue ich nun auch die Mutterschafe, die über 7 Jahr alt sind, oder wenn ich etwa einen alten Widder habe, der 7 Jahr alt ist, älter darf kein Schaaf werden; dabey laß ich denn auch alle Tage meine Schaafe recht viel Salz mit Quendel, das ist Feldkümmel, lekken, auch einmahl frisch Wasser trinken. Diese Schaafe sind im Herbst so fett, als sie nur werden können, so daß ich sie mit großem Nutzen an die Schlächter verkaufen kann. Auf diese Weise bringe ich meinen Klee hoch ans Geld, desgleichen auch meine abständigen Schaafe, und meine Kleefelder werden zugleich gepflegt;

gepflegt; da wächst in einem Sommer von der Fettigkeit der Klee viermahl, und im Herbst lasse ich die Kleestoppeln umpflügen, eggen, noch einmahl pflügen, und dann säe ich Winterfrucht darein, die geräth nun vortrefflich.

Mit der Wolle verhalte ich mich so: Ich schere meine Schaafe nur einmahl, und zwar im Junius; denn das Zweymahlscheren giebt schlechte Wolle und schwächt die Schaafe; auch wasche ich meine Schaafe nicht vor dem Scheeren, denn das ist gar nicht gut. Weil ich nun meine Schaafe alle 14 Tage oder 3 Wochen wasche, wie ich schon gesagt habe, so sind sie rein, und ich habe das Waschen vor dem Scheren nicht nöthig. Weil nun meine Zuchtschaafe die beste Wolle haben, so schere ich sie und thue die Wolle allein; diese verkaufe ich theurer als die beste Sorte. Hernach nehme ich die Schaafe, die etwas schlechtere Wolle haben, die scheere ich auch besonders, das gibt die Mittelsorte, dann von den Hämmeln und alten Schaafen, das ist die schlechte Sorte. Endlich thue ich auch die Lämmerwolle besonders.

Sehen Sie, so verfahre ich mit meiner Schaafzucht schon seit zwanzig Jahren, und da habe ich das Ding noch weiter getrieben. Ich habe gemacht,

macht, daß fast alle Bauern hier im Dorfe Schaafe halten; ich gab jedem Bauer ein Boklamm und ein Mutterlamm, und da müssen sie's alle machen, wie ich, so daß wir jetzt über 300 Schaafe hier im Dorfe halten, die alle auf dem Stalle gefüttert werden, und alle sind so schön, so groß, und tragen so schöne Wolle, daß ein jeder glaubt, es wären fremde Schaafe von einer ganz andern Art.

Die Schaafzucht des Pastors gefiel mir so wohl, daß ich ihm vielmahls für seine Erzählung dankte; denn ich hatte es nun auch gelernt.

Seht, ihr lieben Bauersleute, ich habe euch nun erzählt, wie man die Schaafzucht verbessern soll. Das geht nun freylich nicht überall an, besonders wo das Futter rar ist; dennoch, wenn ihr einmahl eure Haushaltung so eingerichtet hättet, daß ihr brav Klee erzeugtet, und eure Wiesen recht im Stande hättet, so wäre es euch ja wohl leicht möglich, daß ihr etliche Schaafe auf dem Stalle hieltet. Denkt einmahl, wenn jeder Bauer nur etliche Schaafe hielte, das gäbe doch eine beträchtliche Menge Wolle im Lande. Nun das ist auch wahr, wo es den Bauern an Aekkern

und

und Feldern fehlt, wo sie nicht Frucht genug bauen können, da gehts nicht an, daß man ein Feld mit Bibernellkräutern und Gräsern besäet; aber da will ich euch wieder einen andern Rath geben: Wenn ihr Berge und Waldung habt, so laßt ihr die Schaafe den Sommer hüten, nur daß sie nicht auf sumpfigte oder morastige Oerter getrieben werden. Dafür sorgt ihr nur, daß ihr den Winter zartes Heu oder Grummet für sie habt, ihr könnt ja lieber ein Paar Stük Rindvieh weniger halten, denn die Schaafe bringen ja recht guten Mist, so daß ihr an dem Dünger nichts verliert.

Aber darauf kommt alles an, daß ihr die Wolle verbessert, und da macht ihrs wie der Pastor: ihr sucht immer diejenigen Schaafe, welche am schönsten sind, zur Zucht aus; besonders müßt ihr darauf sehen, daß der Widder gut ist. Alle andere Boklämmer müßt ihr verschneiden lassen, damit keine Lämmer davon fallen. Die Widder werden gar nicht bey der Heerde gelassen, sondern immer auf dem Stalle gehalten und wohl gewartet und gefüttert. Im Herbst, etwa im Oktober, sondert man die feinwolligten Mutterschaafe von den andern ab. Diese Mutterschaafe treibt man nun mit so viel Widdern, als dazu gehören, ein Paar Wochen allein auf die Weide, und die andern

dern Mutterschaafe hütet man auch so lange allein. Wenn sich nun die guten Mutterschaafe belaufen haben, so läßt man die Widder wieder im Stalle. Die andern Schaafe aber hütet man wieder zusammen.

Wenn man nun diese Regeln Jahr aus, Jahr ein wohl beobachtet, so wird man auch nach und nach eine recht gute Art Schaafe und rechte kostbare Wolle bekommen. Aber das Waschen mit dem Kräuterwasser und mit der Seife darf nicht versäumet werden; dafür kann ja dann der Schäfer sorgen.

Ich wünschte, daß reiche, wohlhabende Landleute einmahl den Anfang machten, eine solche Schaafzucht anzulegen; aber sie müßten die Wolle nicht alle unter einander mischen, sondern die gute, die mittlere und die schlechte jede besonders verkaufen. Diese Anstalt würde gewiß niemanden gereuen.

Der

Meklenburgische Bote.

Ein Wochenblatt.

Sieben und dreyßigstes Stük.

1791.

Wirth. Er versprach neulich, mir einen Begriff von den Sternen zu machen: will er heute nicht sein Versprechen erfüllen?

Bote. Das will ich gerne; vorher aber muß ich ihm noch eine recht brave Handlung erzählen.

Wirth. Die hör' ich mit Vergnügen.

Bote. In Johanngeorgen-Stadt im Erzgebirge entstand am 29sten Julius dieses Jahres eine Feuersbrunst, welche unter andern auch des dortigen Bürgers und Handelsmannes **Johann Gottlieb Stoß** Wohnhaus und Seitengebäude, mit allem darin befindlichen Hausgeräthe und Vorrath von Waaren gänzlich verzehrte und ihn zum armen Mann machte. Er rettete aber des-

halb nichts von seinen Sachen, weil er das Leben seiner Nachbarn höher schätzte, als sein Vermögen. Da er sah, daß einige in offenbarer Gefahr waren, in den Flammen umzukommen, ließ er sein Haus brennen, und eilte, sie zu retten. *)

Ein Bauer. Wohl wahr; aber es heißt doch: Jeder ist sich selbst der Nächste.

Bote. Das Sprichwort ist richtig; allein es muß auch richtig verstanden werden. Hier ist es ganz unrecht angebracht. — Wenn ich und mein Nächster in gleicher Gefahr sind, so ist es freylich ganz natürlich und erlaubt, daß ich zuerst die Gefahr von mir zu entfernen suche, und mein Nächster muß sie von sich zu entfernen suchen. Allein, wenn meines Nächsten Gefahr weit größer und meine Gefahr weit kleiner ist, wenn der Verlust, der mir droht, wohl zu ersetzen, der aber, welcher ihm droht, nicht zu ersetzen ist; so ist es meine Pflicht, ihm zu helfen, auch wenn ich darunter leide. Ein Haus und Güter sind doch nicht so viel werth, als das Leben eines Menschen. Nicht wahr, wenn sein Leben in Gefahr wäre, und ein Mensch rettete ihn und büßte darüber das Seinige ein; nicht wahr, er würde seinem Retter gern etwas abgeben, ihm gern auf alle mögliche Art forthelfen?

Bau-

*) Anzeig. 1791.

Bauer. Das würde ich.

Bote. Und so läßt sich ja ein solcher Verlust noch wieder ersetzen; allein das verlohrne Leben kann nicht wieder hergestellt werden. — — Nun zu meiner Absicht! Wenn ich ihm einen Begriff von den Sternen machen soll, so muß ich ihm erst einiges von der Erde sagen. Die Erde ist ungemein groß, und hat die Gestalt einer Kugel.

Wirth. Einer Kugel? Wie ist das möglich? Es sind ja Berge und Thäler darauf!

Bote. Freylich. Allein auf der Erde sind die Berge etwa das, was auf einer kleinen Kugel eine kleine erhabene Stelle seyn würde. Ein Ball bleibt doch rund, wenn auch hin und wieder ein kleiner Knoten daran befindlich ist.

Wirth. Wie groß ist denn die Erde wohl?

Bote. Wenn man immer gerade zu reisete rund um die Kugel herum, und endlich wieder auf die Stelle käme, von welcher man ausgereiset wäre: so hätte man 5400 Meilen zurükgelegt.

Wirth. Aber ich begreife dessen ungeachtet noch nicht, wie die Erde eine Kugel seyn kann. Man reiset ja doch immer gerade zu auf ebenem Lande, nicht rund um, — und wenn es auch einmahl Bergab geht, so geht es auch nachher wieder Bergauf.

Bote. Das Bergauf und Bergab kann, wie

gesagt, nichts ausmachen, da die Kugel der Erde so groß ist, daß Berge und Thäler darauf nichts mehr sind, als Knötchen am Balle, und kleine Grübchen in einer Kegelkugel — und kaum so viel machen sie gegen die große Erde aus. Also meint er, Herr Wirth, wir führen auf einer Ebene fort, und wir müßten es doch merken, wenn sich die Erderündete?

Wirth. Freylich, das meine ich.

Bote. Aber stell' er sich nun einmahl vor: Wenn eine Fliege oder ein Würmchen, das noch viel kleiner ist, als eine Fliege, auf einer Kugel kröche, die so groß oder noch weit größer wäre, als diese Stube; sollte das Würmchen denn wohl die Ründung der Kugel merken, oder sollte es nicht vielmehr demselben vorkommen, als kröche es auf einer Ebene?

Wirth. Hm! das läßt sich hören.

Bote. Auf einer Kugel, die 5400 Meilen im Umkreise hat, muß die Ründung ganz unmerklich seyn. Daß das aber richtig ist, was ich ihm gesagt habe, kann er leicht einsehen, wenn er nur überlegt, was ich ihm jetzt sagen will. Wenn man sich einer Stadt nähert, so kann man, ehe sonst etwas von derselben zu sehen ist, die Spitzen ihrer Thürme sehen. Wenn die Erde nicht geründet wäre wie eine Kugel, so ginge das nicht an; dann würde man die Häuser der Stadt

eben

eben so bald sehen, als die Thurmspitzen: denn warum sollte das Auge unten nicht eben so scharf hinsehen, als oben, wenn nichts dazwischen wäre? Eben so ist es auf dem Wasser. Man sieht die Spitze eines Schiffes weit früher, als das Schiff, welches näher kommt; und je näher es kommt, desto mehr kann man davon sehen. Stelle er sich einmahl eine Kugel vor — oder noch besser — da wirs gleich hier haben — Frau Wirthinn! erlaube sie mir einmahl auf einige Augenblikke ihr Spinnrad — Sehe er einmahl her, Herr Wirth! Wenn auf diesem Rade, welches gedrehet wird, hin und wieder kleine Stifte oder Stäbe befestiget würden; und er legt sein Gesicht hier vorne an, daß er die Rundung des Rades vor sich hat, so wird er eher die Spitze des Stiftes, der da steht, wo sich hinten das Rad herabrundet, sehen können, als den ganzen Stift, weil die Rundung des Rades dazwischen ist. So ist es nun auf der Erde. Zwischen einer von mir entlegenen Stadt und mir ist die Erde immer etwas erhoben, wenn sie uns auch eben scheinet, weil die ganze Erde kugelförmig ist; darum sieht man das, was über diese runde Erhebung herübersteht, früher, als das, was am Boden ist, und also hinter der Erhebung liegt. — Auf dem Rade ist die Rundung nur nach einer Richtung hin; auf der Erde nach allen Richtungen. —

Noch einen Beweis will ich ihm geben. Er mag auf der Erde stehen, wo er will; sobald er nur auf allen Seiten von sich sehen kann, so scheint ihm das Land, so weit er es sehen kann, um ihn her rund. Geht er eine Strekke weiter, zur Rechten oder zur Linken, vorwärts oder rükwärts; so ist zwar die Gegend nicht mehr ganz dieselbe, aber rund ist sie ebenfalls. Wenn man aber allenthalben, wo man auf der Erde steht, einen runden Abschnitt sieht, und in der Mitte dieses Abschnittes stehet, so muß die Erde eine Kugelgestalt haben, denn nur auf einer vollkommenen Kugel ist allenthalben die Mitte, und wie und von welcher Seite man sie auch ansehen mag, allenthalben erscheinet sie rund. — Ferner, man hat die Erde schon häufig umgeschiffet; man ist von Morgen gegen Abend (oder von Osten nach Westen) gereiset, und endlich wieder dahin gekommen, wo man abgereiset ist. Das könnte nicht seyn, wenn die Erde nicht von Morgen nach Abend eine abgerundete Gestalt hätte. Wenn ich auf unserer Frau Wirthinn Spinnrade von dieser Stelle mit dem Finger mich fortbewege, und immer grade ausrükke, doch so, daß der Finger immer auf dem Rade bleibt und es berührt; so komme ich endlich wieder auf dieselbe Stelle mit dem Finger, wo er anfangs war. Von Süden nach Norden (oder von Mittag nach Mitternacht)

nacht) hat man die Erde nicht umschiffen können, wegen des vielen Eises, das man dort im Meere antrifft: allein, daß sie dorthin auch abgerundet ist, beweiset das, was ich vorher gesagt habe.

Wirth. Nun fange ich freylich an, das zu begreifen. Allein wenn die Erde wirklich rund ist, so muß man ja dann, wenn man an die Seite kommt, herunterpurzeln — und das Wasser kann ja da auch nicht so fließen, daß der Boden oben und das Wasser unten ist. Wenn hier oben im Spinnrade ein Loch wäre, so könnte Wasser darin seyn; aber wenn unten eins wäre, so würde ja kein Wasser darin dauern, sondern es würde herauslaufen.

Bote. Das scheint freylich so; allein er sieht doch, daß eine Fliege oder ein Wurm rund um eine Kugel kriechen können, ohne daß sie herunterfallen. — Ich will suchen, ihm auch das zu erläutern. Der liebe Gott hat alle Körper, das heißt, alles was man sehen kann, so eingerichtet, daß sie sich einander anziehen. Man nennt das: Alle Körper haben eine anziehende Kraft. Daß sich dieses so verhält, davon kann er sich gar bald überzeugen, wenn er nur über manche Kleinigkeiten, die alle Tage im gemeinen Leben vorkommen, nachdenken will. Wenn man Milch oder Wasser aus einem Topfe gießet, so

pflegt von der Milch oder dem Wasser etwas an dem Topfe niederzulaufen, weil der Topf es anziehet. Wenn in einem Glase mit Wasser kleine Fäserchen schwimmen und sich dem Rande des Glases nähern, so pflegen sie immer schneller dem Rande zuzufließen und daran hängen zu bleiben, weil der Rand sie anzieht. Eben darum bleibt in einem Gefäße immer etwas zurük, wenn man Milch, Wasser, oder was es sonst ist, herausgießet. Wenn er Wachs schmelzet, in eine Tasse gießet und dann kalt werden lässet; so ist es gewöhnlich in der Mitte etwas eingedrükt und rund umher an dem Rande der Tasse erhoben, weil die Tasse das fließende Wachs an sich gezogen hat.

Wirth. Das habe ich oftmahls gesehen; aber niemahls darauf geachtet. Aber da sieht man, daß auch die allergeringsten Kleinigkeiten nützlich zu beobachten sind.

Bote. Freylich — Das alles zeiget, daß alle Dinge, die man sehen und fühlen kann, oder alle Körper eine anziehende Kraft haben. Nun bemerken wir weiter, daß der größere Körper immer den kleinen anziehet; und daß er seine Kraft immer desto stärker äußern kann, je näher ihm der kleinere Körper ist. Wenn zwey Körper ihre anziehende Kraft auf einen dritten äußern können; so neigt sich dieser dritte Körper mehr zu demjenigen von den beyden andern hin, welcher

welcher der größte und näheste ist. Wenn beyde anziehende Körper dem dritten gleich nahe und gleich groß sind, so ziehen sie beyde ihn gleich stark an, und er wird in der Mitte von beyden bleiben müssen. Wenn ein entfernter Körper einen andern anziehen soll, so muß er um so viel größer seyn, je entfernter er ist; und wann ein kleiner Körper einen andern (der aber freylich noch kleiner seyn muß) anziehen soll, so muß er um so viel näher seyn, je kleiner er ist. Aber nicht bloß auf die Größe des Körpers, wie vielen Raum er einnimmt, kommt es an: sondern auch darauf, und ganz vorzüglich darauf, wie dicht die Theile des Körpers zusammenhängen, oder wie viel Materie er enthält. Wenn ich ihm das alles ganz genau erklären wollte, so würden wir uns zu sehr vertiefen müssen. Zu meiner Absicht ist es genug, daß er sich nur merkt: die Körper, das heißt, alle diejenigen Dinge, welche gesehen und gefühlt werden können, haben eine anziehende Kraft. Wie das zugehet, können wir auch nicht ausfindig machen; das ist vor aller Menschen Augen verborgen. Nun ist aber die Erde doch gewiß größer, als alles, was auf der Erde ist; und näher dabey, als alle andere Himmelskörper, wenn diese auch größer sind. Darum werden alle Menschen und Thiere, Steine, und was es sonst für Körper giebt, von der

Erde angezogen; und daher kommt es, daß die Erde eine Kugel ist, und auf der andern Seite der Kugel auch Menschen seyn können, die dessen ungeachtet nicht in die Luft fallen, sondern auf der Erde gehen, stehen und sitzen können.

Wirth. Jetzt begreife ich es einigermaßen, wiewohl mir das Ding so schnurrig vorkommt.

Bote. Kein Wunder, weil es ihm ungewohnt ist. Aber vielleicht sage ich ihm noch mancherley, was ihm noch schnurriger vorkommen wird, und was doch wahr ist.

Wirth. Nun?

Bote. Des Morgens sieht er die Sonne im Osten, des Mittags im Süden, des Abends geht sie im Westen unter. Nicht wahr, er glaubt also, die Sonne bewegt sich von Osten nach Westen, geht dann auf der andern Seite der Kugel herum, und kommt dann am andern Morgen wieder im Osten hervor.

Wirth. Ja wohl glaube ich das — ich sehe es ja ganz deutlich.

Bote. Er glaubt es zu sehen, allein er irret dessen ungeachtet. Denn nicht die Sonne bewegt sich um die Erde; sondern, daß wir die Sonne zu verschiedenen Zeiten des Tages an verschiedenen Stellen des Himmels sehen, kommt davon, weil die Erdkugel sich alle 24 Stunden umdrehet.

Wirth.

Wirth. O, hab' er mich nicht zum besten!

Bauer. Das mag er einem andern weiß machen; ich glaube, was ich sehe.

Bote. Nun, so sag er mir doch einmahl, Nachbar Michel, weil er doch alles glaubt, was er sieht — er sieht doch auch die Sonne alle Tage; wie groß ist denn die wohl?

Bauer. Wie groß die Sonne ist? Hm! wie eine große Scheibe.

Bote. Da könnt' ich ihn nun wieder fragen, wie vielen Umfang eine Scheibe haben müsse, wenn er sie groß nennen soll. Allein ich will seine Antwort nehmen. Also die Sonne, sagt er, ist so groß, als eine große Scheibe! — Wenn hier im Dorfe auf dem Kirchthurme ein recht helles Licht angezündet würde, ja wenn man Abends im Finstern oben den Thurm mit mehrern Lichtern oder Lampen besetzte; sollte man denn wohl auf dem ganzen Kirchhofe ein fein gedruktes Buch lesen können?

Wirth. Nicht einmahl ein grob gedruktes würde man lesen können.

Bote. Wenn man oben auf dem Thurme ein Feuer, wie eine große Scheibe anbringen könnte; so würde man freylich unten am Thurme wohl etwas lesen können; allein sobald man sich nur einigermaßen davon entfernte, so würde es sogleich vorbey seyn! — Nun aber ist ja die Sonne

so

so ungemein weit von der Erde entfernt. Das kann man so schon merken; es wird einem aber noch einleuchtender, da die Hälfte des Erdbodens von derselben auf einmahl kann erleuchtet werden. Ein Licht, das man etliche Meilen weit **nur sehen** sollte, wie groß müßte das wohl nicht schon seyn, und wie hoch müßte es nicht stehen! Ich sage, wenn man es **nur sehen** sollte: allein, nun stelle er sich einmahl vor, wenn eine Gegend von etlichen Meilen, oder auch nur von einer Meile im Umkreise durch ein Feuer so sollte erleuchtet werden, daß man allenthalben innerhalb dieser Meile alle Gegenstände ganz deutlich sehen könnte — was für ein Feuer mußte das nicht seyn, und wie hoch müßte es nicht angebracht werden? Nun schließe er einmahl weiter auf die Sonne, welche den großen Umkreis der Erde so hell erleuchtet; reicht da wohl ein Feuer wie eine große Scheibe zu?

Wirth. Gewiß nicht.

Bote. Und je weiter wir von einem Gegenstande entfernt sind, desto kleiner scheint er uns. Nicht wahr?

Wirth. Freylich.

Bote. Die Sonne, die die Erde erleuchten soll, muß doch wohl recht hoch, und also recht weit von uns entfernet stehen?

Wirth. Das muß sie wohl.

Bote.

Bote. Nun Michel, muß die Sonne also wohl nicht weit, weit größer seyn, als eine große Scheibe? —

Wirth. Nun Michel — sprecht doch ein Wort! Ihr seyd ja ganz verstummt!

Bote. Stillschweigen ist auch eine Antwort. Ich denke, Michel giebt es zu, daß die Sonne sehr weit von uns entfernet, und sehr groß seyn muß. — Und der Mond kann auch wohl so ganz klein nicht seyn?

Wirth. Freylich folgt das aus dem, was er uns gesagt hat, daß der Mond auch groß seyn muß.

Bote. Gut! — für dießmahl wollen wir nun von dieser Sache abbrechen. Was wir heute ausgemacht haben, das merkt euch, nämlich, daß Sonne und Mond sehr weit von der Erde entfernet und viel größer sind, als sie scheinen — und daß also manches ganz anders seyn kann, als es unsern Augen scheinet — ferner, daß die Erde rund ist, wie eine Kugel. Ich will nur noch hinzusetzen, daß die Gelehrten ausgeforscht haben, daß diese Kugel im Norden und im Süden ein wenig eingedrükt ist, ungefähr wie ein Apfel. Das macht nun aber bey der Größe der Erde nichts aus — und man kann sie deshalb doch als eine wahre Kugel ansehen.

Wirth. Nach allen dem, was er uns da

gesagt

gesagt hat, müßte es doch auch besser auf der Welt zu leben seyn, als es jetzt ist.

Bote. O! auf der Welt ist alles gut, wenn man's nur recht anfängt.

Es ist so schön in dieser Welt;
Der Freuden sind so viel!
Wer sich den bessern zugesellt,
Und ruhig leben will,

Der hat den reichlichsten Genuß,
Und manchen frohen Tag;
Auf kleines Leiden und Verdruß
Folgt bald die Freude nach.

Wohl giebt es schwere Plagen hier,
Das leugn' ich wahrlich nicht,
Doch findet der auch Trost dafür,
Dem's nicht an Muth gebricht.

Denkt nicht, ich spräche das so hin,
Wie mancher Versemann!
Nein; Freunde! glaubt es mir! ich bin,
So sehr man immer kann,

Vertraut mit Leiden aller Art,
Doch überwand ich sie —
Wer mit Geduld der Zukunft harr't,
Den trügt die Hofnung nie.

---

schweigen,
Röse ei:

chon drey
geträumt.

e Traum:
wir alle
du davon
uter Karl
davon, so
nfallen.

hen. Alle
bleibe ich.

hl daran!
s dir un:
m einmal
„Mutter,
schwer,“

Gelehrter!

u glaubst,
ch, daß er
lle Traum:
rt aus den
r. Man
kannte

the scale towards document
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
mm inch
Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1779411499/phys_0601
DFG